This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

(Sprengel)
KBD
~~[illegible]~~
628. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Gegenwärtiger Zustand

von

Tunkin, Cochinchina

und der Königreiche

Camboja, Laos und Lac-tho.

Von

Lemonnier de la Bissachère.

Nach dem Französischen,

herausgegeben und mit Anmerkungen versehen

von

E. A. W. v. Zimmermann.

Weimar,

im Verlage des H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.

1813.

Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
Reisebeschreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten gesammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgesetzt
von
T. F. Ehrmann.

47

Sieben und vierzigster Band.

Weimar,
im Verlage des H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.
1813.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK.
NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt.

De la Bissachère, Gegenwärtiger Zustand von Tunkin, Cochinchina rc.

Vorbericht

des teutschen Herausgebers.

Derjenige Theil Asien's, den wir unter dem Namen von Hinter-Indien oder Indien jenseits des Ganges kennen, gehört zu den reichsten, schönsten, von großen und merkwürdigen Nationen bewohnten Theilen der Erde. Es war daher desto schmerzlicher, daß sich gerade hiervon in unserer Erdkunde die größten Lücken fanden. Zwar haben uns, außer verschiedenen Missionarien, Rhodes, Baron und Borri über Cochinchina und Tunkin für die Zeiten des 17ten Jahrhunderts keine unbedeutende Auskunft gegeben; und da überhaupt in Asien die Sitten und Gewohnheiten der Völker weit stättiger sind als bei uns, so darf man mit Grunde Vieles als noch jetzt bestehend annehmen. Indeß waren die damaligen Zeiten noch nicht geeignet, uns ein genugthuendes Gemälde dieser wichtigsten Länder Asien's zu entwerfen. Es mangelte nämlich noch fast gänzlich die, zur Darstellung der, doch so großen, Fülle der trefflichsten

Naturproducte nothwendige, systematische Kenntniß der Naturgeschichte, auch wurden die Etnographie, die ganze Lehre von der Regierungsform und von dem Handel um die Zeit nur sehr oberflächlich behandelt. Alles was uns daher die eben genannten Reisenden über Cochinchina und Tunkin vortrugen, wenn gleich durch die Nachrichten von Hamilton, Kirsops und Bowyear nochmals vermehrt und zum Theil verbessert, blieb unzureichend. Auch war dasjenige, was Rochon über den Zustand von Cochinchina im Jahre 1740 mittheilte, viel zu kurz und in Rücksicht der Naturgeschichte zu unvollständig. Aeußerst wichtig war dagegen die Flora Cochinsinensis des Geistlichen de Loreiroi, Lissabon 1790. 4., wovon der treffliche Willdenow eine zweite Aufgabe veranstaltete; denn hierdurch ward auf einmal eine sehr große Menge der vorzüglichsten Baum- und Pflanzenarten bestimmt, welche sowohl für die Arzeneikunde, als für die Färberei und viele andere Gewerbe, ja fast für den ganzen Handel das höchste Interesse haben.

Zehn Jahre später erhielten wir abermals durch einen katholischen Geistlichen einen zwar kleinen, aber sehr lehrreichen, und allem Ansehen nach sehr wahrhaften Bericht über Cochinchina, näm-

lich: *Joh. Koefleri* historica Cochinchinae descriptio in epitome redacta ab *Anselmo ab Eckart*. Der um die Erdkunde so vielfach verdiente Hr. v. Murr gab ihn heraus. Und wenn gleich der wahrheitsliebende Köfler sich größtentheils nur mit dem Zustand der dortigen Regierung bis zum Jahre 1755 beschäftigt, so enthalten diese wenigen Bogen (126 Seiten) dennoch manches Neue und Schätzbare über die Geographie und natürliche Beschaffenheit dieses ziemlich unbekannten Reichs.

Jetzt liegt nun ein weit beträchtlicheres Werk nicht nur über die, nunmehr mit einander vereinigten Reiche Cochinchina und Tunkin, sondern auch über die, noch weniger bekannten, Tunkin jetzt angehörigen Länder Laos, Lac-tho und Cambogia vor uns. Das Buch erschien in London unter dem Titel: The present State of Tunquin, Cochinchina, Cambogia, Tsiampa, Laos and Lactho, compared from the report of *Mr. le Bissachère* 1811, und ward sofort in's Französische (wenn anders dies nicht die Grundsprache war), übertragen. Nach dieser Uebersetzung ward dann die unsrige treu gegeben.

Da der Verfasser achtzehn Jahre hindurch in Tunkin und zwar bis zu den neuesten Zeiten ge-

lebt hat, so durfte man mit Recht etwas Vollständiges erwarten. Im Ganzen genommen ist es auch allerdings belehrend; in verschiedenen Hinsichten bedeutender als die Nachrichten seiner Vorgänger. Bedauern muß man nur, daß es ihm vorzüglich an Kenntniß der Naturgeschichte mangelte. Der Herausgeber hat daher, so viel es sich, nach den oft schwankenden Angaben des Verfassers, thun ließ, mehreres zu bestimmen und hinzuzufügen gesucht.

Dagegen sind die Nachrichten von den Sitten, Gewohnheiten, der Religion, dem Handel und den Gewerben, wie auch von den Revolutionen, welche Tunkin besonders in den letzten Zeiten erlitten hat, vollständiger als bei Andern, selbst als bei Sainte Croix *), dem neuesten Reisenden. Vorzüglich hat es sich aber der Verf. angelegen seyn lassen, den Charakter der Tunkinesen nicht nur überhaupt genauer zu schildern, sondern ihn mit dem der Bewohner der, in der Nähe dieses Reiches gelegenen Länder zu vergleichen, und hierdurch ein wirklich lehrreiches Gemälde aufzustellen. Es ist nur zu

*) Voyage commercial et politique aux Indes orientales, aux isles Philippines, à la Chine, avec des Notions sur la Cochinchine et le Tonquin pendant les années 1803, 1804, 1805, 1806, et 1807. par Mr. *Renouard de Sainte Croix* 3 Vol. Paris 1810.

bedauern, daß dies, so wie überhaupt ein Vortrag, eine ermüdende Weitschweifigkeit an sich trägt, und daß dabei in das Ganze eine Menge fremder Materien hineingezogen sind. Der Herausgeber hat sich bemühet zu jäten und auszumärzen, was nur irgend ohne Verlust der Hauptsache wegbleiben konnte; hierdurch ist einmal die Bogenzahl beträchtlich gemindert, und man wird zugleich beim Lesen weniger von der Materie selbst abgelenkt.

Aufmerksamkeit verdienen indeß die Aussichten, welche der Verf. für das künftige Schicksal dieser wichtigen Länder zu eröffnen sucht. Sie enthalten manches Interessante, selbst da, wo die Idee des schnellen Fortschreitens der Menschheit in der Aufklärung ihn oftmals zu lebhaft mit sich fortreißt.

So darf dann das Werk des P. Bissachère auf gedoppelte Weise einer guten Aufnahme entgegen sehen; einmal, weil es die darin beschriebenen wichtigen, zum Theil sehr wenig bekannten Länder vollständiger kennen lehrt, als die bisherigen Nachrichten, und ferner weil die darin aufgestellten Vergleiche verschiedener Asiatischen Völker unter einander, eben wie die von ihnen dereinst zu erwartenden Vortheile in einem neuen Lichte dargestellt werden.

Uebrigens hätte man sehr vieles hiervon in Frankreich schreiben können, ohne je in Tunkin gewesen zu seyn.

Braunschweig im Novbr. 1812.

E. A. W. v. Zimmermann.

Inhalt.

Erster Theil.

Seite

Erstes Kapitel. Benennung Tunkin's und anderer Staaten unter der Herrschaft des Kaisers von Tunkin. . . . . 3—7
Zweites Kapitel. Geographische Ansicht. . . 8—17
Drittes Kapitel. Meteorologische Ansicht des Landes. . . . . 18—28
Viertes Kapitel. Geologische Ansicht. . . 29—40
Fünftes Kapitel. Antropologische Ansicht. . 41—48
Sechstes Kapitel. Bevölkerung. . . . . 49—56
Siebentes Kapitel. Zoologische Ansicht des Landes. . . . . 57—79
Achtes Kapitel. Landesproducte und Anbau. . 80—110
Neuntes Kapitel. Fischerei und Schifffahrt. 111—123
Zehntes Kapitel. Künste und Manufacturen. . 124—132
Eilftes Kapitel. Von den schönen Künsten. . 133—144
Zwölftes Kapitel. Handel. . . . . 145—163
Dreizehntes Kapitel. Nahrungsmittel. . . 164—177
Vierzehntes Kapitel. Trachten. . . 178—181
Funfzehntes Kapitel. Wohnung. . . . 182—186

Zweiter Theil.

	Seite
Erstes Kapitel. Staats-Verfassung und Regierung.	189—204
Zweites Kapitel. Privatrecht.	205—225
Drittes Kapitel. Finanzen.	226—236
Viertes Kapitel. Kriegs-Macht.	237—250
Fünftes Kapitel. Religion.	251—276
Sechstes Kapitel. Sitten.	277—298
Siebentes Kapitel. Gewohnheiten.	299—322
Achtes Kapitel. Sprache.	323—336
Neuntes Kapitel. Wissenschaften.	337—344
Zehntes Kapitel. Literatur.	345—350

Dritter Theil.

Erstes Kapitel. Vorzügliche Begebenheiten in Tunkin, Cochinchina und in den übrigen Staaten.	353—405
Zweites Kapitel. Allgemeiner Rückblick.	406—428
Drittes Kapitel. Aussicht in die Zukunft.	429—446

Gegenwärtiger Zustand der Reiche

Tunkin, Cochinchina, Camboge, Laos und Lac-tho.

Erster Theil.

Gegenwärtiger Zustand der Reiche Tunkin, Cochinchina, Camboge, Laos und Lac-tho.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Benennung Tunkins und anderer Staaten unter der Herrschaft des Kaisers von Tunkin.

1) Europa hat die Namen der meisten asiatischen Länder und Völker entstellt. Das Reich, welches es China nennt, hat in Asien den Namen des Reichs Catay *). Die Halbinsel Macao, welche die Euro-

*) Es giebt indessen einige Völker, die es vielleicht nach dem Beispiele der Europäer das große China nennen; andere geben ihm einen Namen, der so viel sagen will, als das Reich der Mitte. Die Europäer haben die Namen der Stände und der Personen nicht weniger verändert, als die Namen der Oerter. So ist Gangi-cheris die wahre

päer bei ihrer Ankunft nach China berühren, heißt dort Gaumin. Die chinesische Stadt Canton, wo die Europäer sich aufhalten dürfen, wird dort Quanboung genannt. Die japanischen Inseln nennt man die Inseln Ziangri. Das Reich Siam kennt man unter dem Namen Men-aug-tai, welches ein freies Reich bedeutet und die Hauptstadt, von uns Siam genannt, heißt Sy-he-thi-ya; die maldivischen Inseln führen den Namen Malereque. Persien heißt nach seiner jetzigen Ausdehnung Iran; Syrien Scham und die Tataren, ein bei uns so bekanntes Volk, heißen Tatars.

2) Eben so unrichtig ist die Benennung Tunkins. Das in Europa sogenannte Land heißt (mit seinem wahren Namen) Nuoc-anam, oder das Reich Anam *) und die Einwohner nennen sich Anamiten, oder Bewohner von Anam. Unter Anam versteht man Tunkin und Cochinchina, als ein Stück von Tunkin. Um sie zu unterscheiden, nennt man Cochinchina Dangtrong, oder das innere Reich, und Tunkin Dang-ngay, oder das äußere Reich. Die irrige

Benennung der Janitscharen. Die öffentlichen Staatsdiener, die bei uns Mandarinen heißen, nennt man in China und Tunkin Quang oder Quang-fu. Das Wort Mandarin ist portugiesisch und von dem Worte mandar hergeleitet, das im Portugiesischen befehlen heißt. Der unter dem Namen Confucius berühmte Philosoph, heißt Confutzee und Zoroaster, Zerdusi.

*) Dies bedeutet Westland. D. Herausg.

Benennung rührt daher, daß man dem ganzen Staate den Namen der Hauptstadt beilegte, welche eine Zeit lang Dong-Kinh *) hieß. Dong bedeutet Osten und Kinh eine Stadt, oder einen Sammelplatz von mehreren, nach einer Polizei geregelten, Menschen. Seit der Vergrößerung der Herrschaft des Kaisers von Tunkin hat diese Stadt, die nun im nördlichen Theile seiner Staaten liegt, den Namen Bac-Kinh, das ist Nordstadt, angenommen **).

Camboge, oder Cambodia, führt in Europa und Indien einerlei Namen; aber das Land, das wir unter dem Namen Tsiampa kennen, heißt dort Binh-tuam und Laos heißt Lao, genauer bestimmt Muong-lao. Der Name Lac-tho ist in Europa gar nicht bekannt. Die schönste Bai in jenen Gegenden, welche wir Touron nennen, heißt eigentlich Han oder Cuahan, das ist der Hafen von Han. So fehlerhaft auch diese Benennungen sind, so wollen wir sie dennoch, da man sie allgemein angenommen hat, beibehalten, um alle Verwirrung in den Begriffen zu verhüten ***). Wir

*) In einem großen Theile von Asien spricht man das D hart aus wie t, und daher haben die Europäer die Gewohnheit, Tunkin statt Dong-Kinh zu schreiben.

**) Die niedrigsten Volksklassen nannten in der ihnen eigenen platten Sprache diese Stadt He-Cho und nennen sie jetzt He-Bac.

***) Europa hat sich nicht allein in der Benennung der Länder und Städte Asiens geirret: es ist auch bei Afrika nicht genauer in Bestimmung der Namen gewesen, ob es gleich

glauben voraus sagen zu müssen, daß wiewohl Tunkin, in Absicht seiner Ausdehnung, Bevölkerung und seines Reichthums, weit beträchtlicher und wichtiger ist, als die anderen der kaiserlichen Herrschaft unterworfenen Staaten, so daß sie gar keine Vergleichung damit aushalten, so wird doch zuweilen das, was von Tunkin gesagt wird, von allen diesen Staaten zu verstehen seyn, ohne daß es nöthig ist, sie namentlich anzuführen.

3) Unsere Begriffe von asiatischen Titeln und von dem ihnen beigelegten Werthe sind eben so wenig richtig. So zeigt der Titel eines indischen Königs nur einen Lehensfürsten, auch wohl den Unterthan eines An-

weit näher ist und diese beiden Welttheile in älteren und engeren Verhältnissen mit einander gestanden haben. Das Land, welches wir Aegypten nennen, heißt an Ort und Stelle Missir und in ganz Asien Misram. Der bei uns unter dem Namen Afrika bekannte Welttheil hieß vor Alters Lybien. Die Römer, die große und lange Kriege mit Karthago, das in einer Landschaft Namens Afrika lag, geführt haben, haben den Namen dieser Landschaft dem ganzen Welttheile beigelegt, und dieser Name ist ihm geblieben. (In la Martiniere's Geogr. Wörterbuche finden sich mehr als zwölf verschiedene Namen der Alten für Afrika, oder vielmehr für einen Theil dieses Welttheils, den wir jetzt dem Ganzen beilegen. D. Uebers.)

Die Alten haben sich nicht weniger, als die Neueren in der Benennung der Länder und Bewohner Asiens geirrt und Quintus Curtius führt in seiner Beschreibung der Eroberung Alexanders in Indien Namen an, die gar nicht indisch sind.

deren an. Vor wenigen Jahren hieß noch der Beherrscher von Tunkin Vasall von China und sogar von dem Beherrscher von Cochinchina. Er war also der Lehensfürst oder Vasall eines Vasallen. Zuweilen haben sich bloße Statthalter der Provinzen diesen Titel, der dem eines Regenten gleich kommt, angemaßt und oft hat die europäische Unwissenheit ihre stolzen Ansprüche auf die erhabenen Vorzüge, die diesem Titel in Europa eigen sind, als gültig angenommen *).

*) Der Werth des Titels eines Königs in Asien ist nicht viel unterschieden von dem, den man ihm vormals in Europa beilegte, und der große Veränderungen erlitten hat. Am Ende der römischen Republik und in den ersten Zeiten des römischen Kaiserthums, war dieser Titel, wenigstens zu Rom, so in seinem Werthe gesunken, daß er noch weniger galt, als der bloße Stand eines römischen Bürgers. Nach der Gründung des abendländischen Kaiserthums verlangten die Kaiser eine gerichtliche Gewalt über die Könige. Es ist noch nicht länger als 150 Jahre, daß verschiedene europäische Könige von der teutschen Kanzlei nicht den Ehrentitel Majestät erhielten, während daß der Titel eines Imperators, der jetzt den höchsten Rang der gesellschaftlichen Gewalt bezeichnet, nicht mehr in der ursprünglichen Bedeutung, wo er einen General anzeigt, gebräuchlich ist.

Zweites Kapitel.

Geographische Ansicht.

1) Die dem Kaiser von Tunkin unterworfenen Staaten liegen auf der indischen Halbinsel, jenseits des Ganges, und erstrecken sich von dem neunten Grade nördlicher Breite bis zum 23sten, und in Absicht der Länge von dem 118. Grade 30 Minuten bis zum 127sten und 30 Minuten, wenn man sich in dieser Berechnung nach der Insel Ferro richtet *).

*) Wenn man die Staaten von Hinter-Indien, welche der Verfasser hier zusammen unter die Herrschaft von Tunkin setzt, aufzählt, so heben sie in Süden mit dem Vorgebirge Cambodia, also etwa mit dem 9ten Br. Gr. an, und laufen bis gegen den 17ten hinauf. Und nach der ebenfalls im Texte angegebenen Länge giebt Tempelman für diese Staaten folgende Areal-Fläche:

Laos	=	59,400 engl. □M. 60 auf 1 Grad.
Cambodia	=	60,200
Cochinchina	=	61,900
Tonquin	=	112,000
		293,500; dies auf die □Meile, 15 auf 1 Gr. reducirt, giebt 18,343 □M.

Diese Note ist wenigstens hier zweckmäßiger und minder wortreich, als die des Verfassers, die zum Theil völlig unrichtige Angaben enthält. D. Herausg.

Diese Staaten werden gegen Norden von China, gegen Osten, wie auch gegen Süden von dem chinesischen Meere *) und gegen Westen von dem Königreiche Siam begränzt.

2) Nach einer genaueren Beschreibung eines jeden dieser Staaten kann man einsehen, daß Tunkin sich von dem 17ten bis zum 23sten Grade der Breite, und von dem 118ten bis zum 127sten 30 Minuten der Länge erstreckt. Es stößt gegen Süden an Cochinchina und Laos; gegen Norden an die chinesische Provinz Canton; gegen Osten an eben dieselbe Provinz und an das chinesische Meer, welches einen von Tunkin benannten Meerbusen bildet; gegen Westen an Laos, Lac-tho und außerdem an die chinesischen Provinzen Yunan und Kuan-si. Die Berührungspunkte von Tunkin mit China bestehen meistentheils aus wüsten Gegenden, deren Wassen ungesund ist. Die Gränzen beider Staaten sind nie bestimmt worden, und sind es auch noch nicht. Zwischen Tunkin und der Provinz Canton sind unzugängliche Gebirge, die nur einen leeren Zwischenraum lassen, dessen Durchweg, vermittelst einer Mauer, ver-

*) Diesen Namen pflegt man dem Meere beizulegen, welches die Küsten von China und von der indischen Halbinsel, jenseits des Ganges gegen Osten und Süden umgiebt. Weiter gegen Westen nimmt das Meer den Namen des indischen Meeres an; über den Philippinen heißt es das Südmeer, oder der große Ocean; gegen Morgen, in einer gewissen Entfernung von den chinesischen Küsten, heißt es das östliche Meer, nach Andern das Meer von Japan.

schlossen ist, wovon der eine Eingang von chinesischer, der andere von tunkinesischer Seite wohl verwahrt wird. Dieser Staat ist in zehn Provinzen abgetheilt, wovon die vier äußersten, jede von den vier Himmelsgegenden, nach welchen sie hinliegen, den Namen bekommen. Die Hauptstadt des Landes heißt Bac-kinh, ein Name, der jetzt mehr im Gebrauche ist, als der ursprüngliche Name Kecho. (oder Kacho. H.)

Cochinchina ist eine lange Erdzunge an der Küste des chinesischen Meeres; die Länge desselben ward vor den Eroberungen, die es vergrößert haben, nur auf 40 Meilen von Nordwest nach Südost geschätzt. Heut zu Tage, wo man den Theil von Camboge, der damit vereinigt ist, und Tsiampa, das auch dazu genommen ist, mit dazu rechnet, erstreckt es sich vom neunten bis zum siebenzehnten Grad der Breite. Die Breite ist sehr ungleich. Wo sie am größten ist, dehnt sie sich von 20 bis auf 25 Stunden aus. Es giebt einige Gegenden, wo sich von dem Meere an bis zu den unbewohnbaren Gebirgen diese Breite nicht über eine Stunde weit erstreckt. Man theilt Cochinchina in das obere, mittlere und untere. Die Hauptstadt in dem oberen Theile ist Phu-Suan*). Der mittlere hat zwei Hauptstädte, Quiuhon und Qui-phu**). Die Hauptstadt im unteren

*) Dies wäre dann die sonst gewöhnlich sogenannte Stadt Hue, oder Hüe-fo, oder auch Whey. D. H.

**) Quin-hoin nach Poirsons neuester Charte. Beim Arrowsmith findet man sie nicht, eben so wenig als die folgende. D. H.

Theile ist Say-gon, welche von der Provinz Dong-nay, worin sie liegt, bis auf die Zeit, wo sie befestigt worden ist, den Namen geführt, seitdem aber den gegenwärtigen Namen bekommen hat. Dieses Land gränzt gegen Norden an Tunkin, gegen Osten und Süden an das chinesische Meer, gegen Westen an das Königreich Siam, Camboge und Laos. Von Tunkin ist es getrennt durch eine Kette von Gebirgen, die nur einen Zwischenraum von ungefähr anderthalb Meilen übrig läßt, den man aber mit einer Mauer verwahrt hat. Tsiampa, welches in Cochinchina mit eingeschlossen ist, gränzt daran gegen Norden und Süden, gegen Osten an das chinesische Meer und gegen Westen an Camboge. Es ist ein kleines Land voller Berge, das man in drei Tagen durchreisen kann. Man theilt es von Osten nach Westen in drei Theile. Der östliche Theil ist eine, aus lauter Bergen bestehende Wüste, wovon einige bis ins Meer hinlaufen. Sie sind so steil, daß ein Pferd nicht hinanklimmen kann. Man muß mitten über die Gebirge gehen, wenn man aus dem unteren Cochinchina nach dem mittleren will, und auf einem großen Theile des Weges findet man gar kein trinkbares Wasser. Der mittlere Theil von Tsiampa ist bewohnt und angebaut. In dem gebirgigten westlichen Tsiampa halten sich herumirrende wilde Menschen auf.

Camboge nimmt seinen Anfang ein wenig über dem neunten Grad der Breite und endigt sich mit dem zwölften. Es gränzt gegen Osten an Cochinchina und Tsiampa, gegen Westen an das Königreich Siam,

gegen Norden an Laos und gegen Süden an Cochinchina. Ein eroberter Theil dieses Landes ist Cochinchina einverleibt worden.

Laos erstreckt sich vom zwöflten bis zum achtzehnten Grad der Breite. Es gränzt gegen Norden an Lactho und Tunkin, gegen Mittag an Camboge, gegen Osten an Tunkin und Cochinchina und gegen Westen an das Reich Siam.

Lac-tho, ein kleines Land, das aber doch ein Reich vorstellt, ist in den Landcharten ausgelassen *). Es gränzt gegen Süden an Laos, gegen Norden und Osten an Tunkin und gegen Westen an China.

3) Fast alle diese Länder sind durch Ketten von Gebirgen, als natürliche Gränzlinien und Grundlage zu den ersten politischen Gränzen, von einander getrennt. Die Bewohner der von diesen Bergen eingeschlossenen Gegenden haben sich zu Staats-Körpern vereinigt und erhaben, die noch von einander unterschieden fortdauern, ob sie gleich eben denselben Oberherrn anerkennen. Eine Kette von Bergen, die gerade von Norden nach Süden geht, scheidet Tunkin und Cochinchina von Lactho, Laos und Camboge.

*) Auf den neuesten Charten ist es freilich ausgelassen, nicht aber auf dem d'Anvilleschen Asien. Hier liegt es in der seconde Partie de l'Asie, unter dem Namen Lâo-tchoua; fast genau so, wie es der Verf bezeichnet. Hier stößt es im Norden sofort an die chinesische Provinz Yunnan und nur im Osten an Tunkin. D. H.

Eine andere Gebirgs-Kette, die beinahe eben die Richtung nimmt, trennt diese drei Länder von dem Königreiche Siam und von China, wird gegen Süden immer niedriger und endigt sich an dem Vorgebirge, das unter allen Vorgebirgen in Asien nach Osten zu am nächsten am Aequator ist.

Gebirge in der Richtung von Osten nach Westen theilen Tunkin in zwei Theile, deren nördlicher weit größer als der südliche ist, und da diese Berge noch weiter sich erstrecken, trennen sie auch Lac-tho von Laos; andere Berge, nach eben der Weltgegend gerichtet, scheiden Tunkin von Cochinchina. Das untere Cochinchina ist auch von Tsiampa durch Berge, die in eben der Richtung fortgehen, getrennt. In den meisten dieser Länder finden sich in dem Inneren sehr viele Gebirge; die schönsten Ebenen Tunkins sind damit umgeben; Lac-tho, Laos und Tsiampa sind Gruppen davon: aber in allen diesen Ländern sind die Thäler, welche die Zwischenräume der Berge bilden, sehr angenehm und sehr fruchtbar.

Manche von diesen Bergen sind sehr hoch und beinahe senkrecht abgeschnitten. Ihre Höhe hat man noch nicht ausgemessen; aber man glaubt, daß, wenn es möglich wäre zu ihrer höchsten Spitze zu kommen, ohne einen Umweg zu machen, man in Ansehung der Steilheit des Abhangs nicht weniger als zwei Stunden steigen müsse.

4) Es sind wohl wenige Länder, wenn es anders eins dergleichen giebt, mehr mit Wasser versehen, als Tunkin und Unter-Cochinchina.

Man rechnet in Tunkin mehr als funfzig Flüsse, die sich ins Meer ergießen. Derjenige von den Flüssen, der am weitesten fortläuft, wird durch die Vereinigung kleinerer Flüsse gebildet, wovon der eine in China entspringt. Er fließt neben Bac-Kinh, der Hauptstadt in Tunkin, vorbei und berührt mehrere Städte dieses Landes *). Er enthält in seinem Bette viele Inseln, eilt dem Meerbusen zu und wird bei seiner Mündung durch eine Anhäufung von Sand und Schlamm gesperrt, welche aber doch die chinesischen Fahrzeuge, Sommes genannt, nicht hindert, den Fluß bis nach Bac-Kinh heraufzufahren **). Diese Sommes tragen vier bis fünfhundert Tonnen und sind so gebaut, daß sie kein tiefes Wasser nöthig haben.

Der Fluß Camboge, der von dem Reiche, worin er entspringt, seinen Namen führt, bewässert Unter-Cochinchina, geht neben der Hauptstadt vorbei und ergießt sich gegen Süd-Süd-Osten in das chinesische

*) Dies ist der Song Koy, das ist der große Strom, da er aus zwei, von den westlichen Gebirgen kommenden Flüssen gebildet ist. D. H.

**) Vor ungefähr 150 Jahren fuhren die holländischen Fahrzeuge auf diesem Flusse bis auf 15 Stunden über Bac-Kinh hinaus; aber man glaubt, daß sie sich bugsiren ließen.

Meer. Dieser ist der größte und schönste Fluß im ganzen Lande; er hat eine große Entfernung vom Meere, eine Breite von nicht weniger als zwei Meilen und immer eine solche Tiefe, daß Schiffe vom ersten Range bis auf zwanzig Stunden in das Innere des Landes hinauffahren können. Bei seiner Mündung finden sich einige Sandbänke, welchen man aber leicht ausweichen kann.

Lac-tho und Laos sind nicht mit Flüssen, Bächen und Kanälen versehen, wodurch der Absatz ihrer Lebensmittel und die Kommunikation mit den benachbarten Ländern sehr gehindert werden.

5) Der Einschnitt der Küsten von Tunkin ist vortheilhaft: denn da sie einen Meerbusen bilden, erleichtern sie die Kommunikation zwischen den verschiedenen Theilen dieses Staats; aber der größte Theil dieser Küsten ist mit Untiefen umgeben, die sich weit ins Meer erstrecken und die Annäherung großer Fahrzeuge verhindern.

Das Bette fast aller Flüsse hat wenig Tiefe und ihre Mündung wird durch Anhäufung von Sand und Schlamm gesperrt.

Der große Fluß in Tunkin, wiewohl er am meisten besucht wird, hat doch nicht die größte Tiefe; aber die anderen erstrecken sich entweder nicht weit ins Innere des Landes, oder sind nur in einer kleinen Entfernung vom Meere für große Schiffe zu befahren. Oberhalb der Mündung des großen Flusses und mehr

südwärts ist eine Rhede, welche die größten Schiffe aufnehmen kann und welche, von allen Seiten mit Bergen umgeben, sie gegen alle Winde schützt. Diese Berge sind jedoch trocken und wüste. An ihrem Fuße, am Ende der Rhede liegt ein kleines, von Fischern bewohntes Dorf, wo sich aber keine Art von Erfrischungen nach einer langen Schifffahrt findet. Uebrigens kann man nur mit Einem Winde aus dieser Rhede gehen und zuweilen ist man genöthigt, lange darauf zu warten.

In ganz Tunkin ist kein Haven, wo königliche Schiffe einlaufen können.

In Ober-Cochinchina, unter dem 16ten Grade sieben Minuten und achtzehn Sekunden der Breite findet sich die Bai von Han, sonst Turon *) genannt, eine der schönsten auf der Erdkugel. Die Schiffe, deren sich eine große Menge daselbst aufhalten kann, liegen gesichert gegen alle Winde.

In Nieder-Cochinchina befindet sich eine andere Rhede, ungefähr zwei Meilen südwärts von der Mündung des Camboge. Diese Rhede, die man in Europa unter dem Namen von St. Jacob kennt, steht derjenigen von Turon weit nach. Indessen haben doch die Staatsschiffe daselbst ihre Station, um näher bei der Hand zu seyn und desto eher auf dem Camboge bis zur Hauptstadt von Nieder-Cochinchina zu fahren, wo ein großes See-Arsenal angelegt ist.

*) Diese Breite ist richtig angegeben und vor einigen Jahren von den Engländern aufgenommen.

An den Küsten von Tunkin sind einige Inseln, die zur Schifffahrt behülflich seyn und die Unvollkommenheit der Häven und Rheden ersetzen können. Unterhalb der Mündung des großen Flusses Tunkin, ungefähr eine Stunde von der Küste, ist die Insel Bien-Son *), wo sich gegen Westen eine offene Rhede befindet, die gegen die drei Winde von Osten, Süden und Norden schützt, und von der westlichen Seite wird die Heftigkeit des Windes von dem festen Lande gehemmt. Ihr Grund ist gut und so, daß die königlichen Schiffe einlaufen können. Die Insel hat höchstens anderthalb Stunden im Umfange. Der Boden ist unfruchtbar, das Wasser aber gut und gesund. Es ist nur ein Dorf darauf, mit 7—800 Einwohnern. Gegen den 18ten Grad der Breite, und ungefähr eine teutsche Meile von der Küste, liegt die Insel Mee, mit Holz bedeckt und bewohnt. Die Rhede daselbst hat zwar einen guten Grund, ist aber mehreren Winden ausgesetzt. Gegen Süden von Cochinchina giebt es mehrere kleine, von diesem Lande abhängige, Inseln, wovon die einzige, Pulocondor genannt, bewohnt ist **).

*) Vielleicht dieselbe Insel, welche beim Danville und Arrowsmith, Buon-Sima heißt; allein diese liegt doch über einen Br. Grad südlicher, als die Mündung jenes Flusses. D. H.

**) Die hier genannte Insel Mee findet sich nicht auf den mir bekannten Charten; vielleicht ist es also eine Bereicherung der Geographie. Es wundert mich aber, daß der Verfasser der Inseln des Pracels, gegen Cochinchina in Osten gelegen, gar nicht erwähnt, da ihrer eine bedeutende Anzahl kleiner, mit einem Riff umgebener und den Schiffern gefährlicher Inseln sind. D. H.

Drittes Kapitel.

Meteorologische Ansicht des Landes.

1) Tunkin und die angränzenden Länder machen durch das Klima, das sie geniessen und das einem Theile des mittäglichen Asiens gemeinschaftlich ist, einen der glücklichsten Wohnplätze aus. Die Natur gewährt da den angenehmsten Anblick und zeichnet sich durch grosse Wohlthaten aus. Eine gemässigte Hitze bringt eine sanfte und fortdauernde Gährung hervor, erfrischt und belebt Alles, was für dieselbe empfänglich ist. Das Erdreich ist fruchtbar; alle Sinne geniessen, die Luft ist mit balsamischen Gerüchen, die von den Pflanzen aufsteigen, erfüllt; der Geschmack wird durch die herrlichsten Früchte befriedigt; die Schönheit der Blumen und der Reichthum der Erde bieten ein bezauberndes Schauspiel dar.

2) Obgleich Tunkin in der heissen Zone liegt, empfindet es doch die brennende Hitze nicht, welche die, unter eben dem Grade der Breite in Afrika gelegenen Länder, unfruchtbar und fast unbewohnbar machen. Nicht nur so, wie in der ganzen Ausdehnung dieser Zone, bringt die, beinahe gleiche Länge der Tage und Nächte eine beständige Erfrischung in der Witterung hervor;

sondern die Hitze wird auch durch den gewöhnlichen Regen, durch die Nähe des Meeres und durch Winde aus Osten gemäßigt, die nicht eher das Land berühren, als bis sie einen großen Raum des hohen Meeres durchstrichen haben und mit Wassertheilchen geschwängert sind. Die Menge der größeren und kleineren Flüsse, der Bäche und Kanäle, ingleichen die Ueberschwemmungen und Bewässerungen, welche den Reißbau fördern, feuchten die Luft durch ihre Ausdünstungen an.

Indessen dauert diese allgemeine und beständige Annehmlichkeit der Witterung nicht ohne einige Ungleichheiten fort. Es giebt Zeiten, wo die Sonne zu einem hohen Grade der Wirksamkeit, doch nie zu einer solchen Höhe steigt, daß sie die Austrocknung des Erdreichs bewirkt und die Pflanzen umkommen läßt. Zuweilen tritt auch eine Kälte ein, welche die Einwohner eine lebendige nennen, weil sie keine dergleichen Kälte kennen, wie sie im Norden, ja sogar wie sie in den gemäßigten Erdstrichen herrscht; denn die Kälte dieser Länder ist niemals so, daß man genöthigt wäre, sich zu wärmen und man bedarf des Feuers nicht, außer zum Kochen der Speisen und zur Betreibung mancher Künste.

3) Man erzählt von der Empfänglichkeit der Luft in jenen Ländern sehr auffallende und fast unglaubliche Wirkungen. Man behauptet, daß die Frauenspersonen zur Zeit ihrer periodischen Kränklichkeiten eine so schnelle Abwechselung in der Atmosphäre hervorbringen, daß sie das Verwelken und Absterben der schwachen und zarten

Wesen umher bewirken, daß sie, wenn sie sich neugebornen Kindern nähern, solche krank machen können; wenn sie in ein Zimmer gehen, wo sich Seidenwürmer befinden, ihre Gegenwart sie tödtet; in einem Garten, wo man Betel bauet, dessen Blätter verderben. Es giebt sogar Bäume, denen sie verderblich sind. Wenn sie sich in den Flüssen baden, so kommen die darin befindlichen Fische nach der Oberfläche und scheinen zu leiden; einige werden krank, andere sterben oder ihr Fleisch verdirbt. Wenn sie bei seidenem Garn vorbei gehen, während man es färbt, so verderben sie die Seide und hindern sie die Farbe anzunehmen; und man hat das Recht, ihnen eine Entschädigung abzufordern. Indessen bringen nicht alle Frauenzimmer auf gleiche Weise diese verderblichen Wirkungen hervor und es giebt manche, die bei ihrer gesunden Constitution gar keine schädliche Ausdünstung haben.

Ein Leichnam, den man zu Grabe trägt, kann, wenn der Sarg nicht ganz dicht verschlossen ist, indem er vor einem Betel-Garten vorbei kommt, die Frucht verderben und die Bäume nach einiger Zeit zum Vertrocknen bringen. Man behauptet sogar, daß von den Ausdünstungen eines Leichnams, die sich auf einem Wege verbreitet haben, Vorbeigehende ihr Gesicht verloren haben. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß man in solchen Erzählungen zu weit gegangen; aber wenigstens erscheint es als Gewißheit, daß der Einfluß der Ausdünstungen, die man in allen Ländern bemerken kann, in jenem wirksamer und wichtiger ist. Dieser Einfluß zeigt sich merk-

lich an den Metallen und man sieht sich genöthigt, die eisernen und stählernen Werkzeuge fast jedes Mal wieder zu wetzen, so bald man sie gebraucht hat *).

4) Die Gewohnheit, feste Gränzen nach den Wirkungen der Natur zu bezeichnen, um die davon gefaßten Begriffe zu erleichtern und ihnen Bestimmtheit zu geben, hat gemacht, daß man nach den Umänderungen der Witterung vier Jahreszeiten, jede von drei Monaten, angenommen hat. Aber die Natur unterwirft sich in ihrem Laufe nicht immer genau solchen Eintheilungen. Es existiren eigentlich nur zwei Jahreszeiten, die durch die äußersten Gränzen der Witterung bezeichnet sind und die beiden anderen Jahreszeiten sind nur eingeschaltet. Wenn man hier die allgemein angenommene Eintheilung in vier Jahreszeiten beibehält, so muß man ihnen, wenigstens in Tunkin, andere Epochen und eine andere Dauer beilegen. Der Monat Februar stellt den Frühling vor; den Sommer kann man auf sieben Monath

*) Die hier angegebenen Dinge scheinen allerdings sehr wundervoll und mährchenhaft; und es ist klug von dem Verfasser, sie selbst für wenigstens übertrieben zu halten. Indessen ist doch auch bei uns die große Empfindlichkeit der Seidenwürmer gegen die Meteore, z. B. die Gewitter, und gegen schlechte Luft, bekannt. Aber auch in einigen Theilen unseres Vaterlandes herrscht der Wahn oder der Glaube, daß die weibliche Ausdünstung in gewissen Perioden bei einigen technischen Processen, z. B. dem Brauen, Backen u. dergl. schädlich sey. In Rücksicht des Stumpfwerdens des geschärften Stahls, so findet dies in mehreren Theilen der heißen Zone bei starker Feuchtigkeit Statt. D. H.

vom März bis zum September rechnen; der October und November stimmen mit dem überein, was wir Herbst nennen; der December und Januar machen den Winter aus, wenn es überhaupt in diesem Lande eine Zeit giebt, die diesen Namen verdient.

Um die Witterung dieses Landes richtiger zu bestimmen, würde man vielleicht die Eintheilung der Jahreszeiten auf die Trockenheit und Feuchtigkeit gründen müssen; denn zu einer Zeit regnet es fast unaufhörlich und in dem übrigen Theile des Jahres ist der Regen sehr selten. Diese allgemeinen Abwechselungen von Regen und Trockenheit fast in der ganzen heißen Zone, sind daselbst nach halben Jahren bestimmt; aber in Tunkin sind sie weder so regelmäßig, noch so beständig und der Uebergang von der einen zu der anderen ist allmählich. Der Regen fängt kurz vor dem Monate Mai an und endigt sich im August. Dann erreicht die Hitze ihren höchsten Grad und ist einige Tage hindurch, wenn die Wolken sich zerstreuen, sehr heftig. Da der Regen sich einfindet, während die Sonne über dem Scheitelpunkte stehet, so hält er die Wirksamkeit der Strahlen dann, wenn sie am heißesten sind, auf; und da sie nachlassen, wenn sie nur schräg auf die Erde fallen, so behalten sie nur alsdann ihre Kraft, und eben dieses ist es, was die Ungleichheit der Jahreszeiten einschränkt.

Das Klima ist gesund, doch in den Monaten März, April und Mai, als dem Anfange des Sommers, wo die

Natur eine größere Gährung bewirkt, giebt es, wegen der aufsteigenden Dünste, die meisten Krankheiten.

5) Uebrigens würde man sich einen unrichtigen Begriff von diesem Klima machen, wenn man sich einbilden wollte, daß es in allen Ländern, die wir beschreiben, völlig einerlei wäre. Jeder Staat, der mehrere Breiten-Grade umfaßt, enthält, in Rücksicht des Klimas und der Witterung, verschiedene Zonen *), wozu außerdem die Höhe und Richtung der Gebirge selbst in kleinen Entfernungen beitragen.

Dieses allgemeine Gesetz der Natur macht den Unterschied in Tunkin und in den angränzenden Staaten, in den verschiedenen Provinzen eines jeden dieser Staaten und selbst in den verschiedenen kleineren Theilen dieser Provinzen. Die das Land durchschneidenden Gebirge haben ein verschiedenes Verhältniß der Wärme und Kälte an ihrem Fuße und auf ihrem Gipfel. In den mannichfaltigen Thälern, die sich zwischen den Bergen befinden,

*) Man hat in Frankreich vier Erdstriche bemerkt, die sich nach der Art ihrer Produkte theilen; in dem südlichsten wachsen der Oelbaum, Mais und Weinstock; in dem zweiten der Mais und Weinstock; in dem dritten der Weinstock und in dem nördlichsten keines von diesen Produkten.

Anm. d. Orig.

Der treffliche Agronom Arthur Young hat für die hier angegebenen Hauptprodukte Frankreich auf einer eigenen Charte die Gränzen bestimmt; eine Nachahmung dessen, was ich für mehrere Thierarten auf der zoologischen Weltcharte lange zuvor gethan habe. D. H.

so wie bei der Lage der Gebirge den Winden der Zugang offen oder verschlossen ist, bringt die Verschiedenheit der Witterung, verbunden mit der Verschiedenheit des Bodens, auch eine Abänderung in der Art der Produkte oder in ihrer Beschaffenheit hervor.

Wenn man aus dem oberen Cochinchina in das untere kömmt, so bemerkt man die Veränderung des Klima, und auffallend ist sie in der Höhe von Tsiampa. Wenn man das Vorgebirge, das die Europäer Mindin nennen, umschifft hat, findet man die Produkte früher reif, die Aernbte des Areka fällt daselbst in den sechsten Mond, während sie in Ober-Cochinchina und Tunkin erst in den neunten Mond fällt, und in dem höheren Theile hat die Reiß-Aernbte um anderthalb Monat später Statt.

Ob man gleich diese Verschiedenheit der Witterung in den Provinzen von Tunkin bemerkt hat, wie auch, daß die Hitze in den südlichen Gegenden größer ist, als in den nördlichen, so ist doch daselbst die Hitze nicht viel drückender, weil diese Provinzen durch die Winde erfrischt werden, welche gar nicht bis in die nördlichen Provinzen, wegen der Berge, die ihren Lauf aufhalten, dringen.

6) Die regelmäßigen Winde, die in diesem Grade der Breite herrschen, wehen einen Theil des Jahres hindurch aus Südwest nach Nordost; und in einem anderen Theile aus Nordost nach Südwest. Wiewohl diese Moussons nicht so regelmäßig sind, als in einigen anderen Gegenden von Asien, so haben sie doch großen Nutzen für

die weiten Schifffahrten, weil man zu einem, fast festgesetzten, Zeitpunkte eines günstigen Windes in einer Richtung gewiß ist; aber was die Küstenfahrt betrifft, so entstehet daraus für die Gemeinschaft unter benachbarten Ländern allerdings ein Hinderniß. Indessen kann man zu einer kurzen Schifffahrt einige, von Zeit zu Zeit wehende Seewinde und einige Landwinde benützen, um zu seiner Bestimmung zu gelangen. Drei Vierteljahr hindurch erhebt sich regelmäßig nach Mitternacht ein Wind aus Westen, den man zur Schifffahrt in einiger Entfernung von den Küsten benutzt, und zu dieser Stunde laufen gewöhnlich die Schiffer-Barken aus dem Haven. Längs den Küsten giebt es Meerströme, deren Richtung von Norden nach Süden geht, welches die Reisen von Tunkin nach Cochinchina erleichtert. Ebbe und Fluth sind sehr unregelmäßig: die stärksten sind im November, December und Januar; die schwächsten im Mai, Junius und Julius; aber man glaubt, daß sie überhaupt nicht so stark sind, als an den Küsten von Europa.

7) Hitze und Regen, welche den Sommer dieser Länder bezeichnen, werden von stärkerem Donner, als in dem größten Theile von Europa, begleitet; aber sie erregen weniger Schrecken, sowohl weil man dort schon daran gewöhnt ist, als auch weil die Unglücksfälle, die der Blitz verursacht, seltener sind, ob man gleich die Mittel, sich dagegen zu verwahren, und die Amerika den Europäern gelehrt hat, noch nicht kennt.

Ein weit schrecklicheres Uebel ist dort eine Art von Orkan, welcher auf dem Meere, selbst bei der besten Vor-

kehrung, fast unvermeidliche Schiffbrüche bewirkt. Auf dem Lande verwüstet er die Felder, reißt die Bäume mit der Wurzel heraus, wirft zuweilen die Häuser nieder und macht auf die Vögel einen solchen Eindruck, daß sie betäubt zur Erde fallen. Man hat verschiedene Muthmaßungen über dieses Phänomen gewagt. Man hat behauptet, daß eine entzündbare Materie, die in dem Inneren der Erde, unterhalb dem Wasser, eingeschlossen sey, sie in Bewegung setze und einen gewaltsamen Ausbruch in der Atmosphäre hervorbringe. Was auch immer die Ursache seyn mag, so sind die Orkane, die man in diesem Theile von Asien unter dem Namen Typhon kennt, vielleicht nirgends schrecklicher, als in Tunkin. Indessen scheint es doch nicht, daß sie so fürchterlich und verwüstend sind, als die Orkane, die man auf einigen Inseln bei Amerika und Afrika bemerkt hat. Der Typhon wird nicht jederzeit vom Regen und Donner, auch nie vom Erdbeben begleitet. Dieser Wind durchläuft nicht 25 Toisen in einer Sekunde; eine solche Geschwindigkeit legt man den Orkanen bei diesen Inseln in ihrer größten Heftigkeit bei, welcher weder Bäume noch Häuser widerstehen können. Er weht nicht, wie jene, nach Art eines Wirbelwindes nach allen Richtungen zugleich; er faßt nicht von allen Seiten das, was ihm widersteht und man sieht gar keine Bäume, die er auf ihrem Fuße nach Art einer Schraube umdrehe. Er weht von den vier Hauptgegenden, aber nach und nach, indem er gewöhnlich von Osten anfängt und seinen Umlauf beinahe in der Zeit von 24 Stunden endigt.

Jene Orkane der Inseln haben keine zuverlässige Zeichen, wodurch sie sich ankündigen; man kann sie nur an einem außerordentlichen und plötzlichen Sinken des Quecksilbers in den Barometern vorhersehen. Dieses Sinken geht kurz vorher. Aber in Tunkin sehen die Landleute den Typhon an der Erscheinung einiger schwarzen und dunkeln Punkte am Horizonte von der Nordseite, vorher. Sie behaupten sogar, ihn mehrere Tage vorher wissen zu können, aber hierin übertreiben sie es. Diese Zeichen sind erst wenige Stunden vor dem Ausbruche bemerkbar; und alsdann sieht man alle Schiffe und Fahrzeuge, die auf dem Meere im Angesichte der Küste sind, nach den Häven und Rheden eilen. Zu Lande verschließt man die Häuser, aus Furcht, daß der Wind sich hineindrängt und sie umwirft, und zuweilen braucht man sogar die Vorsicht, daß man die Dächer mit Stricken fest bindet, damit sie nicht gehoben und weggeführt werden.

Man hat behauptet, daß diese Typhons nur nach Verlauf mehrerer Jahre vorfielen und daß man nach einem Ausbruche in 5 bis 6 und wohl mehreren Jahren nichts zu fürchten habe. Aber das ist ein Irrthum, den die Erfahrung widerlegt. Man hat sie schon zwei bis drei Mal in einem Jahre erlebt; und in den folgenden Jahren ist man bald frei davon, bald ihnen wieder ausgesetzt gewesen.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß zuweilen das Meer, wenn es drei bis vier Stunden hinter einander gefallen ist, plötzlich wieder steigt, und daß die Ka-

kehrung, fast unvermeidliche Schiffbrüche bewirkt. Auf dem Lande verwüstet er die Felder, reißt die Bäume mit der Wurzel heraus, wirft zuweilen die Häuser nieder und macht auf die Vögel einen solchen Eindruck, daß sie betäubt zur Erde fallen. Man hat verschiedene Muthmaßungen über dieses Phänomen gewagt. Man hat behauptet, daß eine entzündbare Materie, die in dem Inneren der Erde, unterhalb dem Wasser, eingeschlossen sey, sie in Bewegung setze und einen gewaltsamen Ausbruch in der Atmosphäre hervorbringe. Was auch immer die Ursache seyn mag, so sind die Orkane, die man in diesem Theile von Asien unter dem Namen Typhon kennt, vielleicht nirgends schrecklicher, als in Tunkin. Indessen scheint es doch nicht, daß sie so fürchterlich und verwüstend sind, als die Orkane, die man auf einigen Inseln bei Amerika und Afrika bemerkt hat. Der Typhon wird nicht jederzeit vom Regen und Donner, auch nie vom Erdbeben begleitet. Dieser Wind durchläuft nicht 25 Toisen in einer Sekunde; eine solche Geschwindigkeit legt man den Orkanen bei diesen Inseln in ihrer größten Heftigkeit bei, welcher weder Bäume noch Häuser widerstehen können. Er weht nicht, wie jene, nach Art eines Wirbelwindes nach allen Richtungen zugleich; er faßt nicht von allen Seiten das, was ihm widersteht und man sieht gar keine Bäume, die er auf ihrem Fuße nach Art einer Schraube umdrehe. Er weht von den vier Hauptgegenden, aber nach und nach, indem er gewöhnlich von Osten anfängt und seinen Umlauf beinahe in der Zeit von 24 Stunden endigt.

Jene Orkane der Inseln haben keine zuverlässige Zeichen, wodurch sie sich ankündigen; man kann sie nur an einem außerordentlichen und plötzlichen Sinken des Quecksilbers in den Barometern vorhersehen. Dieses Sinken geht kurz vorher. Aber in Tunkin sehen die Landleute den Typhon an der Erscheinung einiger schwarzen und dunkeln Punkte am Horizonte von der Nordseite vorher. Sie behaupten sogar, ihn mehrere Tage vorher wissen zu können, aber hierin übertreiben sie es. Diese Zeichen sind erst wenige Stunden vor dem Ausbruche bemerkbar; und alsdann sieht man alle Schiffe und Fahrzeuge, die auf dem Meere im Angesichte der Küste sind, nach den Häven und Rheden eilen. Zu Lande verschließt man die Häuser, aus Furcht, daß der Wind sich hineindrängt und sie umwirft, und zuweilen braucht man sogar die Vorsicht, daß man die Dächer mit Stricken fest bindet, damit sie nicht gehoben und weggeführt werden.

Man hat behauptet, daß diese Typhons nur nach Verlauf mehrerer Jahre vorfielen und daß man nach einem Ausbruche in 5 bis 6 und wohl mehreren Jahren nichts zu fürchten habe. Aber das ist ein Irrthum, den die Erfahrung widerlegt. Man hat sie schon zwei bis drei Mal in einem Jahre erlebt; und in den folgenden Jahren ist man bald frei davon, bald ihnen wieder ausgesetzt gewesen.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß zuweilen das Meer, wenn es drei bis vier Stunden hinter einander gefallen ist, plötzlich wieder steigt, und daß die Ka-

näle, welche sonst bei der Ebbe gar nicht schiffbar sind, es alsdann den ganzen Tag bleiben.

Vor einigen Jahren hat sich an einer der Küsten von Tunkin ein sonderbarer Vorfall zugetragen: man hat nämlich ein fürchterliches Getöse oder Krächen gehört, stärker als von der größten Kanonade, und auf dieses Getöse ist eine gewaltige Ueberschwemmung des Meers gefolgt, die sich bis über zwei Stunden in das Innere des Landes verbreitete, ausgewurzelte Bäume und Trümmern von Häusern mit fortriß; erst nach Verlauf von 12 bis 15 Stunden zog sich das Meer in sein Bette zurück, nachdem es viele Menschen und Thiere ersäuft und manche Dörfer zerstört hatte.

Eben diese Erscheinung hat sich auch ungefähr 50 Jahre zuvor ereignet *).

*) Wahrscheinlich war ein submarines Erdbeben hiervon der Grund. D. H.

Viertes Kapitel.

Geologische Ansicht.

1) Der östliche Theil der indischen Halbinsel, jenseits des Ganges, giebt den Anschein, als wenn das Meer niedriger und das feste Land von Asien höher wäre. Wir wollen hier nicht die Fragen untersuchen, die man über die Eroberungen des Landes vom Meere und des Meeres von der Erde aufgeworfen hat; ob es Anschwemmungen am äußersten Ende der festen Länder gebe; ob eine Bewegung des Wassers von Osten gegen Westen vorhanden sey; ob es bewiesen sey, daß zu eben der Zeit, wenn die westlichen Küsten von Europa von dem atlantischen Meere merklich gewinnen, dieses Meer an den amerikanischen Küsten verliere; ob das mittelländische Meer, welches an Europa anspühlt, beständig abnehme und ob diese Abnahme, die man in Absicht der Ostsee als gültig angenommen hat, nicht einen allgemeinen Verlust des atlantischen Meers beweise; oder ob der Wirklichkeit von Andern widersprochen, oder ob der angenommene Verlust wieder ersetzt werde; ob man einen gleichen Wechsel in den benachbarten Gegenden bei den Gegenständen unserer Bemerkungen glauben müsse, und ob in den alten

Zeiten Indostan eine solche Insel gebildet habe, als heut zu Tage Ceylan ist *).

Was nun auch an diesen allgemeinen Wirkungen seyn mag, so zeigen und beweisen sogar manche, die sich bei Tunkin ereignen, die Vergrößerung seiner Küsten. Mehrere östliche Provinzen von China, deren Lage eben die Richtung hat, als die Länder von Tunkin und Cochinchina, sind neuerlich vom Wasser befreiet worden. Eine in Tunkin fast allgemein angenommene Meinung bezeugt eben die Vergrößerung des Erdreichs, und verschiedene Symptome bestätigen die Wirklichkeit dieser Erscheinung. Wenn man in der neuen Welt von einem Erdboden, der noch nicht ganz ausgetrocknet zu seyn scheint, von einer feuchten und gelinden Atmosphäre, von niedrigen Gegenden, von einer großen Menge stehender Gewässer und von einem außerordentlich starken Triebe zum Wachsen geurtheilt hat, daß sie Anzeigen eines vor kurzem vom Wasser befreieten Landes seyen, so müssen die Lage und ähnliche Symptome uns eben den Begriff von der Bildung Tunkins und von Cochinchina, von Tsiampa und einem Theile von Camboge in einer etwas älteren Zeit machen.

An einem großen Theile der Küsten von Tunkin findet man Beweise von dem Zurücktreten des Meeres, und es giebt viele Dörfer, deren Bewohner es von ihren Aeltern wissen, daß der Boden, worauf ihre Häuser ge-

*) Eine Meinung des Kapitän Whitford.

dant sind, vor Alters Ufer war. Wenn man Brunnen ausgräbt, so findet man Schalthiere und Spuren von Wasserthieren; und dieser Anwachs von Land ist eine nothwendige Wirkung von der großen Menge Flüsse, die Tunkin durchströmen und von der vielen Erde, welche von den Bergen mit den Flüssen herabkommt und bis zu ihrer Mündung fortgeführt wird. Die alten Gränzen in dieser Gegend des festen Landes scheinen durch Ketten von Gebirgen bezeichnet zu seyn, indem das Land, das zwischen diesen Bergen und dem gegenwärtigen Bette des Meers liegt, noch in seinem Schlamme Spuren seiner ehemaligen Bedeckung an sich trägt.

Der große Fluß Tunkin führt, besonders bei häufigem Regen, eine große Menge Morast mit sich, der von den Bergen *) kommt und zu der Küste gebracht wird, wo er sich angehäuft hat und jetzt einen Raum ungefähr von einer Meile einnimmt. Die Tiefe dieses Morastes ist unbekannt, aber doch so, daß wenn man es wagen wollte, ihn zu durchwaten, man darin versinken würde.

Indessen giebt es einige Gegenden an den Küsten, wo das Meer gewonnen hat und wo die Landleute genöthigt worden sind, sich tiefer ins Land hinein zu begeben; aber es ist möglich, daß diese einzelnen Angriffe durch Ströme verursacht werden, deren Daseyn zwischen

*) In diesen Zeiten wird das Wasser mit einer rothbraunen Farbe geschwängert, und ist nicht trinkbar, als bis man es sich hat setzen lassen.

der östlichen Küste von Asien und den Inselgruppen bekannt ist, und welche an der Küste von Tunkin und Cochinchina vorzüglich merklich sind.

2) Das Erdreich hat eine sehr verschiedene Beschaffenheit; in den Ebenen ist es gewöhnlich fett, leicht, kalkartig, schlammig und dieses schlammige Wesen befindet sich fast immer in den Gegenden, wo man Reiß baut. Auf den Bergen ist das Erdreich gemeiniglich gypsartig, sandig, steinig und eisenhaltig. Das Gestein ist dort vielartig; so giebt es Granit, Kiesel, Kalkstein und Sandstein. Man hat auch sehr feste Steinarten, die zum Bauen und zu Festungswerken gebraucht werden. Ebenfalls findet sich, doch nur in wenigen Gegenden, marmorartiges Gestein; vielleicht wirklicher Marmor, der sich zur Bildhauer-Arbeit eignet.

Tunkin erzeugt den Kaolin und Petunze, die man lange für bloße chinesische Produkte gehalten und nachher in mehreren Gegenden von Europa entdeckt hat.

Gegen Westen in Lac-tho, Laos und einem Theile von Camboge ist das Erdreich nicht mehr von gleicher Beschaffenheit und in den, von den Richtungen der Berge verursachten Vertiefungen giebt es dichtere Erde, welche entfernteren Gegenden, als denen, woran sie gränzen, anzugehören scheinen.

3) In verschiedenen von diesen Ländern, besonders aber in der Provinz Tu-tham, finden sich unter den Bergen Höhlen, deren manche nur den benachbarten

Dorfbewohnern bekannt sind, die daselbst ihre Habseligkeiten zur Zeit des Krieges verbergen; einige dienen zu Tempeln und zum Opfern. Die Existenz einiger anderer, ihre Schönheiten und Sonderbarkeiten sind Geheimnisse, die man nicht offenbart, aus Furcht, daß der Kaiser oder irgend ein großer Mandarin neugierig werde, sie zu sehen: denn die Reisen nach den Gegenden, wo sie sich befinden, sind sehr kostbar.

Ein Naturforscher würde in diesen Höhlen ein weites Feld zu seinen Bemerkungen antreffen; sie sind ganz voll von Versteinerungen und Krystallisationen, welche mancherlei Farben, viel Sonderbares und viele Naturspiele haben. Man findet daselbst eine große Menge Früchte, wovon man sagen möchte, daß sie so eben vom Baume gefallen wären. Sie täuschen das Auge und nur ihr Gewicht allein bezeugt es, daß es Steine sind.

Eine von den merkwürdigsten dieser Höhlen geht eine halbe Stunde unter einem Berge, von einem Ende bis zum anderen durch, und stößt von beiden Seiten an fruchtbare und gut angebaute Ebenen. Das Innere der Höhle ist ganz mit klarem Wasser angefüllt, welches sechs bis acht Fuß Tiefe hat. Man schifft leicht durch, ist aber genöthigt, sich durch Fackeln Licht zu verschaffen. Das Gewölbe scheint von Erde oder kreideartigen Steinen gebildet zu seyn. An einigen Orten ist dieses Gewölbe nicht mehr, als acht bis zehn Fuß über dem Wasser, an anderen erhebt es sich aber zu einer sehr großen Höhe.

von Roth-Kupfer und Gold. Ist es ein Produkt der Natur, oder ein Werk der Kunst? Dieses zu entscheiden, sind wir nicht im Stande; aber gewiß ist es, daß dieses Metall oder dieses zusammengesetzte Mineral vier Mal so theuer ist, als das Silber, und obgleich von geringerem Werthe, als das Gold, wird es wegen seiner Seltenheit eben so geschätzt und zur Verfertigung des Schmucks gesucht.

Dieses Land besitzt mehrere Silber- und Gold-Minen, deren Reichthum uns aber unbekannt ist. Viele kleine Flüsse führen eine grosse Menge Körner von diesen Metallen mit sich. In Lac-tho ist ein Fluß, dessen Bette Silbersand enthält. In Tunkin haben mehrere Flüsse Goldkörner und man hat auf den Bergen an der Oberfläche Stücke von diesem Metalle gefunden von einem grösseren Umfange und von einer grösseren Reinheit, als in irgend einem Theile des Orients. Man behauptet, daß einige davon auf zwei Unzen wägen. Ob man gleich vermuthen kann, daß diese, an der Oberfläche liegenden Erze auf innere Schätze deuten, so ist dieses doch noch kein sicherer Beweis davon. Der Proceß der Natur in der Bildung der Metalle ist ein Geheimniß, auf dessen Grund man noch nicht völlig gekommen ist. Sie sind nicht immer schichtweise und nicht so geordnet, daß sie stets einen Gang bilden. Zuweilen trifft man sie in dem Laufe der Flüsse an, ohne sie bei ihrer Quelle zu finden. Man geräth wohl in der Kluft eines Felsen auf ein oder mehrere Stücke, ohne in dem übrigen Felsen etwas anzutreffen, und man kann sich nicht vor-

4) Tunkin besitzt eine große Menge Bergwerke. Manche enthalten ein Mineral von der besten Art im Ueberflusse. Das Eisen, das nützlichste von allen Metallen, ist sehr gemein und von einer solchen Reinheit, daß man es in seinem natürlichen Zustande ohne Schmelzen schmieden kann.

Kupfer findet man dort in sehr großer Menge und von guter Beschaffenheit. In Cochinchina ist auch eine Zinn-Mine, aber die Förderung ist verboten. Am äußersten Ende Tunkins, wo es an China gränzt, sind Minen von diesem Metalle, dessen Förderung nicht verboten werden kann, weil die Gränzen beider Reiche nicht genau bestimmt sind. Man versichert, daß dieses Zinn von der besten Art sey.

Es giebt da zwei Arten von Erz, wovon das eine fast eben so weiß ist, als das Silber und noch dichter. Dieses erhöht seinen Werth, der das Mittel hält zwischen Silber und Kupfer; das andere Metall ist schwarz, und wenn man es mehrere Male in die Erde steckt, wird es roth; aber wenn man es herauszieht und wieder an die Luft bringt, so verwandelt es sich in kurzer Zeit und wird wieder schwarz. Dieses Metall, das man nur in einer Provinz antrifft, hält man für eine Zusammensetzung

höhle den Beweis von der Bildung derselben durch Wirkung des Feuers. Wenn die Grotten in Tunkin von gelehrten Naturforschern untersucht würden, könnten sie Gelegenheit zur Entdeckung mancher Geheimnisse der Natur geben.

von Roth-Kupfer und Gold. Ist es ein Produkt der Natur, oder ein Werk der Kunst? Dieses zu entscheiden, sind wir nicht im Stande; aber gewiß ist es, daß dieses Metall oder dieses zusammengesetzte Mineral vier Mal so theuer ist, als das Silber, und obgleich von geringerem Werthe, als das Gold, wird es wegen seiner Seltenheit eben so geschätzt und zur Verfertigung des Schmucks gesucht.

Dieses Land besitzt mehrere Silber- und Gold-Minen, deren Reichthum uns aber unbekannt ist. Viele kleine Flüsse führen eine große Menge Körner von diesen Metallen mit sich. In Lac-tho ist ein Fluß, dessen Bette Silbersand enthält. In Tunkin haben mehrere Flüsse Goldkörner und man hat auf den Bergen an der Oberfläche Stücke von diesem Metalle gefunden von einem größeren Umfange und von einer größeren Reinheit, als in irgend einem Theile des Orients. Man behauptet, daß einige davon auf zwei Unzen wägen. Ob man gleich vermuthen kann, daß diese, an der Oberfläche liegenden Erze auf innere Schätze deuten, so ist dieses doch noch kein sicherer Beweis davon. Der Proceß der Natur in der Bildung der Metalle ist ein Geheimniß, auf dessen Grund man noch nicht völlig gekommen ist. Sie sind nicht immer schichtweise und nicht so geordnet, daß sie stets einen Gang bilden. Zuweilen trifft man sie in dem Laufe der Flüsse an, ohne sie bei ihrer Quelle zu finden. Man geräth wohl in der Kluft eines Felsen auf ein oder mehrere Stücke, ohne in dem übrigen Felsen etwas anzutreffen, und man kann sich nicht vor-

finden, durch welche Wirkung und durch welchen Einfluß dieses Metall gebildet und hervorgebracht sey; auch kann man nicht einsehen, wie es allein dahin gerathen ist.

Wie auch übrigens in dieser Art die Geschenke der Natur seyn mögen, so hat doch der Wille des Menschen den Ort verschlossen, wo man glauben kann, daß sie vergraben sind. Es ist bei Lebensstrafe verboten, die Gold- und Silber-Minen zu bearbeiten. Die Regierung befürchtet, es möchten diese Schätze die Habsucht der Europäer reizen und solche Einfälle herbeiführen, wodurch Amerika verwüstet ward.

Reichthümer, deren Besitz weniger schädlich ist, sind Salz und Salpeter. Das tunkinische Salz ist berühmt und schärfer, als das in Cochinchina.

5) Die Freigebigkeit und der Reichthum des Erdbodens werden durch sehr wichtige Unbequemlichkeiten erkauft. Durch eine Umkehrung der allgemeinen Gesetze der Natur ist die Bewohnung der meisten Gebirge ungesunder, als die Bewohnung der Ebenen, weil das Wasser auf den Bergen von schlechter Beschaffenheit ist. Wenn man sich nicht von Kindheit daran gewöhnt hat, kann man einige Wochen hindurch keinen Gebrauch davon machen, ohne von einem gefährlichen Fieber angegriffen zu werden, und wenn man über diese Berge geht, ist man genöthigt, Wasser mit zu nehmen.

Die Einwohner des Landes schreiben solche Schädlichkeit dem Fallen der Blätter von gewissen Bäumen in

das Wasser, zu, vornämlich der Blätter von dem Eisenbaume; aber diese Meinung verdient wenig Glauben. Es ist ausgemacht, daß die Blätter von allen Arten der Bäume, wenn sie ins Wasser fallen, sich daselbst auflösen und es verderben; aber der Eisenbaum wächst auch auf der Insel Ceylan und in mehreren anderen Ländern, und man hat nicht bemerkt, daß seine Blätter schädlicher wären, als andere Baumblätter *). Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Wasser, welches auf den Bergen entspringt und mit Kupfertheilchen erfüllt ist, sich beim Fliessen läutert und von den giftigen Theilen reinigt. In Laos und Lac-tho haben die Ausdünstungen der Erde eine sehr schädliche Eigenschaft, welche nicht erlaubt, den unteren Theil der Häuser zu bewohnen. In Unter-Cochinchina macht der fehlende Ablauf des Wassers, daß man es nicht von einem Orte zum andern, selbst in einer großen Nähe fortleiten kann, ohne im Kothe zu gehen und ohne bis mitten an die Waden ins Wasser zu gerathen. Außerdem verursachen die starken Regengüsse und das Anschwellen der Flüsse und Bäche Ueberschwemmungen, die zuweilen die Einwohner nöthigen, sich in den höchsten Theil der Häuser zu begeben.

*) Der Manzanille-Baum (Hippomane mancinella *L.*) zeichnet sich vor allen durch die gefährlichste ausschwitzende Feuchtigkeit aus. Er enthält einen milchähnlichen Saft, der ein tödtliches Gift ist; und wenn der Regen von seinen Blättern auf die Haut fällt, bringt er kleine Blasen hervor; aber glücklicher Weise findet sich dieses tödtliche Gewächs nur auf einigen Inseln in Amerika.

6) Eine sehr sonderbare Erscheinung ist es, daß alle Jahre im achten Monde am Tage des stärksten Meereswechsels, und wenn das Meer zurück tritt, eine große Menge Würmer aus dem Schoose der Erde hervorkommt. Diese Erscheinung findet nur Statt im Boden mit salzigem Wasser, wo das Wasser zwar nicht ganz salzig, aber auch nicht völlig süß ist. Diese Würmer sind nach dem Geschmack der Einwohner eine herrliche Speise, und sobald sie aus der Erde hervorkriechen, läuft man an die Küsten, um sie zu essen *).

*) Man darf annehmen, daß dies sonderbare Phänomen nur an der Küste Statt hat, und daß dies ein Seegewürme ist, welches durch den plötzlichen Mangel an Seewasser vielleicht sich hervor arbeitet, um Wasser gleichsam aufzusuchen; bekanntlich sind die Tunkiner und Cochinchinesen, so wie die Chinesen selbst, Liebhaber von Seegewürmen (mollusca). D. H.

Es sollte scheinen, daß Tunkin und die benachbarten Länder, wegen der Nähe am Aequator, schwarze, oder wenigstens schwärzliche Menschen haben müßten; aber die Abkühlung und Feuchtigkeit der Atmosphäre durch Regen und Ueberschwemmungen, schützen gegen die brennende Kraft der Sonne, wovon man die Schwärze der Haut hergeleitet hat. Die besondere Schattirung der Haut der Tunkinesen ist olivenfarbig und fällt etwas ins Braune, und bei den Cochinchinesen ist sie dunkelbrauner. In beiden Ländern haben Frauen und Männer, die wegen ihres Gewerbes den Sonnenstrahlen etwas weniger ausgesetzt sind, eine Haut, die sich der weißen Farbe der Europäer nähert.

Von Chinesen entsprungen, behalten die Tunkinesen Aehnlichkeit mit jenen, unterscheiden sich aber doch in einigen Stücken, und vorzüglich durch ihre Nase, welche mehr hervorsteht, als bei den Chinesen; obgleich weit weniger als bei den Europäern, welche in diesem Lande die Langnasigen genannt werden.

2) Die Züge der Tunkinesen sind nicht unangenehm, haben aber etwas Grobes und Rohes, und dies wird noch vermehrt durch das gewöhnliche Schwärzen der Zähne, und durch das Rothfärben ihrer Lippen. Dieses giebt ihnen ein seltsames Ansehen, das den Augen mißfällt, die an den Anblick von der Natur gebildeter Menschen gewöhnt ist.

Ungeachtet dieser abweichenden Gestalt, besitzen die Frauenzimmer doch Schönheit; ihr großes schwarzes Auge

ist lebhaft und hat viel Ausdruck. Ihre Physiognomie ist geistvoll, und überhaupt nicht ohne einige Annehmlichkeit. Man hält die Tunkinesinnen für schöner, als die Cochinchinesinnen. Sie sind weißer, und ob sie gleich nicht so viel von der schönen rothen Farbe an sich haben, so dient es doch zum Beweise ihres verdienten Vorzugs, daß die Vornehmsten in Cochinchina ihre Frauen aus Tunkin hernehmen. Die Haare der Tunkinesen sind lang, glatt, schwarz, und so dick, daß sie sich dem Pferdehaare nähern. Die rothen Haare hält man für häßlich. Ein rothhaariges Mädchen findet selten einen Mann, wenn sie ihm nicht wenigstens ein ansehnliches Vermögen zubringt. Die kastanienbraunen und blonden Haare hält man auch für unangenehm, wegen Annäherung an die außer Kredit gesetzte Farbe. Wenn die Engländer in Cochinchina sich haben sehen lassen, hat ihre Bildung gar keinen Beifall gefunden, und das Volk nennt sie spottweise die Rothköpfe.

Die Tunkinesen haben wenig Bart, wenn er aber lang und stark ist, hält man ihn für eine große Schönheit. Er fällt gar nicht ins Krause.

3) Das dortige Menschengeschlecht ist gesund. Selten findet man Leute mit natürlichen Gebrechen, außer blinde; aber fast gar keine taube, bucklige und mit der englischen Krankheit behaftete Leute. Ihr Wuchs ist eben nicht lang, aber angenehm, und ein richtiges Verhältniß der Glieder unter einander giebt ihnen Gelenksamkeit und Behendigkeit. Die Haut ist weich, der Geruch fein, das

Gefühl zart, das Gesicht schwach und das Gehör hat nichts Besonderes.

An Leibes-Stärke kommen sie den Europäern nicht gleich; daß sie diesen hierin nachstehen, rührt von der Beschaffenheit der Atmosphäre her, wie auch von Speise und Trank. Das Klima macht etwas weichlich und träge, und erzeugt einigen Widerwillen gegen Thätigkeit und Bewegung. Die in dieses Land kommenden Europäer verweilen nicht so lange, um den Einfluß davon zu empfinden und dadurch erschlafft zu werden. Indessen sind die Eingebornen doch im Stande große Arbeiten zu übernehmen, wenn solche von einer Art sind, woran sie sich gewöhnt haben; dahin gehören diejenigen, die ihr Leben auf Fluß-Schiffen zubringen; sie halten eben so lange, wie die Europäer, das sehr angreifende Rudern aus, und bringen auch ihr Fahrzeug eben so geschwind fort. Man hat in allen diesen Ländern die Bemerkung gemacht, daß die Leute, welche vorzüglich schwach zu seyn scheinen, eine große Kraft bei der Uebung ihrer gewöhnlichen Professionen anwenden *).

4) Zwar essen sie gern, essen aber weniger, als die Europäer. Manche können lange Zeit ohne Essen zubringen, ohne solches lästig zu finden, und Manche, die

*) Es ist bekannt, daß die Karaiben zu den schwächeren Menschen gehören und dennoch legen sie mit unglaublicher Geschwindigkeit sehr weite Wege zurück. Man erzählt von einem Karaiben, daß er in 42 Stunden hinter einander hundert französische Meilen gemacht habe.

eine Reise von 24 Stunden, oder wohl gar auf zwei Tage antreten, essen nur vor ihrer Abreise und nach ihrer Wiederkunft.

Sie schlafen lange und fest. Leute, die es sich müssen sauer werden lassen, widmen, falls sie nicht aus Noth gedrungen an die Arbeit gehen müssen, wenigstens acht Stunden dem Schlafe, welches nach der Vorschrift der Aerzte in unseren Gegenden zu viel ist.

5) Man hat in diesen Ländern über das Menschengeschlecht noch nicht genug methodische und ausführliche Beobachtungen angestellt, um mit Genauigkeit das Verhältniß zu bestimmen, das sich zwischen beiden Geschlechtern befindet. Indessen will ich einige ziemlich allgemein angenommene Meinungen anführen, die glaubwürdig zu seyn scheinen.

Man glaubt, daß dort mehr Mädchen als Knaben geboren werden, welches Verhältniß man überhaupt den südlichen Ländern beilegt, und das dem entgegen ist, das man in nördlichen Ländern antrifft.

Die Frauenzimmer sind mit 12 bis 13 Jahren mannbar; also fast in eben dem Alter, als im Süden von Europa.

Die Ehen sind fruchtbar; welches in einem warmen und feuchten Lande Statt haben muß, bei einem, vorzüglich von Fischen lebenden Volke, das seine Leibes-Beschaffenheit nicht durch übermäßigen Genuß starker Getränke schwächt. Unfruchtbarkeit ist selten, aber es

7) Man führt keine Sterbe-Register, wornach man über die Dauer des Lebens urtheilen könnte, aber man kann das lange Leben der Bewohner dieses Landes daraus sehen, daß man ziemlich viele Greise findet, die noch in einem hohen Alter den Gebrauch aller ihrer Sinne behalten, und man hält es für eins von den Ländern, wo man am ersten auf hundert Jahre rechnen kann.

In dem oberen Tunkin ist der Mensch weit gesunder, stärker und lebhafter, als in dem niederen, und in dem oberen Cochinchina ebenfalls gesunder, als in dem unteren. Das ist ein allgemeines Gesetz der Natur und ein physischer Vorzug hochliegender Gegenden; aber diese Regel gilt nicht in dem größten Theile der Gebirge Tunkins und Cochinchinas, wegen der schlechten Beschaffenheit des dortigen Wassers.

Man hat bemerkt, daß in den Provinzen am Meere die Menschen, die meistentheils auf dem Wasser leben und keine andere Wohnung, als ihre Fahrzeuge haben, länger leben, als diejenigen, die ihr Leben auf dem Lande zubringen, weil sie nicht den schädlichen Ausdünstungen der Erde ausgesetzt sind, die nach den Ueberschwemmungen durch die heiße Sonne aufsteigen.

Sechstes Kapitel.

Bevölkerung.

1) Die Kenntniß, die man von der Bevölkerung der kaiserlichen Staaten ertheilen kann, beruhet noch sehr auf Wahrscheinlichkeit und Vermuthung; denn die ganze Schätzung der Volksmenge, die keine regelmäßige Zählung zur Grundlage hat, kann nur ein sehr beschränktes Zutrauen erhalten; auch sind die Berichte, die man in den Staaten des Kaisers von Tunkin über diesen Gegenstand hat, sehr unvollkommen. Wirklich wird jährlich an die Regierung eine Angabe von allen Unterthanen des Kaisers eingeschickt, außer von denen, welche noch in der Wildheit leben. Aber da sich diese Zählungen nur auf die Abgaben beziehen, so sind sie fast immer unrichtig.

Manche Ortschaften geben nur zwei Drittheile ihrer Einwohner, zuweilen noch weniger an, und oft sind die Zählungen von dem letzten Jahre Kopieen von den vorhergehenden Jahren; übrigens wird die Kenntniß der Volksmenge wie ein Staats-Geheimniß betrachtet, das nur für die Häupter der Regierung gehört. Indessen ist folgende Meinung die zuverlässigste und folgender

Anschlag am wahrscheinlichsten. Man glaubt; daß die gesammte Anzahl der kaiserlichen Unterthanen sich auf 23 Millionen beläuft, und hiervon enthält Tunkin allein gegen 18 Millionen, Cochinchina 1 Million 300,000 Menschen. Ehemals war die Volksmenge weit größer, aber sie hat durch die Kriege, wovon es lange Zeit der Schauplatz gewesen ist, sehr abgenommen *). Tsiampa mag wohl 6 bis 700,000, Camboge 1 Million und Lac-tho 6 bis 700,000 Seelen enthalten.

*) Man versichert, daß im Jahre 1739 bei einer Zählung der Einwohner von Cochinchina die Volksmenge 11 Millionen betrug; aber diese Behauptung scheint kein Zutrauen zu verdienen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß man sich da verrechnet hat. Zuförderst ist das Resultat der Zählungen, die durch die Gemeinheiten besorgt werden, Keinem bekannt, außer den Häuptern der Regierung; ferner kann eine so starke Bevölkerung einer so kleinen Erdfläche nicht beigelegt werden. Cochinchina ist nur eine Erdzunge zwischen dem Meere und unbewohnten Gebirgen. Die Breite ist sehr ungleich und beträgt an einigen Orten nur eine halbe Meile. Oft hegen die Völker, um damit groß zu thun, eine übertriebene Meinung von ihrer Volksmenge; zuweilen bestätigen die asiatischen Regierungen aus Prahlerei diese Meinung. China enthält nach den Nachrichten, die uns Makärtney davon gegeben hat, 331,400,000 Einwohner, und nach dem Berichte der Missionarien enthält es doch nicht mehr, als 200,000,000 (nach Anderen nur 150 Millionen, ja noch weniger. D. H.) Vielleicht kommt indessen diese Verschiedenheit daher, daß die Missionarien in ihren Berechnungen nur auf das eigentlich sogenannte China Rücksicht nehmen, und die Regierung rechnet die zinsbaren und abhängigen Länder dazu: als gegen Westen

Unter den zehn Provinzen, woraus Tunkin besteht, ist Tunam, welches mitten im Reiche liegt, ohne Vergleich am allermeisten bevölkert. Es ist eine weite Ebene, die von einer Menge, von Kähne tragenden Flüssen bewässert wird und die für sich allein fast die Hälfte der Volksmenge von Tunkin enthält. Die Aldeen, die Dörfer dieses Landes, liegen, fast bis zur Berührung, einander nahe, und die Ortschaften sind weit volkreicher, als unsere Europäischen; denn man versichert, daß es ihrer nur 12,000 in Tunkin gebe, welches eine Mittelzahl von 1500 Menschen herausbringt, unterdessen daß sich in Europa diese Mittelzahl nur auf 600 erstreckt; so war das anerkannte Verhältniß in Frankreich vor der Revolution.

2) In den Ländern, wo der Ackerbau viele Hände beschäftigt und wo die Manufakturen seltener sind, wohnen fast Alle auf dem Lande und sind in die Dörfer vertheilt. Das ist der Fall in diesen Ländern. Unter dem Namen der Städte versteht man nur die befestigten Oerter. Es giebt Dörfer, die volkreicher sind, als die Städte, und welche 7 bis 8000 Einwohner enthalten.

Tunkin, wo mehr Kunstfleiß herrscht, als in den angränzenden Ländern, hat mehr Städte, selbst nach

Tibet u. s. w., gegen Süden Tunkin, Cochinchina u. s. w. Es ist gewiß, daß ein solcher Irrthum Statt haben konnte, als man in Cochinchina im Jahre 1739 eilf Millionen Einwohner angab, um desto mehr, als zu dieser Zeit Cochinchina noch keinen Theil von Camboge mit begriff, der nachher damit verbunden worden ist.

Verhältniß seiner Volksmenge; denn man rechnet zwölf Hauptstädte; zuförderst Bac-Kinh, die Hauptstadt des ganzen Reichs mit ungefähr 40,000 Einwohnern; Hanvints mit 15 bis 20,000, Tranhac mit 10 bis 15,000; Cau-sang mit 7 bis 8000; Vi-áhong, belegen an dem großen Flusse, der mitten durch Tunkin fließt, mit 6000 Einw. Die chinesischen Fahrzeuge, Sommes genannt, fahren den Fluß bis zu dieser Höhe hinauf. Hunnan *), an eben diesem Flusse, zählt 5000 Einw. In dieser Stadt hatten sonst die Holländer ein Comptoir.

Die Städte Tran, Tran-bac, Tran-boai, neben China, haben eine Bevölkerung, die man auf 4—7000 Seelen schätzt.

Die Städte Tran-hung, Tran-uyan, Trantai, die auch nahe bei China, aber auf einer anderen Seite liegen, fassen 5—6000 Einwohner.

Phu-xuan, Hauptstadt in Hue, der vornehmsten Provinz in Ober-Cochinchina, mag 20 bis 30,000 Einwohner haben, und verdankt diese starke Bevölkerung dem Vorzuge, daß sie jetzt die kaiserliche Residenz ist. Von den beiden Hauptstädten des inneren Cochinchina, Qui-won und Qui-phu, ist diese am volkreichsten,

*) Vielleicht das Hean der Charten? — Ueberhaupt findet man fast keine, oder doch nur wenige dieser Namen, selbst auf unseren neuesten Charten. Wahrscheinlich auch deswegen, weil gewöhnlich ein und dieselbe Ortschaft mehrere Namen führt. D. H.

und mag etwa 8 — 10,000 Seelen enthalten. Die Volksmenge zu Sai-gon, der Hauptstadt in Unter-Cochinchina, ist beinahe eben so stark, als die zu Qui-phu.

In Camboge sind vier Ortschaften, die den Namen der Städte führen.

In Lac-tho ist gar keine Stadt, aber es giebt daselbst Dörfer von 2 — 3000 Einwohnern.

In Tsiampa sind nur sehr kleine Dörfer.

In Laos ist der größte Ort Han-niech, der eine Art von Hauptstadt vorstellt und vorzüglich von Fremden, als Tunkinesen, Cochinchinesen und Chinesen bewohnt wird, die dahin kommen, entweder um sich eine Zeitlang da aufzuhalten, oder sich des Handels wegen daselbst niederzulassen. Die Gemeinden sind eben nicht volkreich und es giebt viele, die im Lande umherziehen.

3) Die allgemeine Meinung, die auch gegründet zu seyn scheint, ist, daß die Bevölkerung dieser Länder schnelle Fortschritte macht, wenn sie nicht etwa durch zerstörende Landplagen gehindert wird. Es entstand nämlich vor ungefähr 20 Jahren, als der zur Befruchtung des Landes nothwendige Regen ausblieb und die Verwüstungen innerlicher Kriege das Säen und Arbeiten verhindert hatten, eine schreckliche Hungersnoth, und hierauf folgten verheerende Krankheiten. Daher war eine ungemeine Sterblichkeit in den Distrikten, die der Schauplatz des blutigsten und verheerendsten Krieges gewesen

waren. Einige Distrikte haben beinahe ein Drittheil ihrer Volksmenge verloren. Es hat Dörfer gegeben, deren Bewohner gänzlich verschwunden sind, es sey nun, daß sie durch's Schwerdt, Hunger oder Krankheiten umgekommen sind, oder daß sie sich sonst wohin gewendet haben, um ihren Unterhalt zu suchen.

Aber außer diesen außerordentlichen und unglücklichen Vorfällen begünstigt Alles die Vermehrung der Volksmenge. Man trifft in diesem Lande wenige Unverheirathete und wenige unerlaubte Verbindungen an, die der Bevölkerung nicht zuträglich sind. Sucht man den genauen Umgang einer Frauensperson, so heirathet man sie. Während daß man sich in anderen Ländern vor einer großen Anzahl Kinder, als vor einer großen Last fürchtet, wünscht man sie hier, als eine Ehre und einen einträglichen Gewinn; denn die Ernährung kostet wenig Aufwand, weil die Arbeit des Mannes bald eine nützliche Schadloshaltung zur Unterhaltung seiner Kinder verschafft. Anstatt daß man in China die Kinder aussetzt und umkommen läßt, kauft man sie hier. Manche Männer heirathen sogar Mädchen, die von einem anderen Manne schwanger sind, ohne den Vorsatz, ehelichen Umgang mit ihnen, und nur um eine desto zahlreichere Nachkommenschaft zu haben; auch ohne dieses sehr sonderbare Mittel sieht man nicht selten Familienväter mit einer großen Menge von Kindern, Kindeskindern und Urenkeln umgeben. Man hat ihrer schon bis auf 80 beisammen gesehen.

Indessen findet man auch Frauenspersonen, die ihre Frucht, wegen der strengen Strafen abtreiben, welche die Gesetze in Tunkin gegen unerlaubte Beiwohnung ankündigen; ja es giebt sogar Frauen, deren Gewerbe es ist, solche Abtreibungen zu befördern und zu erleichtern; aber diese Verbrechen sind nicht gewöhnlich genug, um der Fortpflanzung des Menschengeschlechts beträchtlichen Schaden zuzufügen.

Die Kastration war vor 30 bis 40 Jahren ziemlich gewöhnlich, und zwar durch gänzliche Beraubung der Geschlechtstheile, aber seitdem die Verschnittenen vom Hofe verbannt sind, ist sie sehr selten geworden.

Die Vielweiberei, welche in anderen Ländern der Bevölkerung entgegen ist, hat hier diesen Nachtheil nicht und scheint ihr vielmehr zuträglich zu seyn. Das kommt nicht daher, daß die unbedeutende Mehrheit, die sich in der Anzahl der gebornen Mädchen finden mag, eine richtige Ursache ihrer Mehrheit bei der Ehe sey; sondern diese Mehrheit, welche gewöhnlich nur der Wollust wegen, um die Genüsse zu verändern, gesucht wird, hat in diesem Lande einen anderen Grund, nämlich den Zuwachs der Familie. Alle verheirathete Frauen sind fruchtbar, je nachdem es die Kräfte des Mannes zulassen. Uebrigens findet der Besitz einer großen Anzahl Frauen nur bei reichen Männern und vornehmen Personen Statt; und die Anzahl der Frauen ist hier noch nicht so groß, als bei den meisten anderen Völkern Asiens. Sehr selten hat ein Mann 15 bis 20 Frauen. Eine solche Menge

gehört nur für einen Fürsten, oder Mandarin, oder für einen zügellosen Liebhaber des schönen Geschlechts; und da durch den Krieg, Fischerei, und mehrere mühsame und gefährliche Gewerbe, der Abgang der Männer größer ist, als der Frauen, so schafft ihre Mehrheit in der Ehe einigen Ersatz. Wenn es in einigen Distrikten an Frauen zur Ehe für die Männer fehlt, so giebt es andere, wo es den Frauen an Männern mangelt, und ein Ort hat alsdann mit dem anderen einen Tauschhandel mit dem überflüssigen Geschlechte.

Siebentes Kapitel.

Zoologische Ansicht des Landes.

1) Diese Theile Hinter-Indiens sind reich an Thieren aller Art. Haus- und jagdbare Thiere gewähren dem Menschen mannichfaltigen Nutzen, während er die Menge starker, wilder, reißender Thiere zu fürchten hat.

Unter den Hausthieren gebührt dem Elephanten, dem größten und stärksten von allen jetzt vorhandenen Landthieren, die erste Stelle. Man behauptet allgemein, daß dieses Thier in Laos in seiner größten Vollkommenheit, daß es dort größer, stärker, gelehriger und verständiger sey, als in irgend einem anderen Lande. Schon bei seiner Geburt hat er beinahe die Größe eines Kalbes. Er wächst ungefähr 30 Jahr, und in diesem Alter giebt es solche, die 16 Fuß hoch und 13 lang sind.

An diesem Thiere steht das Zeugungsglied nicht im Verhältnisse mit der Größe seines Körpers; es ist nicht dicker, als bei einem Pferde. Auch die Weibchen haben eine außerordentliche Bildung; die Mutterscheide ist viel weiter von dem After entfernt, als bei anderen Thieren, und nähert sich mehr dem Bauche. Wenn man die

Thiere nicht genau ansieht, so unterscheidet man das Männchen von dem Weibchen nur durch die Dicke des Leibes und der Zähne, welche bei dem Männchen weit größer und stärker sind.

Man kann nicht mit Gewißheit sagen, wenn das Männchen in Brunst tritt und das Weibchen hitzig wird, auch nicht, wie lange dieser Zustand dauert, ob er sich jährlich oder nur alle zwei oder drei Jahre einstellt. In dieser Zeit ist das Männchen wüthend, und der Kornak oder Führer nähert sich ihm nur mit großer Vorsicht. Das Weibchen entläuft sodann oftmals, aber wenn die Zeit der Hitze vorüber ist, sucht es der Kornak auf und es läßt sich wieder einfangen.

Dieses Thier ist sehr schamhaft und begattet sich nur, wenn es sich den Blicken der Menschen entzogen hat; indessen versichert man, es bei diesem Geschäfte überrascht zu haben, worin es sich von anderen Thieren unterscheidet.

Man sagt, daß das Weibchen niederkniee, seinen Kopf gegen die Erde stütze, die Hinterbeine ein wenig erhebe und in dieser Stellung das Männchen zur Annäherung einlade *). Man hatte behauptet, daß dieses

*) Die Versuche des Engländers Corse in Bengalen haben dargethan, daß dennoch zahme Elephanten mit einander eingesperrt und sehr reichlich mit nahrhaften und reizenden Mitteln unterhalten, sich begatteten, und zwar nach Art der übrigen großen Hausthiere. Indeß beweiset dies Beispiel nicht viel gegen die bisher angenommene Meinung.

D. H.

Thier im Stande des häuslichen Dienstes nicht gebähre, oder wenigstens nicht in den europäischen Ländern; indessen ist doch vor Kurzem in Frankreich *) ein Elephant geboren.

Man glaubt, daß der Elephant 150 Jahre lebe, wo sich zwischen der Zeit seines Wachsens und der Dauer seines Lebens fast eben das Verhältniß findet, als bei anderen Arten von Thieren.

Man kennt die Trefflichkeit seiner Zähne, die das Elfenbein liefern, und kein Land liefert so viel, als Laos. Seine Haut ist schwarz und man verstärkt dieses Schwarze noch durch einige Farben, womit man es überstreicht. Sie hält die Flintenkugel nicht ab, sondern sie dringt hinein, ohne das Thier zu tödten, wenn sie nicht die Stirn zwischen beiden Augen trifft.

Sein Schwanz ist kurz und hat wenig Haare, außer am Ende sind einige länger, als die anderen. Sein Fuß ist rund und hat 14 bis 16 Zoll im Durchschnitt; die sehr harte Fußsohle bedeckt ein weiches Fleisch, welches die wohlschmeckendste Speise von dem Fleische dieses Thieres gewährt.

Sein Gang ist, wie bei dem Kameele, die beiden Beine auf einer Seite bewegen sich gleichzeitig; der Hinterfuß tritt in die Spur des Vorderfußes auf eben der Seite; der Schritt beträgt ungefähr 5 Fuß. Sein Gang ist sicher und es fällt nie. In seinem gewöhnli-

*) 1807.

chen Gange durchläuft es einen eben so großen Raum, als ein Pferd im Trotte. Wenn es den Lauf beschleunigt, welches sich nur ereignet, wenn es durch Zorn, oder durch Furcht getrieben, oder von seinem Führer angespornt wird, ist sein Gang ein sehr schneller Paß, der dem Galopp eines Pferdes gleich kommt; und wenn gleich ein gutes Pferd ihm im Laufe etwas zuvorkommt, so kostet es ihm keine Mühe, es wieder einzuholen, wenn der Lauf länger dauert. Es macht leicht 15 bis 20 Stunden täglich und kann auch wohl 35 bis 40 zurücklegen. Zum Reiten ist es unbequem, wegen der Schwingung und der Stöße, der beste Platz ist auf dem Halse.

Man leitet es vermittelst eines kleinen, spitzigen Hammers, womit man es auf die Stirn an den Ort schlägt, wo es eine Flintenkugel tödten kann. Dieser Theil seines Kopfes ist so empfindlich, daß ihm die Schläge, die man ihm dahin giebt, sehr schmerzhaft sind; und wenn man es mit sehr großem Nachdruck schlüge, würde man es tödten können.

Täglich führt man es zweimal zum Wasser, wo es sich badet und sich den ganzen Leib mit dem Rüssel wäscht, und sich wohl gar im Wasser untertaucht.

Kein anderes Thier hat mehr Einsicht, Sanftmuth und Gelehrigkeit und mehr Geschicklichkeit, allen Geschäften, wozu man es bestimmt, ein Genüge zu thun. Bald ist es ein Lastthier und dient zum Fortschaffen der schwersten Lasten; bald wird es zum Reiten gebraucht, trägt Menschen von vornehmem Stande und ist ihr Verthei-

diger. Es theilt die Arbeiten mit dem Menschen, kommt seiner Schwäche zu Hülfe und gleicht ihm oft an Geschicklichkeit. Unerschrocken und furchtbar im Kriege, greift es allein ein ganzes Bataillon an, wirft es nieder, oder treibt es in die Flucht. Es ist ein grausamer Henker, wenn man es nöthigt, die Todes-Urtheile des Gerichts auszuführen. Es ist gut und mitleidig, wenn es seinem natürlichen Charakter überlassen ist und gehorsam gegen die Stimme seiner Führer. Es begreift nicht allein durch die Töne die Befehle, die es erhält, sondern auch durch die Klugheit, womit es sie ausrichtet, scheint es die Absicht davon einzusehen. Es versteht's, wenn man ungewöhnliche Anstrengung fordert, und wenn man ihm zu seiner Aufmunterung eine Belohnung versprochen hat, so fordert es nach der Arbeit, was ihm versprochen ist. Es giebt den süßen Säften den Vorzug, mag sehr gern süße Pflanzen, hat ein Wohlgefallen an angenehmen Tönen, liebt die Musik, schlägt den Takt mit Richtigkeit, oder begleitet ihn wohl gar durch Hervorbringung einiger Töne am Ende jeder Kadenz. Es achtet die Schwäche, ist gern bei Kindern, mischt sich in ihre Spiele, spielt mit ihnen Mahl oder Unmahl mit Münzen, wirft, wenn es die Reihe trifft, mit seinem Rüssel das Stück Geld in die Luft; es weiß es, wenn es gewonnen hat, und nimmt den Preis des Gewinns, welches gewöhnlich ein Zuckerrohr ist, und wenn es nicht gewonnen hat, fordert es nichts.

Zwar dienen die Ochsen auch hier zur Nahrung und zur Arbeit, allein man giebt dem Büffel den Vorzug,

welcher größer, stärker und langbeiniger, sich besser zur Bearbeitung morastiger Oerter schickt, wo das arbeitende Thier zuweilen bis an den Bauch hineinsinkt. Er frißt mehr, als der Ochs, ist aber nicht theuerer zu erhalten, weil er mit schlechteren Nahrungsmitteln vorlieb nimmt, als jener. Ob er gleich in Europa schwer zu bändigen, eigensinnig und gewaltthätig ist, bezeigt er sich doch in diesem Lande gehorsamer, wie der Ochs, und man will sagen, daß er in warmen Ländern lange nicht so eigensinnig und gewaltthätig ist, als in kalten, und mehr aufgelegt, sich an das häusliche Leben zu gewöhnen und sich dem Dienste des Menschen zu widmen. Sein Leder ist stärker, als das Ochsenleder; sein Fleisch, wiewohl schwärzer und dichter, wird hier anderem Rindfleische vorgezogen, weil es einen kräftigern Geschmack hat. In den Gebirgen von Tsiampa giebt es eine unzählige Menge dieser Thiere.

Die Pferde sind klein, fast von dem Wuchse der Husarenpferde in Europa. Sie sind nicht übel gewachsen, aber nicht sehr lebhaft. Man zieht ihrer nicht viele zu, weil man sie gar nicht zum Ziehen, auch selten zum Reiten braucht. Bei der Armee sind sie auch wenig. Die gemeinen Leute sind nicht im Stande, sie zu ihren Reisen zu haben, oder wagen es nicht, sich ihrer zu bedienen, aus Furcht, Prachtliebe zu verrathen. Mandarinen und andere vornehme Personen sind die einzigen, die davon bei ihrem Gefolge Gebrauch machen. Sie selbst reisen in einem Palankin oder auf Elephanten.

Die Katzen beschäftigen sich hier wenig mit ihrer gewöhnlichen Bestimmung, die Häuser von Ratzen zu reinigen. Die Hunde sind darin ihre Nebenbuhler, ersetzen ihre Stelle in diesem häuslichen Kriege gegen die Ratzen, und machen einen sehr nöthigen Schutz gegen den Angriff wilder Thiere aus.

Eine gewisse Art von Hunden, deren Geruch sehr fein ist, wird, wegen ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit, zur Jagd des Hirsches und des Fuchses sehr geschätzt.

Die Ziegen sind sehr häufig; aber noch mehr die Schweine. Von diesen giebt es mehrere Arten, wovon die merkwürdigste diejenige ist, die man gewöhnlich Indische (Siamische) Schweine nennt.

Die Höfe sind mit eben dem Federvieh besetzt, dergleichen man darauf in Europa findet, als Hühnern, Gänsen u. s. w.

Die Anzahl der Enten ist ungemein groß. Man bringt Haufen von 10, 12 und 15,000 zusammen, und läßt sie auf den Reißfeldern, nach der Aerndte, weiden. Daselbst nähren sie sich von ausgefallenen Reißkörnern, Fischen und Würmern. Man läßt sie draußen des Nachts einschließen, sammelt ihre Eier und läßt diese durch eine künstliche Brütung auskommen; aber von dieser Art des Brütens macht man bei den Hühner-Eiern keinen Gebrauch *).

*) Auch hierbei sieht man die Aehnlichkeit mit den Chinesen.
D. H.

welcher grösser, stärker und langbeiniger, sich besser zur Bearbeitung morastiger Oerter schickt, wo das arbeitende Thier zuweilen bis an den Bauch hineinsinkt. Er frißt mehr, als der Ochs, ist aber nicht theuerer zu erhalten, weil er mit schlechteren Nahrungsmitteln vorlieb nimmt, als jener. Ob er gleich in Europa schwer zu bändigen, eigensinnig und gewaltthätig ist, bezeigt er sich doch in diesem Lande gehorsamer, wie der Ochs, und man will sagen, daß er in warmen Ländern lange nicht so eigensinnig und gewaltthätig ist, als in kalten, und mehr aufgelegt, sich an das häusliche Leben zu gewöhnen und sich dem Dienste des Menschen zu widmen. Sein Leder ist stärker, als das Ochsenleder; sein Fleisch, wiewohl schwärzer und dichter, wird hier anderem Rindfleische vorgezogen, weil es einen kräftigern Geschmack hat. In den Gebirgen von Tsiampa giebt es eine unzählige Menge dieser Thiere.

Die Pferde sind klein, fast von dem Wuchse der Husarenpferde in Europa. Sie sind nicht übel gewachsen, aber nicht sehr lebhaft. Man zieht ihrer nicht viele zu, weil man sie gar nicht zum Ziehen, auch selten zum Reiten braucht. Bei der Armee sind sie auch wenig. Die gemeinen Leute sind nicht im Stande, sie zu ihren Reisen zu haben, oder wagen es nicht, sich ihrer zu bedienen, aus Furcht, Prachtliebe zu verrathen. Mandarinen und andere vornehme Personen sind die einzigen, die davon bei ihrem Gefolge Gebrauch machen. Sie selbst reisen in einem Palankin oder auf Elephanten.

Die Katzen beschäftigen sich hier wenig mit ihrer gewöhnlichen Bestimmung, die Häuser von Ratzen zu reinigen. Die Hunde sind darin ihre Nebenbuhler, ersetzen ihre Stelle in diesem häuslichen Kriege gegen die Ratzen, und machen einen sehr nöthigen Schutz gegen den Angriff wilder Thiere aus.

Eine gewisse Art von Hunden, deren Geruch sehr fein ist, wird, wegen ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit, zur Jagd des Hirsches und des Fuchses sehr geschätzt.

Die Ziegen sind sehr häufig; aber noch mehr die Schweine. Von diesen giebt es mehrere Arten, wovon die merkwürdigste diejenige ist, die man gewöhnlich Indische (Siamische) Schweine nennt.

Die Höfe sind mit eben dem Federvieh besetzt, dergleichen man darauf in Europa findet, als Hühnern, Gänsen u. s. w.

Die Anzahl der Enten ist ungemein groß. Man bringt Haufen von 10, 12 und 15,000 zusammen, und läßt sie auf den Reißfeldern, nach der Aerndte, weiden. Daselbst nähren sie sich von ausgefallenen Reißkörnern, Fischen und Würmern. Man läßt sie draußen des Nachts einschließen, sammelt ihre Eier und läßt diese durch eine künstliche Brütung auskommen; aber von dieser Art des Brütens macht man bei den Hühner-Eiern keinen Gebrauch *).

*) Auch hierbei sieht man die Aehnlichkeit mit den Chinesen. D. H.

2) Unter den wilden Thieren gebührt auch wiederum der erste Rang den Elephanten, so lange sie nicht aus den Wäldern zum häuslichen Dienste eingefangen sind. In dem Stande der Wildheit richten sie unter den Feldfrüchten und Zuckerrohr grosse Verwüstungen an. Man kann sie aber leicht durch Feuerbrände verscheuchen.

Das Rhinoceros ist selten. Es hat einen sehr feinen Geruch, und verspürt die anderen Thiere in großer Entfernung. Sein Horn hält man für ein treffliches Arzeneimittel. Man reibt es und giebt es den Pocken-Kranken.

Die Tiger sind zahlreich, geschmeidig, behende zum Springen, halten aber das Laufen nicht lange aus. Auf der Ebene holt ein Mensch den Tiger ein. Der größte, den man in diesem Lande gesehen hat, war $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch, $18\frac{1}{2}$ Fuß lang, bis an das Ende des Schwanzes gerechnet.

Es würde schwer zu entscheiden seyn, ob die Anzahl dieser schrecklichen Thiere sich in den letzten Zeiten vermehrt oder vermindert habe. Man glaubt, daß ihre Menge da abgenommen habe, wo die Volksmenge und Kultur zugenommen hat; daß sie sich aber in den wüsten und waldigen Gegenden, und wo es viel Schilf giebt, vermehrt haben.

Die wilden Ochsen sind zuweilen noch wüthender, als die Tiger; und wann sie angegriffen haben, lassen sie sich eher tödten, als fangen.

Der Büffel, als Hausthier gelehriger wie der Ochse, ist auch im Stande der Natur nicht so wild.

Hunde, von größerer Stärke als in Europa, laufen haufenweise bei 100 und 200 umher und sind die fürchterlichsten Bewohner der hohen Gebirge.

Wölfe finden sich in diesen Ländern gar nicht.

Wenn es Löwen giebt, so sind ihrer doch gewiß nur wenige und man kennt Niemand, der je einen gesehen hat *).

Wenn man über die Stärke und Blutgierigkeit der wilden Thiere, die dieses Land bewohnen, nach dem urtheilt, was der Mensch davon zu fürchten hat und nach ihrer Kraft, wenn sie angreifen: so findet man, daß im Ganzen sich die Thiere vor den Menschen fürchten, ihn fliehen, und nicht anfallen, als wenn sie vom Hunger angetrieben werden. Doch greifen in einigen dieser Länder, besonders in Tsiampa, die Büffel und noch mehr die Tiger, die daselbst in großer Menge sind, die Reisenden an, die nicht anders als bewaffnet und mit großer Vorsicht fortkommen können. Oft ereignen sich dergleichen Unglücksfälle auf den gangbarsten Landstraßen. Gastwirthe, welche dort allein liegende Häuser haben, begeben sich des Abends in die Dörfer.

Der Elephant, das stärkste von allen diesen Thieren, ist am wenigsten grimmig, und da er seine Nahrung aus

*) Abermals ein neues Zeugniß, daß der Löwe sich nicht in Hinter-Indien findet. D. H.

dem Pflanzenreiche hernimmt, ist er eben nicht geneigt, andere lebendige Geschöpfe anzugreifen. Wenn er von einem Tiger angegriffen wird, oder wenn man ihn, um sich das Schauspiel eines Gefechts zu verschaffen, zum Kämpfen zwingt, so ist er nicht so muthig, als jener; und wenn es dem Tiger gelingt, auf seinen Rücken zu springen, so zerfleischt er seinen Rüssel und macht ihn zum Gefecht unfähig.

Das Rhinoceros, nächst dem Elephanten das stärkste Thier, läßt sich selten mit ihm in ein Gefecht ein; der Erfolg des Gefechts hängt von der Geschicklichkeit ab, womit das Eine sich seines Horns und das Andere sich seines Rüssels bedient.

Der Tiger ist am streitbarsten und greift alle übrigen Thiere an; er ist munter, verwegen, schlau und wagt es oft junge Büffel und Kühe von der Weide wegzuholen. Aber die Büffel, die einen sehr feinen Geruch haben, merken den Tiger von ferne, versammeln sich und haben gewöhnlich den stärksten und muthigsten zum Anführer, der, sobald der Tiger nahe kommt, allein auf ihn losgeht, ihn angreift und gemeiniglich entweder tödtet, oder in die Flucht treibt. Der Tiger verfolgt zuweilen die Menschen bis ins Haus und dringt in die Höfe, indem er über die Mauern springt.

Wenn mehrere wilde Hunde beisammen sind, so scheuen sie sich vor keinem anderen Thiere und greifen oft die furchtbarsten an.

Die Wälder sind mit Affen angefüllt, wovon man drei Arten unterscheidet; einige, und zwar die größten sind 3 bis 4 Fuß hoch, wenn sie sich aufrichten. Eine andere kleinere Art unterscheidet sich durch einen langen Schwanz, dessen sie sich wie eines fünften Fußes bedient. Die letzte Art, die nicht größer ist, als eine Katze, hat eine sehr sonderbare Beschaffenheit, eine Stimme, die wegen der Annehmlichkeit der Töne, dem Gesange der Nachtigall gleicht und an Stärke ihn noch übertrifft, so daß man sie des Nachts eine Stunde weit hören kann. Diese Thiere sind wegen ihres Mißtrauens und ihrer Behendigkeit sehr schwer zu fangen. Es gelingt aber, wenn man in ihre Nähe Reiß von einer betäubenden Art hinsetzt. Ihre Gefräßigkeit treibt sie eine große Menge davon zu fressen, indem er von einem angenehmen und reizenden Geschmack ist. Man hat niemals in diesem Lande die unter dem Namen Orang-outang, wegen ihrer äußern Aehnlichkeit mit dem Menschen, berühmte Affenart gesehen.

Man hat in diesem Lande Zibetkatzen; man weiß ihnen aber den Zibet nicht abzunehmen.

In den Gebirgen findet man Ratzen, die weit größer und gefräßiger sind, als die europäischen und die Erdfrüchte fressen.

Die Wilden im nördlichen Cochinchina legen sich auf die Jagd dieser Ratzen, die sie mit Pfeilen todt schießen, mit welcher Art Waffen sie sehr gut umzugehen wissen. Sie essen diese Ratzen und ziehen ihr Fleisch jedem anderen vor.

zen, und der Geschmack an der Jagd ist häufiger in Cochinchina, als in Tunkin.

4) Die vorzüglichen ruhigen Bewohner der Wälder sind die wilden Schweine, die sehr zahlreich, aber nicht schädlich sind.

Von den Bären, die nur selten sind, unterscheidet man zwei Arten, deren eine man Bärpferd *), die andere kleinere das Bärschwein **) nennt. Diese Art wohnt auf hohen Bäumen, wo sie sich ein Nest von Zweigen und Blättern machen. Die Galle vom Bären wird sehr geschätzt, weil sie als ein Heilungsmittel bei Augenkrankheiten und um das starke Bluten bei Quetschungen zu stillen, gebraucht wird.

Von den Hirschen giebt es vier Arten, eine schwarze, zwei fuchsrothe, die im Winter braun werden und eine Art, deren Haut mit Sternchen besetzt ist. Dieses ist die schönste. Das Fleisch wird sehr geschätzt.

Es giebt Dammhirsche und Füchse; aber Kaninchen findet man nur auf einem Berge in Nieder-Cochinchina, wo sie alle weiß sind.

Die Gazellen liefern Moschus von guter Art, aber doch geringer, als der Moschus in Tibet ***).

*) In Tunkin Gau-ngnon.

**) Gaulon; auch in Europa nimmt man einen fast ähnlichen Unterschied an. D. H.

***) Höchstwahrscheinlich ist hier die Rede von dem Moschusthiere, das in den hiesigen Gebirgen lebt. D. H.

Die Wälder sind mit Affen angefüllt, wovon man drei Arten unterscheidet; einige, und zwar die größten sind 3 bis 4 Fuß hoch, wenn sie sich aufrichten. Eine andere kleinere Art unterscheidet sich durch einen langen Schwanz, dessen sie sich wie eines fünften Fußes bedient. Die letzte Art, die nicht größer ist, als eine Katze, hat eine sehr sonderbare Beschaffenheit, eine Stimme, die wegen der Annehmlichkeit der Töne, dem Gesange der Nachtigall gleicht und an Stärke ihn noch übertrifft, so daß man sie des Nachts eine Stunde weit hören kann. Diese Thiere sind wegen ihres Mißtrauens und ihrer Behendigkeit sehr schwer zu fangen. Es gelingt aber, wenn man in ihre Nähe Reiß von einer betäubenden Art hinsetzt. Ihre Gefräßigkeit treibt sie eine große Menge davon zu fressen, indem er von einem angenehmen und reizenden Geschmack ist. Man hat niemals in diesem Lande die unter dem Namen Orang-Outang, wegen ihrer äußern Aehnlichkeit mit dem Menschen, berühmte Affenart gesehen.

Man hat in diesem Lande Zibetkatzen; man weiß ihnen aber den Zibet nicht abzunehmen.

In den Gebirgen findet man Ratzen, die weit größer und gefräßiger sind, als die europäischen und die Erdfrüchte fressen.

Die Wilden im nördlichen Cochinchina legen sich auf die Jagd dieser Ratzen, die sie mit Pfeilen todt schießen, mit welcher Art Waffen sie sehr gut umzugehen wissen. Sie essen diese Ratzen und ziehen ihr Fleisch jedem anderen vor.

In Lac-tho ist ein Thier von einer sehr sonderbaren Art, das man Tète *) nennt, fast von der Größe eines Kaninchens. Es hat die Gestalt eines Stachelschweins und Schuppen womit es sich bedeckt, wenn es angegriffen wird. Es nährt sich von Pflanzen.

Es fehlen da verschiedene Thiere anderer Länder, als Hasen, Schafe, Kameele und Esel, welchen vielleicht das Klima wegen seiner Feuchtigkeit zuwider ist.

Für die Kameele paßt sich das unebene und schlüpfrige Land nicht zum Wandern.

5) Dieses Land ist voll von kriechenden Thieren, so auch von Schlangen, wovon einige giftig, andere ohne Gift sind. Einige halten sich auf hohen Bäumen auf und fallen von da auf Menschen und Thiere, die unten durchgehen. Man findet Schlangen so dick, wie ein Menschenschenkel. Sie sind zwar nicht giftig, aber von bewundernswürdiger Stärke. Sie wickeln sich um den Leib eines Menschen, Hirsches und Büffels und drücken ihn mit solcher Kraft zusammen, daß sie ihm die Knochen zerbrechen; darauf verschlingen sie ihn ganz. Dann bleiben sie in

*) Dies Thier Tète, ist höchstwahrscheinlich ein Manis, entweder das langschwänzige oder kurzschwänzige Schuppenthier; auf ersteres ließ sich am ersten schließen, weil sich dieses auch in dem benachbarten Siam findet. Und da es die Bäume besteigt, um Insekten und besonders Ameisen, als seine Hauptnahrung, aufzusuchen, so hat dies wohl Anlaß gegeben, es für ein Pflanzen fressendes Thier hier aufzuführen. Der Name Tète kommt auch dem dort sonst gewöhnlichen Tajan ziemlich nahe. D. H.

einem Stande der Betäubung, bis sie ihn verdaut haben, und das ist die Zeit, wo man sie ohne Gefahr angreifen und tödten kann.

Es giebt auch Eidechsen von zwei Arten. Das Fleisch der kleineren Art ist nicht übel zum Essen. Sie halten sich an den Küsten auf, und verstecken sich in Löcher. Die größeren, welche 3 bis 4 Fuß lang sind, fressen Federvieh und Vögel, die sie erhaschen können.

In den Wäldern und zuweilen auch in den Ebenen sieht man sehr viele Bienen, welche viel Wachs und Honig liefern, welches gar nicht gelb und dick, sondern hell und durchsichtig und von besserem Geschmack, als in Europa ist. Man befolgt die alte Methode, die Bienen zu tödten, um das Honig zu erhalten, indem man die Scheiben aus den Zellen nimmt, wenn diese gebildete Bienen enthalten, die schon bereit sind wegzufliegen. Man ißt das Ganze zusammen und findet dieses Gericht sehr delikat.

Man zieht Seidenwürmer in Hütten von Erde aufgeführt, um sie gegen die Winde zu schützen, die in diesen Gegenden sehr schädlich und den kleinen Thieren tödtlich sind, und um ihre Erhaltung desto mehr zu sichern, setzt man sie sorgfältig in kleine Fächer.

Fliegen findet man wenig; aber viele heftig stechende Mücken, vorzüglich an den Küsten. Zur Regenzeit wird man oft von einer Menge Wanzen und anderer Insekten geplagt.

Die Ameisen, deren schlimmste Art die weiße Ameise heißt, thut dort großen Schaden; zum Glück fressen sie gar keinen Reiß; aber sie fressen Zeuge und sogar das Holz an den Häusern; oft wird man ihr Daseyn und ihre Zerstörung nicht eher gewahr, als bis sie diese geendigt haben. Ihre Arbeit ist sehr künstlich. Sie befeuchten Alles, was sie fressen, damit es ihnen weniger widerstehe und wenn sie Dinge finden, woran sie sich nicht wagen können, als Eisen, Stein und manches sehr harte Holz, so bedecken sie diese Dinge mit Erde und bahnen sich darüber einen bedeckten Gang. Durch dieses Mittel gelangen sie zu dem, was ihnen zur Nahrung dienen kann. Wenn sie im Stande der Ameisen sind, werden sie von den Hühnern gefressen, deren Fleisch darnach sehr schmackhaft wird. Wenn sie aber ihre Gestalt verändert haben, fliegen sie davon. Sie sind in so großer Menge da, daß sie im Fluge eine Art von Wolke machen. Die Vögel fallen über sie her und verzehren sie *).

Manchmal kriechen die Raupen bei Tausenden aus der Erde und fressen eine Ebene in zwei bis drei Tagen gänzlich ab. Sie fressen keinen Reiß, beißen aber die Aehre an der Stelle ab, wo sie am Halme sitzt. Die Aehre fällt ins Wasser und verfault, und die Aerndte ist für das Jahr gänzlich verloren. Kaum haben die Raupen diesen Schaden gethan, so werden sie eine Speise der Vögel.

6) Die Fische gewähren den Bewohnern dieses Landes weit mehr Nahrung, als die Landthiere und

*) Unstreitig bezieht sich hiervon Vieles auf die Termiten.
D. H.

tragen nicht weniger zu ihrer Erhaltung bei, als die Gewächse. Sie sind dort weit häufiger, als in den europäischen Meeren und Flüssen, besonders da die Bewässerung der der Reiß-Kultur fähigen Aecker den Raum ihres Aufenthalts erweitert.

Die meisten Fische sind eben die, wie in Europa *); doch sind einige davon verschieden, und diese Verschiedenheit findet sich mehr unter den Fischen des süßen Wassers, als unter den Seefischen.

Von dieser letztern Art ist einer der merkwürdigsten derjenige, den man den Schwanzfisch nennt **). Er ist ganz und gar rund, oben schwarz und unten weiß. Sein Fleisch ist beinahe, wie das Fleisch eines Rochen, sein Schwanz ist mit vielen Muskeln versehen, knorpelig, hart und zwei, drei, ja bisweilen bis auf neun Fuß lang. Er bedient sich desselben um andere Fische, und sogar zuweilen die Taucher, die ihm nahe kommen, zu tödten. Außer dem Nutzen, den man von seinem Fleische hat, braucht man seinen Schwanz, um Peitschen daraus zu machen.

Man hat einen Fisch von der Natur des Krebses, aber grau und weiß mit einer schwarzen Materie, woraus Dinte gemacht wird, und die er gegen die kleinen Fische ausspritzt, um sie zu blenden ***). Darauf zieht er sie

*) Wahrscheinlich nur der Gattung (genus) nach. D. H.

**) Vielleicht eine Rochen-Art (Raja). D. H.

***) Eine Sepia; Kuttelfisch. D. H.

mit seinen langen und weichen Floßfedern in die Felsen, die mit der Oberfläche des Wassers gleich sind und ihm zum Neste dienen. Da tödtet und verzehrt er sie. Ein einziges von diesen Nestern schließt mehrere Tausende von Fischen in sich.

Es giebt eine große Menge Schildkröten von verschiedener Art und Größe. Jede Art hat ihren besonderen Namen, der aber mit dem französischen Namen nicht übereinkommt. Unter den Schildkröten in süßem Wasser sind kleine, deren Fleisch ungesund ist; aber das Fleisch der großen ist gut und angenehm und einige liefern mehr Fleisch, als die größten Büffel. Sie wohnen am gewöhnlichsten an den Ufern der Flüsse in Löchern, die mit Wasser angefüllt sind, und besitzen so große Kraft, daß sie die sich ihnen nähernden Taucher, ja selbst die Büffel (?), die, um sich zu baden, in die Flüsse kommen, tödten. Dann dienen ihnen diese Menschen und Büffel zur Nahrung. Auf den Bergen giebt es noch größere Schildkröten als in Europa. Sie leben auf dem Lande, fressen Gras und Kräuter, können auch im Wasser sich aufhalten, kommen aber selten dahin.

Krokodille findet man nur an den Küsten und in den Flüssen von Cochinchina. Sie sind da, wie allenthalben, gefräßig und gefährlich. Muscheln und andere Schalthiere trifft man in Ueberfluß an. Die Austern sind 8 bis 9 Zoll lang und 2 bis 3 breit.

Es giebt auch Seeschwalben, deren Substanz nahrhaft und gallertartig ist; sie geben ein sehr angeneh-

Nest und bei den Chinesen sehr beliebtes Essen. (Hirundo edulis L.)

7) Vögel sind in großer Menge, zum Theil von glänzendem und prächtigen Gefieder.

Von den europäischen Vögeln findet man in diesen Ländern Sperlinge, Arten von Elstern, Drosseln, Schnepfen, sehr niedliche Turteltauben, wovon man sieben Arten unterscheidet *). Die rothen und grünen sind die schönsten. Man kann sie leicht fangen; aber sobald sie ihre Freiheit verloren haben, hören sie auf zu fressen und sterben. Eine Art von Turteltauben, kleiner als die anderen, ist nicht ohne Annehmlichkeit. Sie hat weiße und grüne Flecken unter dem Kropfe und um den Hals. Es giebt auch Raben und Krähen, wovon einige schwarz, andere am Halse weiß sind. Rephühner sieht man nicht.

Die Meerschwalben machen ihre Nester in die Felsen und diese Nester sind bei den Chinesen sehr beliebt, die davon eine Art von Gallert machen, den man für eins der köstlichsten Gerichte achtet.

Man muß sich im Freien nur auf die Bewunderung der Kolibris einschränken, deren Gefieder sehr glänzend ist; denn man hat sie noch nicht zähmen und an das

*) Die Unwissenheit des Verf. in der Naturgeschichte, welche sich überall offenbaret, hat ihn sicher viele Arten der Vögel für identisch mit den europäischen annehmen lassen.

D. H.

häusliche Leben gewöhnen können. Sie nähren sich von Würmern, die sie unter den Bäumen fangen.

Die Adler sind sehr klein; die Geier dagegen sehr groß, äußerst dreist und sehr gefräßig. Sie greifen Landthiere an und tödten sie, wenn sie nicht von einer großen Stärke sind. Zuweilen greifen sie sogar den Menschen an, wenn er allein ist. Ihr Schnabel ist 4 bis 5 Zoll lang. Glücklicherweise sind sie nicht zahlreich.

Verschiedene Arten von Vögeln nähren sich von Fischen aus dem süßen Wasser und aus dem Meere, fallen auf sie, erhaschen und tragen sie auf die Felsen, wo sie sie verzehren. Zuweilen hängen sie sich an sehr große Fische, die sie nicht fortbringen können, und wenn ihre Krallen darin sitzen bleiben, fängt man diese Vögel mit den Fischen zugleich.

Achtes Kapitel.

Landes-Produkte und Anbau.

1) Tunkin gehört unter die, mit allen Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens am reichsten ausgestatteten Länder von Hinter-Indien. Sowohl das Innere der Erde, als ihre Oberfläche, und die Gewässer bieten den größten Ueberfluß von allen Nothwendigkeiten und Kostbarkeiten dar.

Das Land in Tunkin hat noch eine größere Fruchtbarkeit, als in China, so berühmt dieses auch deswegen immer seyn mag. Jenes ist immer in Gährung und befördert das Wachsthum. Selbst zwischen wüsten Gegenden findet man Thäler, die einen Ueberfluß an Früchten haben und Anhöhen, die bis zu ihren Gipfeln mit Pomeranzenbäumen bedeckt sind.

Man muß hier keine genaue Beschreibung von den Gewächsen, die dieses Land hervorbringt, erwarten. Es giebt ihrer in den Wüsten und Wäldern eine große Menge, die noch nicht bekannt sind, oder noch keinen Namen haben; auch selbst unter denen, die man anbaut, befinden sich viele mit Eigenschaften, die man gar nicht vermuthet.

zen, auf welche weder zu große Trockenheit, noch Feuchtigkeit sonderlichen Einfluß hat. Indessen zieht der Tunkinese den Reiß vor, und baut den Mais nur in dem Lande, das man nicht leicht durch Wässerung fruchtbar machen kann.

Man glaubt, daß das Getraide in diesem Lande gut fortkommen würde, indessen haben die Versuche, die man bisher damit angestellt hat, wenigen Vortheil gewährt. Die Aehren sind sehr stark gewesen, haben aber fast gar kein Korn. Der Hanf geräth gut und ist auch von guter Beschaffenheit; man versteht ihn aber weder zu rösten, noch Leinwand und Stricke daraus zu verfertigen, und schränkt sich nur auf den Nutzen ein, mit den Körnern das Federvieh zu füttern.

3) Dieses Land bringt Kartoffeln, Ignamen, Erdäpfel und viele andere nährende und mehlige Früchte von ähnlicher Art hervor. Eine und zwar häufige Art von diesen Pflanzen, und die nächst dem Reiße und den Fischen die vorzüglichste Nahrung des Volks ausmacht, ist von einem Geschmacke, der sich dem Spargel nähert. Sie ist äußerlich roth, wie eine Rübe und inwendig weiß. Ihre Beschaffenheit und Name verändern und richten sich nach dem Erdreiche, worin sie wächst. Man nennt sie Ku, wenn sie im trocknen und Khoai, wenn sie im schlammigen Boden wächst. Man hat eine andere Wurzel von violetter Farbe, die der rothen Rübe oder Bete etwas ähnlich ist. Sie hat diese Farbe auswendig und inwendig, und dringt senkrecht in die Erde. Eine

ere gleicht ziemlich der vorigen; unterscheidet sich aber durch, daß sie inwendig weiß ist; äußerlich gleicht sie jenigen, die man in Europa weiße Bete nennt. e andere ist gelblich und heißt Cirée, weil sie die tur des Wachses an sich hat, sowohl wegen der Farbe, auch weil sie dicht und kleberig ist. Es giebt eine von diesen Pflanzen, die sich nicht durch ihre Farbe, r durch ihre große Menge und durch die Höhe ihrer iele unterscheidet. Zuweilen giebt ein einziger von sen Stielen bis auf hundert und noch mehrere Wurzeln. eser Stiel hängt sich, wie der Hopfen, an einen um, oder an eine andere Stütze, und erreicht oft eine he von 30 Fuß.

Es wachsen auch Kresse, Sellerie, Gurken, Kürbisse und Erdschwämme. Es giebt eine Art von Kürbissen, rei Fuß lang, und wie ein Schenkel dick, der sich weit nger wegen der wolligen Schale, die ihn bedeckt, hält, ls wie die übrigen. Weil dieser Kürbis einen köstlichen Geschmack hat, ist er sehr theuer. Man hat noch eine Menge anderer, von den europäischen verschiedene Hülsenfrüchte, unter andern eine, die man sehr hoch schätzt: diese ist die Erdnuß, deren Name die Beschaffenheit bezeichnet *). Eine andere noch mehr geschätzte Art, ist ein Meergewächs der Küsten, welches die Europäer Chinchou genannt haben. Es wächst auch in China,

*) Wahrscheinlich Arachis hypogaea. Denn diese wird, wie Loureiro bezeugt, stark in Cochinchina gebauet.

D. H.

und führt daselbst den Namen Hai-tsée. Es ist eine gallerartige Substanz, woraus man einen sehr schönen Gallert macht *).

Einige Arten von Hülsenfrüchten bringt die Erde hervor, ohne daß sie gesäet und angebauet werden. Die Wälder und wüsten Gegenden verschaffen davon eine große Menge, in Hinsicht deren man weiter keine Mühe hat, als sie zu sammeln und zu Markte zu tragen. Es giebt auch viele Baumblätter, welche eine gute und angenehme Nahrung liefern, und die man gekocht oder roh ißt. Diese Wurzeln, Hülsenfrüchte, Baumfrüchte und Blätter dienen zu einer trefflichen Nahrungs-Quelle, wenn die Reiß-Aerndte ausfällt, oder nicht zureicht.

Unter dem Miste des Elephanten wächst ein Schwamm von der Gestalt einer Nuß, der auch unter den Zähnen knackt, und für ein so köstliches Essen gehalten wird, daß man ihn nur für des Kaisers Tafel aufbewahrt.

4) Die europäischen Fruchtbäume, die in diesen Ländern wachsen, sind der Pfirsichbaum, Pflaumenbaum, Granatbaum, Citronen- und Pomeranzenbaum.

Der Weinstock gedeiht leicht, aber die Traube kommt nicht zur Reife, und ist nicht eßbar.

*) Vielleicht eine Nymphaea, wovon auch in China die Wurzel stark benutzt und gekocht in Kraft-Suppen gebraucht wird. D. H.

Die Citronen sind säuerlich und dienen nur zu den Säuern, deren man bei Betreibung mancher Künste bedarf.

Die Pomeranzen sind weit besser, als in Europa und an allen anderen Orten. Man zählt zwanzig Arten davon, die an Farbe, Geschmack und Umfange verschieden sind. Einige sind kleiner, als eine Nuß und andere größer, als ein Kürbis; und unter allen diesen Arten ist keine, die nicht gesund und süß sey, und deren Gebrauch die Arzeneikunde untersage. Eine von den besten Sorten ist bekannt unter dem Namen Cam-du-nong, das heißt Zucker-Orange. Sie ist wohlriechend und hat fast die Größe einer europäischen Pomeranze, ist aber ein wenig platt. Das Fleisch fällt ins Gelbrothe. Eine andere, etwas geringere Art, die nichts desto weniger sehr gut ist, heißt Cam-sen, das heißt Paradies-Orange. Fleisch und Haut sind mehr blaßroth. Sie hat etwas von der reizenden Säure der Citronen an sich, ist aber milder und süßer. Eine, alle die übrigen übertreffende, Pomeranze ist die sogenannte Cam-tien, das heißt Königs-Orange: diese ist wegen ihrer Vortrefflichkeit für den Regenten bestimmt. Es ist zwar nicht verboten, sie zu bauen, aber man muß sie mit Fleiß verbergen; denn sobald man sie entdeckt, nöthigt man den Eigenthümer nicht allein diese Frucht für den Fürsten auszuliefern, sondern sie selbst nach dem Palaste zu bringen. Form und Dicke dieser Pomeranze sind wie bei einer kleinen in Europa. Die Haut ist grün, hat die Feinheit des dünnsten Taffets und ist beinahe durchsichtig, so daß man die Fäden ihres Fleisches unterscheiden kann, dessen Farbe

zwischen Roth und Weiß spielt. Sie erfüllt die Luft des Zimmers, wo man sie ißt, mit einem angenehmen Geruch und ist von einem so lieblichen Geschmack, daß es keine Frucht giebt, deren Genuß eine so reizende Empfindung hervorbrächte.

Ein großer Baum, Vai genannt, ersetzt den europäischen Kirschenbaum *). Er trägt traubenweise seine Frucht, die wie ein Herz gestaltet und von der Größe eines kleinen Hühner-Eies ist. Diese Frucht hat an dem oberen Theile das Rothe einer Kirsche, und an dem unteren Theil ist sie weiß und grünlich. Der Kern ist grau und gleicht einer wilden Kastanie. Die Haut ist zwar dünn, aber doch hart und kann nicht gegessen werden. Das Fleisch trennt sich leicht von der Haut und dem Kerne. Sie hat ungefähr zwei und eine halbe Linie im Umfange, eine weiße durchsichtige Farbe, und schmilzt auf der Zunge. Sie ist eine von den beliebtesten Früchten Asiens, hält sich aber nicht länger als sechs Wochen, und ist nur gut gegen den zwanzigsten Grad der nördlichen Breite. Näher am Aequator kommt sie nicht zur Reife. Man macht eine große Menge davon ein.

Ein Feigenbaum, Namens Va, verschieden von dem europäischen Feigenbaume, trägt, wie mehrere dieses Landes, Früchte, die aus dem Stamme des Baumes hervorkommen. Sie sind größer, aber nicht so lieblich, als

*) Es ist eben der, den man Lechia oder Vejai nennt. Höchstwahrscheinlich der Litschi der Chinesen (Dimocarpus Liche. *Loureiro.*) D. H.

die europäischen. Mitten an der Frucht ist ein krystallisirter Gallert, weiß und süß. Man kann damit einen Eßlöffel anfüllen. In dem Herzen der Frucht sind kleine Fliegen, die beim Oeffnen herausfliegen.

5) Tunkin besitzt auch fast alle Früchte Indiens, und mehrere sind von vorzüglicher Güte.

Die Ananas wächst ohne Anbau, und ist so häufig, daß man sie um den geringsten Preis verkauft.

Der Bananasbaum *) (oder Pisang) hat der Feige ähnliche Früchte, die eine gute Speise abgeben, aber nicht genug feste Bestandtheile besitzen, um allein zur Nahrung zu dienen. Sie haben ein markiges, wohlriechendes und auf der Zunge zergehendes Wesen; doch ist es nicht gut, sie nüchtern zu essen. In ihrem größten Umfange haben sie eine Länge von sechs Zollen, die Dicke einer Wurst und die Form eines Kürbisses. Dieser Baum trägt bis 150 oder 200 solcher Früchte, die an einer einzigen Traube sitzen, daran nach der Reihe geordnet sind, und die volle Tracht eines Mannes ausmachen. Der Stamm des Baumes ist schwammig und gleicht dem Schilfe. Man unterscheidet zwei Arten, die große und die zwergartige. Am Ende eines Jahrs nach dem Pflanzen erreicht er seine Höhe, dessen höchster Grad 15 Fuß ist. Alsdann bringt er seine Früchte, die jedes Jahr in einer Zeit zur Reife kommen, die mit der Zeit des Pflanzens übereinstimmt. Er treibt aus seinen Wurzeln, einige

*) Musa paradisiaca und ihre eßbaren Varietäten. D. H.

Fuß vom Stamme, eine ziemliche Menge Ableger, aber gewöhnlich läßt man ihm nur einen oder zwei. Seine Blätter sind sehr breit. Sind das vielleicht die Blätter, deren sich unsere ersten Aeltern zur Bedeckung ihrer Blöße bedient haben, wie man in Asien und Afrika glaubt? Das ist eine historische Frage, deren Untersuchung nicht sehr wichtig ist.

Der Hong, der beinahe so hoch wie ein großer Pflaumenbaum wird, liefert eine von den schönsten Früchten für das Auge und die den Bewohnern Asiens sehr gefällt. Diese Frucht ist von der Dicke einer kleinen Pomeranze, zwei Zoll lang, und hat fünf Blumenblätter. Diejenigen, welche ohne Kern sind, werden am meisten geschätzt. Es giebt zwei Arten davon; einige sind roth, zergehend und süß, andere dagegen weiß.

Der Myte, den man in anderen Gegenden Jaka *) nennt, trägt die dicksten von allen Früchten. Ihre Schwere macht, daß sie von den kleinen Zweigen nicht getragen werden können, und sie kommen nur aus dem Stamme des Baums oder aus den dicken Zweigen hervor. Sie treiben am Baume einige Fuß über der Erde hervor. Es ist eine gesunde und wohlschmeckende Frucht.

Der Che, den die Europäer Karembole **) nennen, ist ungefähr 20 Fuß hoch. Seine Frucht ist 2 bis 4 Zoll lang, und scheidet sich in fünf Theile, die

*) Der brodfruchtartige Jakkabaum. Polyphema Jaca. *Loureiro.* D. H.

**) Averrhoa Carambola. *L.*

einer an dem anderen sitzen. Ihr Geschmack ist gut, ziemlich angenehm, aber säuerlich. Man ißt sie gebacken und roh, und bei den Brühen, womit man den Fisch zubereitet, ersetzt sie den Weinessig und die Citrone.

Der Thi *) erhebt sich zu einer sehr großen Höhe, breitet seine Aeste weit aus und bedeckt einen großen Raum. Sein Laub ist dick und angenehm. Man hält ihn für den schönsten Baum dieser Länder. Die Landleute versammeln sich unter seinem Schatten. Indessen ist sein Blatt giftig, aber seine Frucht ist gesund, und hat die Form eines schönen Reinett-Apfels. Si. enthält fünf dicke, platte und sehr harte Körner. Haut und Fleisch sind von goldgelber Farbe ohne Flecken. Ihr Fleisch ist zuckersüß und man zieht Arak daraus.

Das Zuckerrohr wächst in den Ebenen nahe an den Flüssen und verträgt die Ueberschwemmungen, wenn sie nicht zu lange dauern. Es wächst auch auf den Bergen, die man in dieser Hinsicht in Gärten abtheilt, und die sehr angenehme Amphitheater bilden. Das beste Land zu diesem Produkte auf den Bergen, ist das rothe und steinigte.

Von dem Zuckerrohre giebt es drei Arten; die größte hat 2½ bis 3 Zoll im Umfange und ist 9 bis 10 Fuß hoch. Der Zucker davon ist schwach, gewöhnlich ißt man es grün. Eine andere Art ist weiß, wie ein Daumen dick und

*) Er scheint eben der Baum zu seyn, den man auf der Insel Ceylan Lombo nennt.

5 bis 6 Fuß hoch. Wenn es aus der Erde hervorkommt ist es, bis zu der Höhe eines Fußes, nicht so dick, als darüber. Der daraus gezogene Zucker ist gut. Die dritte Art ist roth, hat eben die Dicke und Höhe, wie die vorige und liefert Zucker von gleicher Beschaffenheit.

6) Nach den Bäumen, welche Früchte zur Speise tragen, folgen diejenigen, welche den Stoff zu gesunden und angenehmen Getränken, oder die Ingredienzien liefern, deren Kauen angenehme Gefühle erregt.

Auf den Bergen und in den Gärten baut man den Areka und Betel. Der Areka-Baum *), eine Art von Palmen, erhebt sich in gerader Linie zu einer sehr großen Höhe ohne Zweige, und hat nur an seinem Stamme einen Strauß von Blättern. Darüber befinden sich 4 bis 5 Trauben, deren jede 400 bis 500 Früchte trägt, die einige Aehnlichkeit mit der Dattel haben und so groß wie Nüsse sind. Zuweilen haben sie noch mehr Nüsse. Dieser Baum ist einer von den schönsten wegen seines netten und schlanken Wuchses, und einer der einträglichsten, weil seine Frucht gut bezahlt wird.

Der Betel ist eine Pflanze **), die sich, wie der Epheu an einen Baum hält und seine Höhe erreicht, der aber das Uebel nicht hat dem Baume, woran er sich schlingt, zu schaden. Sein Blatt gleicht einiger-

*) Areca Catechu. *L.*

**) Piper Betle. *L.*

nachsen dem Citronenblatte. Sein Geschmack ist gewürzhaft.

In dem oberen Cochinchina wächst Kaffee von guter Beschaffenheit, man baut ihn aber sehr wenig. Die Einwohner lieben dieses Getränk nicht; sie lassen den Kern umkommen und achten nur die Blätter, woraus sie eine Tisane machen, die sie den Frauen bei schweren Geburten eingeben.

In der Landschaft Xu-than in Tunkin sind zwei Berge, wo man Zimmet ärndtet, den man Què nennt, und der besser ist, als jeder andere, selbst als der in Ceylan. Der Zimmetbaum hat hartes Holz und eine Frucht von der Größe einer Eichel. Er verdankt seinen großen Werth seiner Rinde, die zwischen der äußeren Rinde, und dem inneren Holze des Baums ist. Man findet auch Zimmetbäume in Conchinchina; sie sind aber nicht so gut. Dies ist wahrscheinlich der, welchen man den falschen Zimmet nennt.

Der Pfeffer *) ist in Tunkin sehr selten, aber ziemlich häufig und von sehr guter Art in Cochinchina. Dieser Strauch erhebt sich bis zur Höhe von 12 Fuß, kann sich aber nicht selbst halten und bedarf daher einer Stütze. Am Ende seines Stammes sind Trauben, wie die der Johannisbeere und bestehen aus Früchten von der Größe einer kleinen Erbse. Im dritten Jahre fängt er an Früchte zu tragen, und liefert sie drei Jahre hinter einander reichlich, verringert darauf drei Jahre

*) Piper nigrum. L.

seine Produkte und nach diesem hört seine Fruchtbarkeit gänzlich auf. Der stärkste liefert 6 bis 7 Pfund.

Der Ingwer wächst ohne Anbau und kommt in so großem Ueberflusse, daß man weit mehr davon hat, als man verbraucht, und wenn man sonst keinen ausführt, giebt man ihn weg, ohne sich ihn bezahlen zu lassen.

Es giebt sehr wenig Muskatnüsse und Gewürznägelein. Was man davon verbraucht, läßt man fast sämmtlich aus China kommen.

Die Theebäume findet man dort in großer Menge; aber die Meinungen sind in dieser Absicht getheilt. Einige behaupten, daß dieser Thee weit schlechter sey, als der chinesische; andere legen ihm eben den Geschmack und Geruch bei: Einige suchen diese Meinungen zu vereinigen, und unterscheiden mehrere Arten von Thee. Sie bemerken, daß der, welcher auf den Bergen wächst, wirklich weder die Kraft noch den Geschmack des chinesischen Thees habe, aber daß der, welcher auf gutem Boden wächst, nicht für schlechter gehalten werden dürfe; daß, wenn dieser in Europa den Vorzug erhält, solches der Kunst der Chinesen, die den Tunkinesen fehlt, zugeschrieben werden müsse, die Versendungen besser zuzubereiten und ihn gegen Verderbung zu schützen, die eine weite Reise zur See leicht bewirkt.

7) Mehrere Pflanzen, welche die ersten Grundstoffe der Künste, oder nothwendigen Ingredienzien bei ihrer Betreibung ausmachen, sind sehr häufig. Der Indigo,

ein zum Färben so unentbehrliches und so theures Produkt, ist sehr gemein; man behauptet aber, er sey nicht von sonderlicher Güte; doch wird die Farbe im Blau, wozu man ihn in Tunkin gebraucht, sehr geschätzt.

Medicinische Pflanzen sind auch in großer Menge da; aber ihre Beschaffenheit und Eigenschaften sind nicht bekannt genug. Camboge liefert davon am meisten.

In Laos findet sich Holz zum Bauen und zur Tischler-Arbeit von der größten Höhe und von der besten Beschaffenheit, Holz von Aloe und anderes köstliches Holz und der Baum, woraus man Firniß zieht *). Dieser Firniß fällt etwas ins Schwarze, und man macht ihn entweder roth oder dunkelschwarz, indem man dazu dienende Ingredienzien beimischt. Er ist sehr gut und man nimmt sogar an, daß er nicht schlechter sey, als der japanische; da man aber die Kunst ihn zu bereiten nicht gut versteht, bringt man ihn nach China, wo er bearbeitet, aber auch verfälscht wird. Dieser Baum ist von gleicher Art mit dem, den die Chinesen Be-chu nennen.

Der Nau wächst wie der Epheu und bedarf einer Stütze. Er liefert eine runde und fast schwarze Frucht, welche einige wilde Stämme oder Kasten in Laos essen; aber sein gewöhnlicher und wichtiger Gebrauch ist, um

*) Loureiro giebt für Cochinchina mehrere Arten Firnißbäume an, als Vernicia montana; ferner den Glanzbaum, Augia Sinensis. D. H.

damit Braun und Roth zu färben; Dinge, welche damit gefärbt werden, erhalten eine gute Dauer. Man färbt mit dieser Frucht Fischernetze, die aus Seide oder Brennesseln verfertigt sind. Viele andere Bäume liefern zum Färben schicklichen Stoff.

Man hat einen harzigen Baum, der eine fettige Substanz enthält *), den man mit dem Talgbaum zu einer Art rechnen kann, oder mit dem Baume, den Mungo Park an den Ufern des Niger's entdeckt **) hat, welchen er den Butterbaum nennt.

Die Baumwollenstaude ist sehr mannichfaltig und schafft diesem Lande einen großen Reichthum. Sie giebt eine sehr gute und sehr wohlfeile, und wenn man etwas mehr daran wenden will, auch eine ungemein feine und vorzüglich schöne Kleidung.

Die Maulbeerbäume sind daselbst nicht weniger häufig und liefern für die Seidenwürmer treffliche Nahrung.

*) Ebenfalls nennt Loureiro den Talgbeerbaum Sebifera glutinosa. Ferner kommt dort vor: Rhus succedaneum; Pimelia nigra et alba, vorzüglich wichtig wegen ihres Oels. Auch der Sapindus saponaria *L.* kommt hier vor. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß hier sowohl Rhus Vernix, der Firniß-Sumach als Rhus succedaneum erzeugt werden, da beide auch in Japan vorkommen.

D. H.

**) Freilich wäre es nicht unmöglich, daß jener unter die Achras Linn. gehörende Butterbaum hier wächst; es scheint aber doch wahrscheinlicher, daß dies nur von einem der so eben erwähnten Fettbäume zu verstehen sey, da Loureiro nichts davon erwähnt. D. H.

Der Thy, dessen wir bereits zu seinem Vortheil in Absicht seiner Größe, Schönheit und seiner Früchte erwähnt haben, hat auch noch das Verdienst, ein dichtes und hartes Holz zu liefern, welches die Drechsler jedem anderen zu ihren Arbeiten vorziehen.

Das Eisenholz, noch härter, wie jenes, ist so schwer, daß es gar nicht schwimmt; mit einigen Kräutern gerieben, nimmt es die schönste Politur an, die ihm einen solchen Glanz giebt, als wenn es mit dem glänzendsten Firniß überstrichen wäre. Dieses Holz wächst nur in drei Provinzen von Tunkin. Da es eben nicht häufig ist, so hat es Zeiten gegeben, wo die Besorgniß, Mangel daran zu leiden, bewirkt hat, daß man es nur für den Kaiser und die Mandarinen aufbewahrt, und den Privatpersonen verboten hat, Häuser davon zu bauen.

Die Berge sind bedeckt und die wüsten Gegenden mit sehr vielen und verschiedenen, zur Tischler-Arbeit, zum Zimmern und zum Bau der Häuser und Schiffe *) brauchbaren, Bäumen angefüllt. Vorzüglich bewundert man die Bäume in Laos; aber der Wässermangel macht, daß man von einem großen Theile eines so wichtigen Produkts keinen Gebrauch machen kann.

*) Loureiro nennt von hiesigen Bauhölzern vorzüglich folgende: 1) Den Thikbaum, *Tectona grandis*. 2) Das Brückenholz; *Polyozus bipennata*; es widersteht den Würmern und dem Wasser, so wie ebenfalls das 3) Dauerholz, *Aidia Cochinchinensis*; auch ist hier sicher das eigentliche Eisenholz, *Syderoxylon spinosum L.* und das zweite: *Dracaena ferrea L.* zu Hause. D. H.

Unglücklicher Weise giebt es in diesem Lande eine Art von weißen Ameisen, welche diese Bäume durchbohren und verderben, ausgenommen fünf oder sechs Arten, die gegen ihren Angriff gesichert sind.

8) Manche Holzarten haben einen Wohlgeruch. Der Goyaba *), Di genannt, verbreitet einen sehr angenehmen Geruch, und die Kohle davon wird sehr gesucht sowohl zum Schmelzen der Metalle und zu den Arbeiten der Goldschmiede, als auch zur Verfertigung des Schießpulvers.

Ein wohlriechendes Holz, das alle die anderen weit übertrifft, ist eine Art von Aloe, der man, wie es scheint, verschiedene Namen beigelegt hat, als Kalembak, Kalembuk und Adlerholz **). In Frankreich glaubt man bei dem Handel, daß sich diese drei Benennungen auf drei Theile eben derselben Aloe beziehen; Kalembak ist der Kern, Kalembuk ist die Rinde und das Adlerholz zwischen dem Kalembak und der Rinde. Wenn nur der geringste Theil von diesem Holze verbrannt wird, so erfüllt es ein ganzes Zimmer mit Wohlgeruch. Man

*) Vom Gujaven kommen wenigstens drei Arten in Hinter-Indien vor, nämlich Psidium pyriferum; Psid. pomiferum, und Loureiro nennt noch ein Psidium caninum. D. H.

**) Hierzu gehören mehrere Baum-Arten; z. B. das Lignum Aloes vulgare, Agallocum officin. und das Agallocum praestantissimum, welches Kämpfern zu Folge in Siam, Cambodia und Japan zu Hause ist. D. H.

gebraucht es in den Palästen und Tempeln; es stehet völlig mit dem Golde in gleichem Werthe. Aber sehr sonderbar ist es, daß der treffliche Geruch, den es verbreitet, auf der Gerinnung des Saftes beruht, und daß es den vorzüglichen Geruch einer Verderbung und einer Krankheit zu verdanken hat. Man versichert, daß die beste Art in Cochinchina wächst.

9) Endlich kommen wir zu zwei Arten von Bäumen, deren Besitz für am vortheilhaftesten angesehen wird. Wir nehmen zuerst den Palmbaum, wovon es sehr viele und an Größe so ungleiche Gattungen giebt, daß einige nicht über 4 Fuß hoch werden, während andere sich über 60 Fuß erheben. Aber alle haben eine cylindrische Form und sind bei jeder Länge fast alle von gleicher Dicke. Der Stamm besteht theils aus dicken, holzigen, glatten, biegsamen und leicht zusammengedrückten, theils aus kleinern, enge verbundenen und mit einem Mark umgebenen Fasern, der den Saft enthält. Bei einigen Arten sitzt an dem Gipfel des Baumes ein senkrecht herabhängendes Blatt, wie eine Pike gestaltet; wenn es zur Reife gekommen ist, öffnet es sich und es kommen 100 bis 150 Blätter in einer Entfernung von 8 bis 10 Linien eins an dem anderen heraus, die an dem großen Blatte hangen, welches sie enthielt und welches einem anderen von gleicher Beschaffenheit Platz macht.

Die merkwürdigste Art von Palmbäumen ist die, welche man Ko nennt und die keine Früchte trägt; sie ist aber sehr hoch und hat ein Holz, das sich lange Zeit

im Wasser erhält und aus dem Grunde zu Brücken-Pfeilern gebraucht wird. Man sucht sein Blatt sehr zu Hüten, weil die Sonnenstrahlen nur wenig durchdringen können. Zur Zeit des Mangels dient dieses Blatt bei der ersten Reise zur Speise.

Eine andere Art von Palmbaum, dessen Blätter, wegen der großen Undurchdringlichkeit, noch mehr als die anderen zur Verfertigung der Hüte gesucht und geschätzt werden, bringt eben so, wie die vorhergehende Art, keine Früchte hervor und unterscheidet sich dadurch, daß er weit kleiner ist und sich nicht über 10 bis 12 Fuß erhebt, weswegen man ihn nicht zu Brücken-Pfeilern gebrauchen kann.

Unter den fruchttragenden Palmbäumen, ist der berühmteste der Kokosbaum, der 40, 50 bis 60 Fuß hoch wird, und dessen sämmtliche Theile von großem Nutzen sind. Seine Frucht besteht in einer Nuß, die gewöhnlich nur so groß wie eine kleine Melone, zuweilen aber wie ein Kürbis ist. Diese Nuß ist von außen mit einer faserigen Substanz umgeben, die zur Verfertigung grober Zeuge, Stricke, Fischernetze und zum Kalfatern der Schiffe dient. Die Armen vermischen sie mit einigen Ingredienzien und machen daraus eine Materie zum Kauen, die den Areka ersetzt. Die Schaale der Nuß ist hart und so dick, daß man Gefäße daraus macht. Diese Nuß enthält ein Häutchen, das vielleicht in manchen Gegenden schwächer oder stärker ist, welches aber in Tunkin nur eine Dicke von wenigen Linien hat und von zu geringem

Gehalt ist, um allein einen Menschen zu ernähren, wenn ihm nicht eine Menge zu Gebot stünde. Innerhalb dieses Häutchens sind ein bis zwei Pinten frisches, weißliches, helles und süßes Wasser, der dünnen Milch ähnlich, wenig nahrhaft und das sich bei der völligen Reife der Frucht verdickt, und in einen gelblichen und säuerlichen Saft verwandelt, der doch ziemlich angenehm zu trinken ist. Inwendig ist ein Kern, der zunimmt, je nachdem der Saft mehr eintrocknet.

In anderen Ländern zieht man Wein aus dem Kokosbaume und, mit Sauerteig vermischt, macht man sogar Arak daraus; doch thut man dieses in Tunkin nicht; und das ist ein Glück, weil er ein sehr ungesundes hitziges Getränk ist. Die Blätter können in der ersten Reife nach einiger Zubereitung das Papier ersetzen, worauf man mit einem Griffel schreibt. Wenn diese Blätter ihre völlige Reife erlangt haben, sind sie 10 bis 12 Fuß lang; es werden Sonnenschirme, Siebe, Fischernetze, Schiffsegel und Dächer für die Häuser daraus gemacht *).

Eine andere Art von fruchttragendem Palmbaum, Kro genannt **), ist nicht so hoch, als ein Kokosbaum,

*) Man zählt auf 20 verschiedene Benutzungsarten des Kokosbaums und seiner Theile, ohne einmal die verschiedenen Arzneikräfte mitzurechnen. Man sehe über die Kokospalme besonders den le Goux de Flaix; und das Taschenbuch der Reisen. Eilfter Jahrgang. Ostindiens 1. Abtheil. D. H.

**) Man sollte glauben, der Verfasser redete hier von der Fächer-Palme, oder auch von der Schirm-Palme (Corypha umbraculifera. *L.*), wenn er nicht ausdrücklich sagte, sie sey kleiner, als der Kokosbaum. D. H.

hat weit kleinere Früchte, welche in Nüssen von der Dicke der europäischen Wallnüsse bestehen, die Traubenweise neben einander sitzen und sich auf 30 bis 40 belaufen. Diese Nüsse sind zum Essen zu hart; aber man kauet eine sie umgebende Substanz, nachdem man sie im Wasser hat kochen lassen, und der Kern soll, ungeachtet des Kochens, wenn er gepflanzt wird, dennoch keimen und auflaufen. Das Blatt dieser Gattung von Palmen ist breiter, als das Kokosblatt. Es hat manchmal auf vier Fuß im Durchmesser, und wegen dieser Ausdehnung paßt es sich besser zur Deckung der Häuser. Ein einziges Blatt macht einen Sonnenschirm aus und hat einen Schwanz, der am Baume sitzt, von drei und einem halben Fuß Länge, und der, ohne ein wesentlicher Theil des Baumes zu seyn, dennoch hinlängliche Steifigkeit hat, um zum Griffe des Schirms zu dienen.

Der Bambus, ein in Indien überall verbreiteter Baum (Rohr), ist auch sehr gemein und von vorzüglicher Güte in Tunkin. Man legt ihm einen noch größeren und ausgebreiteteren Nutzen bei, als dem Kokosbaume; und er vereinigt sehr viele Eigenschaften, die ihm allein eigen sind.

Dieser, dem Rosenholze in vieler Hinsicht ähnliche Baum, ist inwendig hohl, doch von festem Holze. Er hat gleichweit von einander entfernte Knoten, die sich nach der Verschiedenheit der Bäume verändern. Man unterscheidet acht Arten davon: einige haben 8, 10 bis 12 Fuß Höhe; andere noch mehr als 60 Fuß. Der

Durchmesser steigt von dem einer Gänsefeder bis zu dem eines Menschen; er kommt aus der Erde mit der Dicke hervor, die er in seiner fast ganzen Größe haben soll.

Die Schnelligkeit seines Wachsthums fällt ins Wunderbare: zuweilen wächst er an einem Tage 3 bis 4 Zoll. Man hat Beispiele, daß dieser Baum in einer Zeit von sechs Monaten eine Höhe von 30 Fuß erreicht. Er erhält keine Blätter, als bis er seine ganze Höhe erlangt hat.

So lange er noch 3 bis 4 Fuß hoch ist, giebt er ein gutes Essen; nachher aber wird er hart, und nur die Armen, die keine andere Nahrung haben, essen davon. Wenn er zu seiner Reife gekommen ist, bringt er eine Frucht von gutem Geschmack hervor, die auf die Distillirblase gebracht, Arak liefert. Aus seinem Stamme zieht man einen medicinischen erfrischenden Saft, der die Kraft hat, die Gelbsucht und rothe Ruhr zu heilen; Krankheiten, die in diesem Lande gewöhnlich sind. Aus seinen Zweigen macht man Verzäunungen um die Gärten, die eine Befriedigung gegen die Angriffe wilder und reißender Thiere nöthig haben.

Das Holz dient zu Pflügen, Eggen, Harken und allen Arbeits-Werkzeugen, wenn sie nur mit Eisen beschlagen werden.

Zwei Stücke von diesem Holze, stark an einander gerieben, geben geschwind Feuer und vertreten die Stelle des Feuerzeuges.

Alle Fischerei-Geräthe, außer den Netzen und Angeln, werden von Bambus gemacht; man verfertigt auch sogar Barken und andere kleine Schiffe daraus.

Es giebt Häuser, die ganz aus diesem Holze gebaut sind, selbst die Ständer, die sie tragen, die Wände, Fußböden, Dächer und das Hausgeräthe.

In Laos findet man davon zwei besondere Arten, die zum Decken der Häuser gebraucht werden. Wenn das Holz in kleine Stücke gehauen und abgeschält ist, dient es zu den Sparren, woraus man das Dach der Häuser verfertigt, und diese Bedeckung dauert 30 bis 35 Jahr.

Die Tunkinesen ziehen den Bambus dem Kokosbaume vor; erstlich weil dieser, wegen der schwammigen Natur seines Holzes, weder zum Bau der Schiffe, noch der Häuser gebraucht werden kann; und weil er bei seinen schwachen Wurzeln immer in Gefahr ist, von den heftigen und in diesem Lande häufigen Winden umgeworfen zu werden; außerdem aber, weil sich der Bambus zu vielen Bedürfnissen schickt und man ihn bei seinem schnellen Wuchse weit eher benutzen kann. Der Tunkinese ist von dem Nutzen dieses Baumes so sehr eingenommen, daß, wenn man ihm sagt, es gebe Länder, wo er nicht wachse, er sich nicht überzeugen kann, daß man solche Länder bewohnen könne.

(130) So viele treffliche Gaben der Natur werden dagegen auch durch manches Widrige verbittert. Viele

Bäume haben Früchte und Blätter, die schädlich und wohl gar giftig sind. Im Herbste fallen ihre Blätter in das Wasser, wovon man trinkt, und machen es ungesund, so daß es Krankheiten hervorbringt. Vorzüglich die Blätter des Eisenbaumes haben diese traurige Eigenschaften. Wenn man sie kochen läßt, oder wenn sie auch wohl nur im Wasser verfaulen, so vergiften sie dasselbe.

Es giebt dort einen Baum mit Früchten von der Dicke einer Haselnuß und der Gestalt einer Birne, die man ohne Gefahr essen kann; aber wenn man diese Frucht ins Wasser wirft, wo Fische sind, so sterben diese.

Die Blätter eines Strauches, die den Feigenblättern ähnlich sind, kann man nicht anrühren, ohne einen heftigen Schmerz zu empfinden; die Hand schwillt und die Haut geht ab. Nur eine Seite des Blattes, die mit einer wolligen Haut bedeckt ist, bringt diesen sehr schädlichen Zufall hervor, wenn man nicht sogleich ein Gegenmittel anwendet, das sich an dem Strauche selbst befindet. Es ist der Saft, den man aus seiner Wurzel zieht und auf den beschädigten Theil legt. Dieser Strauch, der durch Steckreiser fortgepflanzt wird, gewährt treffliche Hecken, besonders da die Thiere durch eigenen Instinkt von den schädlichen Wirkungen desselben abgehalten werden und es nicht wagen, ihm nahe zu kommen.

In einigen Distrikten, die von Wilden bewohnt werden, bedient man sich des giftigen Safts der Pflanzen und Bäume, um die Pfeile und andere Waffen zu vergiften. Jetzt zu angenehmeren Gegenständen!

11) Die Gärten sind mit vielen schönen, wohlriechenden Blumen geschmückt, unter welchen nur der Jasmin, die Maiblume und zwei Arten von Rosen den europäischen Blumen gleichen. Von diesen zwei Rosenarten bekommt die eine erst einen Geruch um neun Uhr des Morgens, und die andere hat gar keinen. Man hat auch einen sehr großen Strauch, der dicke Rosen ohne Geruch trägt, die während eines einzigen Tages drei Mal ihre Farbe verändern, des Morgens weiß, um Mittag rosenroth und des Abends hochroth sind; beim Einbruche der Nacht verwelken sie und fallen ab. Dessen ungeachtet ist der Busch fünf Monate hindurch mit Rosen bedeckt, weil er eine große Menge Knospen trägt, die nach und nach aufblühen. Es giebt auch sehr große Bäume, welche Baumwolle von mittelmäßiger Güte liefern und deren Blätter den gewöhnlichen Rosen gleichen.

12) Die Regierung sieht wohl ein, wie sehr wichtig es sey, alle mögliche Vortheile aus der Erde zu ziehen, und hegt für den Ackerbau eine Achtung, wovon sie selbst deutliche Beweise giebt.

Der Beherrscher von Tunkin nimmt so, wie der Kaiser von China, in jedem Jahre feierlich Antheil an den Arbeiten des Ackermanns, und in Gegenwart des versammelten Volks lenkt er einen Pflug und bearbeitet ein Feld. Abergläubische Irrthümer mischen sich in diese weise und aufmunternde Feierlichkeit: man bringt nämlich auf das kaiserliche Feld Erde aus allen Gegenden, weil man glaubt, daß aus der kaiserlichen Macht eine geheime

Kraft fließe, die das von ihm gebaute Land fruchtbar mache, und daß sich durch Sympathie diese Fruchtbarkeit allen Theilen des Erdreichs mittheile, wovon die hingebrachte Erde genommen ist.

13) Indessen ist der Ackerbau, unerachtet der ihm bewiesenen öffentlichen Achtung, doch in einigen Arten des Verfahrens sehr unvollkommen, ob er gleich in andern von vieler Einsicht zeugt. Der Reißbau beruht sehr darauf, daß man den Reiß in dem umgerührten und gut gemischten Schlamme keimen läßt; nachher säet man ihn in ein wohlzubereitetes Land, und wenn er 7 bis 8, auch wohl 10 Zoll gewachsen ist, wird er mit der Hand auf ein, 2 bis 3 Zoll hoch mit Wasser bedecktes, Land gepflanzt. In gutem Erdreiche stehen die Reißpflanzen einen Fuß von einander; in schlechtem nur einen halben Fuß.

Vor dieser Pflanzung ist das Land gepflügt und geegget. Die Egge ist von Holz und eben so gestaltet, wie in Europa. Der Pflug hat eine sehr einfache Einrichtung und gar keine Räder. Das Eisen, das die Erde zerschneidet, ist an ein sehr starkes Stück Holz befestigt, das zur Deichsel dient, und woran sich ein Griff befindet, den man nur mit einer Hand halten kann. Ein einziges Thier ist hinlänglich, um diesen Pflug zu ziehen. In trockenem und leichtem Lande spannt man einen Ochsen, auch wohl eine Kuh vor; aber da es ziemlich gewöhnlich ist, daß wegen der weichen Erde das arbeitende Thier bis an die Hälfte der Lende und wohl

gar bis an den Bauch hineinfällt, wird man oft genöthigt, einen Büffel anzuspannen, weil er stärker als der Ochse ist und längere Beine hat.

Man baut auch das Land mit einer großen hölzernen, mit Eisen beschlagenen Hacke und anderen Werkzeugen, die nicht so gut, wie die unsrigen sind.

Obgleich das Land niemals brach liegt, dünget man es doch nicht; ein weißer Schlamm, womit es fast immer überzogen ist, vertritt die Stelle des Düngers.

Das Resultat von diesem Verfahren bei dem Pflügen ist, daß man die Erde unvollkommen eintheilt, und daß sie nicht tief aufgepflügt wird. Die Landleute behaupten, daß wenn man tiefer pflügte, man die schlechte Erde auf die Oberfläche bringen würde. Dieses kann von einigen, aber nicht von allen Gegenden gelten.

Auf dem, durch Anschwemmung angesetzten Lande, das täglich nur zwei Mal durch die Fluth bewässert wird, verfährt man folgendermaßen: Ein Mann macht mit zwei Stücken zugespitzten Holzes 4 bis 5 Zoll tiefe Löcher, anderthalb Fuß von einander entfernt; eine Frau, die ihm folgt, wirft in diese Löcher 4 bis 5 Reißkörner, ohne sich die Mühe zu geben, sie zuzumachen; das durch die Fluth herbeigeführte Wasser spühlt die Erde über den Reiß und füllt die Löcher in 5 bis 6 Tagen an. Die Fruchtbarkeit dieses Landes hat solche Kraft, daß das Pflanzen des Reißes später geschieht, als im gepflügten Lande. Doch ist man zuweilen genöthigt, den Reiß grün abzuschneiden, weil er zu geil wächst.

Wenn der Reiß zur Reife gekommen ist, schneidet man ihn mit einer Klinge, deren hölzerner Stiel in die Quere geht, so daß er mit ihr einen Winkel macht. Darauf läßt man den Reiß 10 bis 12 Tage auf trockner Erde liegen, nachher stampft man ihn mit den Füßen, um das Stroh von der Aehre zu scheiden und trennt das Korn von letzterer, indem man es auf Handmühlen bringt.

14) Der Anbau der Bäume und der Zugemüse wird mit mehr Einsicht betrieben. Der Kunstfleiß ist so weit gegangen, auch das sorgfältige Verfahren einzuführen, das in anderen Ländern nur bei dem Thierreiche angewandt wird. Bei gewissen Krankheiten der Bäume läßt man sie zur Ader, indem man ihnen einen Theil des Safts benimmt und diesen an ihre Wurzel gießt. Wenn der Baum von einer inneren Feuchtigkeit angegriffen wird, so bringt man ein Aetzmittel an, wodurch der Abfluß der schädlichen Feuchtigkeit befördert wird. Man untersucht bei einem kranken Baume, ob das Uebel von einem Wurme herrührt, der, bis ins Innere gedrungen, darin zehrt und die Nahrungskraft verdirbt; alsdann tödtet man diesen Wurm dadurch, daß man in den oberen Theil des Baumes Tabak oder andere beizende Mittel bringt. Manchmal werden die Gesträuche und Hülsenfrüchte von epidemischen Krankheiten angegriffen, welche sich von einer Wurzel zur andern und von einem Blatte zum andern verbreiten, wozu der Wind vorzüglich beiträgt; alsdann wird die Ansteckung gehemmt, indem man die angesteckten Plätze von den gesunden durch eine

Art von Mauer trennt, die aus mehreren, mit Stroh bedeckten Pfählen besteht, welche so hingestellt und aufgerichtet sind, daß sie den Lauf des Windes abhalten. Man hat auch ein Mittel, abgestorbene Bäume wieder zu beleben: man nimmt ihnen die Rinde und überzieht sie mit fetter Erde, die durch einen Verband fest angehalten wird. In diesem Zustande treibt ein solcher Baum von den Wurzeln an bis zum Gipfel; man schneidet die äußersten Enden über den Wurzeln ab, welche wieder gepflanzt, geschwind einwurzeln und in einem Jahre schon Früchte tragen.

Man gewinnt den Firniß, wenn man in den Baum, der ihn liefert, einen Einschnitt macht, und obgleich dieses Abziehen nicht so schädlich ist, als die Anwendung der Substanz selbst, so fordert sie dennoch Behutsamkeit *).

Das Harz, das der dem Talgbaume ähnliche Baum liefert, wird auch durch den Einschnitt abgezogen, und man gewinnt es nach zwei oder drei Tagen des Fließens.

Man pflanzt den Pomeranzenbaum nicht durch den Saamen, sondern mittelst des Pfropfens in den Spalt oder des Okulirens fort. Der Pfefferbaum kommt gar nicht aus dem Saamen, sondern aus dem Steckreise; man stützt den Stamm auf einen Baum oder Pfahl.

*) Die Schädlichkeit dieses Baumes ist so groß, daß viele Personen (denn Einigen schadet er nicht) beim Einschneiden der Rinde über den ganzen Leib Blattern bekommen oder auch anschwellen. Dies ist besonders bei dem eigentlichen Firnißbaume (Rhus Vernix) der Fall. D. H.

Bei dem Anbaue muß man vorzüglich darauf sehen, daß man die Steckreiser so stecke, daß sie den Einfluß der Sonne genießen, und in der Absicht lockert man an seinem Fuße die Erde auf, hält sie mit großer Sorgfalt vom Unkraute rein und putzet die Bäume aus, die zur Stütze dienen. Die Aerndte geschieht im Oktober.

Die Areka-Bäume stehen ungefähr 6 Fuß von einander. Um die Früchte abzupflücken, steigt ein Mann auf den Baum, schneidet die Früchte ab und wirft sie in einen, mit einem Stricke angebundenen Korb, dessen Ende um seinen Leib befestigt ist; nachher, anstatt von dem Baume herabzusteigen, um auf einen andern zu gelangen, welches zu viel Zeit kosten würde, schüttelt er den Baum, auf dem er ist, und wenn er ihn durch die starke Bewegung dem Baume, wovon er die Früchte abärndten will, nahe gebracht hat, so schwingt er sich dahin und setzt seine Aerndte fort.

Man pflanzt die Maulbeerbäume in Form von Hecken, und in so nahe Reihen, daß sie nur dem Menschen, der die Blätter pflückt, den nöthigen Raum zum Wege lassen.

Man läßt diese Hecken nicht bis über die Höhe eines Menschen wachsen, und erneuert sie alle drei bis vier Jahr durch Steckreiser. Durch diese Erneuerung wird das Blatt, das zur Nahrung der Seidenwürmer dient, zarter und angenehmer.

Man schneidet von dem Zuckerrohre die Spitzen ab, läßt sie keimen und verpflanzt sie darauf. Diese Arbeit

wird alle Jahr wiederholt, und man hat jetzt die Gewohnheit, dem Rohre die Wurzel zu benehmen, weil man bemerkt hat, daß der Austrieb nur ein schwaches Rohr und schlechten Zucker giebt. Man versteht es nicht, aus diesem Rohre so vielen Nutzen, wie in anderen Ländern, zu ziehen. Das zarteste Rohr ißt man wie Konfekt; das andere bringt man unter Walzen, die mit Hülfe eines Büffels gedreht werden, man erhält aber nur groben Kassonadzucker. Will man ihn raffiniren, so macht man große viereckige Bröbte davon, die inwendig höhl sind und nur durch den beigemischten Kalk weiß werden. Seit einigen Jahren ziehen die in Tunkin ansäßigen Chinesen daraus einen Kandiszucker, den sie nach China schicken.

Bis zu diesen neueren Zeiten erhielt man das Salz nur vermittelst des Feuers, indem man das Seewasser kochen ließ; in unseren Tagen weiß man noch nicht, es durchs Gradiren zu erhalten; man thut aber das Seewasser in große trockene und eingeschlossene Behälter, wo sich bloß durch Wirkung der Sonne ein gutes Salz bildet, das aber nicht so weiß und nicht so salzig ist, als das, welches man durchs Kochen herausbringt.

Laos und Lac-tho, die kein Salz haben, und die es nur aus Tunkin und Cochinchina bekommen, ließen, wenn sie mit diesen Staaten im Kriege waren, eine Art von Bambus, der etwas Salziges an sich hat, verbrennen und brauchten die Asche davon wie Salz.

Wir haben gesehen, daß die größten Schätze des Inneren der Erde, auf Befehl der Regierung, unbenutzt

bleiben, und daß die Minen, wo man das Erz fördern darf, ziemlich schlecht bearbeitet werden, weil diese Arbeit die Anwendung vieler Künste erfordert, die in diesem Lande noch in der Kindheit sind.

15) Die Gartenkunst der Tunkinesen scheint uns bizarr, denn sie nähert sich der der Chinesen; sie ist aber noch feiner und gekünstelter. Man beschneidet die Gesträuche so, daß sie ungewöhnliche Wirkungen hervorbringen, und bindet sie mit Drahte an, um ihnen willkürliche Formen zu geben, die bald angenehm, bald seltsam sind. Zuweilen läßt man sie dicke Knoten treiben, dann schält und verstümmelt man sie und giebt ihnen das Ansehen von abgelebten und absterbenden Bäumen, mitten zwischen einer frischen und grünen Vegetation. Man errichtet in den Gärten mit großen Steinen künstliche Felsen und Grotten, worin man Vögel zahm macht. Man hat auch große Bütten, die man mit Wasser anfüllt, worein man Gold= und Silber=Fische setzt. Zuweilen werden diese Gärten, nach einem nützlicheren Geschmacke, zu Pflanzschulen für medicinische Kräuter angewandt.

16) Es ist schwer, eine genaue Nachricht zu geben, wie weit sich die Kultur in den Ländern, die der kaiserlichen Herrschaft unterworfen sind, erstrecke; indessen glaubt man doch ziemlich richtig schließen zu können, daß Tunkin, welches unter diesen Ländern am fruchtbarsten ist, und worauf die meiste Sorgfalt verwandt wird, nur zur Hälfte angebaut sey, weßhalb man aber nicht glauben muß, daß die andere Hälfte gar nichts Nutzbares hervorbringe. Denn die Wälder, welche die Berge

bedecken, sind von sehr großer Wichtigkeit; und die einzigen Gegenden ohne Werth sind die sandigen Berge, wo kaum Gras wächst. In der Provinz Xu-na, einer der weitläufigsten Provinzen Tunkins, wo man lauter Ebenen antrifft, und wo die Bevölkerung, wie wir schon bemerkt haben, weit größer ist, als in irgend einer anderen Provinz, ist fast jedes Stück Landes angebaut.

Man glaubt, daß in dem oberen Cochinchina nur der fünfte Theil des Erdbodens angebaut sey. Der untere Theil dieses Landes ist weit besser kultivirt.

Man kann sich keinen Begriff von dem Anbaue in Tsiampa machen, weil dieses Land nur von Wilden bewohnt wird, die keine Gemeinschaft mit ihren Nachbaren haben; aber die Natur des Bodens und der Charakter der Einwohner berechtigen, zu glauben, daß unter allen diesen Ländern dort die Kultur am weitesten zurück ist.

Da das untere Camboge mit Cochinchina vereinigt ist, so wär es unnütz, solches besonders zu beschreiben. Das obere Camboge ist wenig davon verschieden.

In Laos rechnet man, daß nur ungefähr der zehnte Theil des Landes angebauet sey und dieser ganze Anbau besteht fast lediglich in Reiß.

In Lac-tho beschäftigt man sich mit der Kultur etwas mehr, als in Laos.

Neuntes Kapitel.

Fischerei und Schiffahrt.

1) Der Fisch ist eines von den vorzüglichsten Nahrungsmitteln der Tunkinesen; die Fischerei hat daher auch für sie einen sehr hohen Werth. In dieser Rücksicht ist das Land von der Natur reichlich versehen. Das Meer, die größeren und kleineren Flüsse, die Bäche und selbst das Land durch die Ueberschwemmungen und Bewässerungen bieten einen sehr großen Raum zur Fischerei dar. Man rechnet in den, am Meere belegenen Provinzen beinahe so viele Fischer, als Landbauer und vielleicht versteht man sich nirgends besser auf den Fischfang, als in Tunkin. Die Fische werden nach allen besonderen Eigenschaften, die sie von einander auszeichnen, beobachtet. Man hat die Arten derselben mit großem Scharfsinn eingetheilt; man hat ihren Instinkt, den Grad ihrer Einsicht, ihre Neigungen, Abneigungen und ihren Geschmack studiert, welche die Jahreszeiten, Monate, Witterung, der Tag, die Nacht, sogar die Stunden des Tages und der Nacht verursachen. Solche Kenntniß ihrer Sitten, wenn es erlaubt ist, den Trieben diesen Namen beizulegen, so wie auch der Art zu seyn und zu empfinden, welche diese Thiere von einander unterscheiden, leitet die Mittel, sie zu fangen.

Diese Mittel sind sehr mannichfaltig. Viele davon sind nur den Tunkinesen bekannt, und viele von denen, welche auch andere Nationen kennen, werden in Tunkin mit größerer Kunst geübt. Man handhabet dort die Leine, das Netz und die anderen Werkzeuge zum Fischfange mit mehr Geschicklichkeit. Die Reusen und andere Fangwerkzeuge werden besser eingerichtet und vortheilhafter hingelegt. Man erschreckt den Fisch, indem man auf dem Wasser Feuer anzündet, das ihn in die Flucht treibt und macht, daß er in den Fischerkahn springt, um da eine Zuflucht zu suchen. Des Nachts bei Mondscheine macht man an den Kahn ein mit Firniß überstrichenes und abhängiges Bret, wo der Fisch hinaufspringt und dann in den Kahn fällt. Manche Fischer gehen auf Stelzen ins Wasser und ergreifen den Fisch mit der Hand; aber diese Art zu fischen ist gefährlich, weil, wenn die Ungleichheit des Wassergrundes den Fischer zum Fallen bringt, die Stelzen ihn verhindern, sich wieder aufzurichten und er dann leicht ertrinkt. Geschickte Taucher gehen bis auf den Grund des Wassers, um Fische zu fangen, und bringen sie mit auf die Oberfläche. Zuweilen spielen sie mit diesen Fischen, die sie für neue Kameraden halten, machen sich mit ihnen vertraut und folgen ihnen. Wenn sich dann die Taucher in die Netze werfen, so zieht man sie mit den Fischen, die ihnen gefolgt sind, heraus.

Es werden viele andere Kunstgriffe angewandt. Manche Fische mögen sich gern in Gefäße von einer gewissen Substanz und einer gewissen Form setzen, die

man in ihre Nähe bringt. Andere lockt man dadurch an, daß man ihnen Farben zeigt, woran sie, wie man bemerkt hat, einen Wohlgefallen haben. Andere werden durch duftende Blätter angelockt, deren Geruch ihnen Vergnügen macht; andere durch Töne, die einen Eindruck auf sie machen. So dienen der Geschmack, der Geruch, das Gehör, das Gesicht, überhaupt alle Sinne des Fisches zum Köder. In dem Kriege, den der Tunkinese den Wasserthieren erklärt, bedient er sich des Beistandes der Thiere der Luft; und aus dieser Klasse der Alliirten wird keiner mit besserem Erfolge gebraucht, als der Sperber, welcher in diesen Gegenden größer, stärker und gehorsamer ist, als in Europa *).

2) Der Kabeljau und die Sardelle sind die zwei Fische, deren Fang am häufigsten und deren Verbrauch am größten ist. Es giebt zwei Arten, die Sardelle zu fangen, die bemerkt zu werden verdienen. Nach der einen wirft man eine Menge grüner und an Steine gebundener Blätter auf den Grund des Meeres; drauf fährt man mit Barken hin, um diese Masse von Blättern herauszuziehen, woran sich eine Menge Sardellen angehängt hat, und bei jedem Schlage des Garns erhält man eine große Anzahl dieser kleinen Fische. Eine andere Art des Fischfangs ist sehr sonderbar: wenn ein Fisch, der nicht dicker ist als der

*) Wenn die Geschicklichkeit der Tunkinesischen Fischer hier nicht mit zu günstigen Farben geschildert ist, so wäre dies das wahre, einzige Land für einen philosophischen Ichthyologen. D. H.

Wallfisch, aber von einer verschiedenen Art, und den der Tunkinesische Fischer wie eine Gottheit verehrt, einen Zug von Sardellen findet, so bleibt dieser Fisch unbeweglich, hebt den oberen Theil seiner Kinnbacke über das Wasser, hält den unteren Theil darunter und mit seinen großen Floßfedern macht er, daß die Sardellen bei Tausenden in seinen Rachen gehen, worauf er ihn zuschließt und sie verschlingt; das Wasser fließt aus den Seiten des Rachen ab. Die Fischer, welche diesen Kinnbacken über dem Wasser gewahr werden, nähern sich ihm und fangen die Sardellen, welche der große Fisch noch nicht hat in seinen Hals gehen lassen und er sucht sich, wegen des Raubes, den sie an seiner Gefräßigkeit begehen, nicht an ihnen zu rächen.

Es giebt in diesem Meere Fische, die eine schwarze Materie von sich geben, womit sie die anderen Fische blenden, und wenn sie dieses bewirkt haben, so bringen sie sie auf Felsen und bewahren sie da zu ihrer Nahrung. Kann man einen solchen Felsen entdecken, so hat man einen beträchtlichen Fang *).

Ein sehr einträglicher, aber zerstörender Fang besteht darin, daß man zwei Barken an das Ufer eines Flusses gegen einander über stellt und einen langen Strick zieht, der auf den Grund des Wassers gelegt ist und woran Angeln befestigt sind. Alle auf dem Grunde des Wassers befindliche und sich dahin auf den Schlamm legenden Fische

*) Wahrscheinlich eine Art von Sepia, Dinten- oder Kuttelfisch. D. H.

hängen sich daran und werden herausgehoben. Diese Art von Fischerei liefert eine große Menge Fische, macht sie aber scheu und bewegt sie, die Flüsse zu verlassen. Die anderen Fischer, welche diese Methode nicht wählen, widersetzen sich solchem Verfahren und nöthigen jene ersteren, sich nur auf einen Theil dieser Flüsse einzuschränken.

Wir haben gesehen, daß es Gegenden an den Küsten giebt, die weder Land noch Wasser sind; sondern eine Anhäufung von Morast, ein Auswurf des großen Flusses Tunkin, wo man nicht schiffen kann, wegen Mangel des Wassers, und nicht gehen, weil der Grund fehlt. Der Kunstfleiß ist darauf bedacht gewesen, auch daselbst Fischereien anzulegen und in dieser Absicht begiebt man sich auf dieses flüssige Erdreich vermittelst eines Brettes, das einen niedrigen Stuhl trägt, worauf man sich setzt, indem man ein Bein unter sich legt; das andere, das in den Morast hängt, dient zum Ruder, und durch diese Art der künstlichen Schifffahrt schafft man sich mit größerer Geschwindigkeit fort, als ein guter Fußgänger dahin kommen könnte. In der Entfernung von ungefähr einer halben Meile versenkt man in den Schlamm Schilfrohr, welches da liegen bleibt, hierin findet sich dann, bei dem Rückzuge des Meers, der Fisch gefangen. Die Bewohner mancher Dörfer beschäftigen sich bloß mit diesem Fischfange, und jedes Dorf hat seine Fischerei, die wiederum für jeden Einwohner abgetheilt ist.

Auf der Oberfläche des Wassers sucht der Fischer den Rogen der Fische auf, die da umher schwimmen, fängt

ihn mit einer dünnen Gaze und trägt ihn in kleine Teiche oder in seinen Weiher; denn es giebt wenig Häuser, die dergleichen nicht haben. Hier läßt er die Fische auskommen und trägt sie zum Verkauf in die benachbarten Dörfer. Ein Mann kann in zwei Kesseln voll Wasser mehr als 150,000 solcher kleinen Fische tragen, und so klein sie auch sind, unterscheidet man doch die Arten sehr gut.

Man bemerkt auch vielen Kunstfleiß in der Wahl der Zuthaten, woraus die Netze verfertigt werden, in ihren Formen und der Art, sie zu gebrauchen. Es giebt eine Art von großer Brennessel, woraus man Fäden und sehr starke Stricke macht, und die vorzüglich gut zu Netzen sind. Auch der Seide bedient man sich, um sehr feine Bindfaden zu machen. Das sind diejenigen, die man zum Fange der Sardellen und einer Art von Krabben oder Krebse gebraucht, welche nur die Dicke einer starken Nadel haben. Man hat auch Reusen, Pallisaden, kleine Kasten, Schlingen und andere Arten von Maschinen, die aus Bambus von verschiedener Art und Dicke gemacht sind, von der Dicke eines kleinen Fingers, bis zu der eines menschlichen Leibes. Die Form dieser Maschinen ist verschieden, sowohl in jeder Provinz, als in den verschiedenen Orten der Fischerei, so wie auch in den verschiedenen Jahrszeiten; ja sogar nach den verschiedenen Viertheilen des Mondes.

Außer den Fischen fängt man auch Muscheln, woraus man, so wie aus Perlenmutter, schöne Büchsen macht. Man hat selbst an den Küsten einige Perlen gefunden; man behauptet aber, daß sich die Fischer unter einander

diese Art von Fischerei untersagt haben, aus Furcht, die Regierung möchte sich solche anmaßen und sich eines Theils ihrer Fischerei bemächtigen.

3) Dieses in der Kunst der Fischerei so geschickte Volk ist es weit weniger in der Schifffahrt, die doch dafür vorzüglich paßt, und wozu es aufgefordert wird, sowohl durch die Lage des Landes, durch die weit ausgedehnte Küste und den tiefen Meerbusen, als durch die großen, für ansehnliche Schiffe sehr hoch hinauf fahrbaren Flüsse. Wiewohl die Schifffahrt das Gewerbe eines großen Theils der Einwohner ist, wiewohl ungefähr der zehnte Theil der Volksmenge auf dem Wasser geboren wird, lebt und stirbt und durch eine besondere Einrichtung Wassergemeinden bildet, werden doch nur die kleinen Hülfsmittel zur Schifffahrt angewandt, vielleicht aus Unkunde oder Vernachlässigung besserer *).

Indessen giebt es doch, bei ihrer Art zu schiffen, Sonderbarkeiten, die bemerkt zu werden verdienen. Die Ruderer sind nach dem Punkte gekehrt, wohin sie ihren Lauf richten. Sie stehen aufrecht, und durch dieses Mittel drücken sie auf ihre Ruder mit der ganzen Länge des Körpers. Diese Stellung ist beschwerlicher, als die der sitzenden Ruderer, die, weil sie sonst einen festen Ruhepunkt für ihre hängenden Füße haben, mit ihrem Körper einen Hebel bilden, der die Kraft ihrer Arme vermehrt. Indessen, bei aller Berechnung der Vortheile und Nachtheile dieser Methoden, versichert man, daß die Ruderer in Tunkin den Europäern bei einem Wettlaufe

*) Gerade wie bei den Chinesen. D. H.

der Barken zuvorkommen würden, und daß sie die Anstrengung länger aushalten.

Diese Ruderer werden gewöhnlich durch den Gesang regiert, den einer von ihnen anstimmt; dieß giebt ihrem Geschäfte Uebereinstimmung; und eine Art von Schlußkadenz, in welcher sie Alle einstimmen, ist das Zeichen, welches den Schlag des Ruders bestimmt und eine ziemlich angenehme Art von Musik hervorbringt.

Den Gebrauch dieses Gesanges haben sie fast mit allen orientalischen Seeleuten gemein, z. B. mit den Chinesen, Malayen und Siamensern. Es scheint, daß sich diese Gewohnheit schon unter den alten Griechen gefunden habe, wovon man Spuren in den Schriften des Aristophanes findet. In der That muß der Ton durch die Berührung der Nerven dem Körper Kraft mittheilen: denn man hat bemerkt, daß die Soldaten einen langen Marsch besser aushalten, wenn sie nach dem Schalle der Trommel oder der Trompete marschiren, daß die Tänzer mehr Schwungkraft haben, wenn sie durch Instrumente elektrisirt werden, und daß die Ochsentreiber die Thiere durch ihren Gesang bei ihren Arbeiten unterstützen *).

Die Fischer gehen ins Meer bis zu einer Entfernung von 5 — 6 Stunden auf einer kleinen Flöße, die aus

*) Der Verfasser hat hier die Kameele vergessen; diese werden bekanntlich bei einem langen Marsche ganz vorzüglich durch Gesang ermuntert und scheinen wirklich dadurch gestärkt.

D. H.

fünf bis sechs Fuß langen Stücken von Bambus zusammengesetzt ist. Auf dieser Flöße ist ein einziger, bis auf einen Leibgürtel völlig nackter Mann. Sein ganzer Vorrath von Lebensmitteln besteht in einem Topfe, der, hermetisch zugemacht, seine Nahrung in sich schließt, und an dem Fahrzeuge befestigt ist. Zuweilen fügt es sich, daß die vom Segel und Ruder geleitete Flöße von den Wogen umgeworfen wird; aber der ins Meer geworfene Fischer hält sich an seine Flöße fest und steigt wieder heraus. Bei dieser Art von Schifffahrt kommen weniger Menschen um, als in den Barken.

Der Scharfsinn der Schiffer, große Stürme und Wasserhosen vorher zu sehen, ist auffallend. Sie merken sie 12, 15, ja wohl 24 Stunden zum voraus, und man wundert sich, mitten im ruhigen Wetter und ohne daß ein Wind bläset, eine Menge von Schiffen und Barken zu sehen, die sich theils aus dem Inneren der Flüsse, theils aus dem Meere in die Buchten begeben, wo sie bei großen Stürmen sicher sind; daher werden am gewöhnlichsten die Schiffbrüche durch plötzliche Windstöße verursacht, die nur einige Minuten dauern.

Es war eine Zeit, wo die Chinesen und mehrere Völker der indischen Halbinsel, vorzüglich die Cochinchinesen, eine ziemlich lebhafte Schifffahrt hatten, ob sie sich gleich wenig von der Küste entfernten; aber als die Europäer das Vorgebirge von Malakka umsegelt hatten, hielten sie sich für berechtigt, in den chinesischen Meeren alle Schiffe der Chinesen, Japaner, Siamenser, Malayen,

Tunkinesen, Cochinchinesen und Alles, was nicht europäisch war, wegzunehmen *). Die Portugiesen, Spanier und Holländer gaben das Beispiel zu diesen Räubereien, welchem die Engländer folgten, als sie unter der Königin Elisabeth in diese Meere drangen. Dadurch ist dort die asiatische Schifffahrt fast gänzlich zu Grunde gerichtet, und ob gleich heut zu Tage wieder hergestellt, ist sie doch auf einen ziemlich engen Raum beschränkt. Die Tunkinesen behelfen sich mit der Fahrt längs ihrer Küsten, und die Cochinchinesen, obgleich etwas weniger beschränkt, dehnen sich auch nicht weit aus. Sie können sich nicht auf Reisen von weiter Entfernung wagen, weil sie, unwissend in der Geographie und Sternkunde, die Küste nicht lange aus den Augen verlieren dürfen, da sie weder die Höhe zu nehmen verstehen, noch auch wegen Unkenntniß der Deklination der Magnetnadel dies, bei ihnen lange vor den Europäern bekannte, Instrument gehörig zu benutzen wissen. Der Mangel an Kapitalien, an Kanälen und an Kenntniß in der Architektur läßt bis jetzt das schönste Bauholz, wovon die Waldungen strotzen, größtentheils umkommen. Nur in dem Baue der Barken, die zur Ueberfahrt der Reisenden über fließendes Wasser und überschwemmte Ebenen dienen, zeichnete sich der Tunkinese bisher aus. Diese, von Bambusholze verfertigten Barken, sind künstlich zusammengefügt, angenehm überfirnißt, können 12 bis 15 Personen fassen und sind dennoch so leicht, daß, wenn man, um einen Umweg zu vermeiden, über einen Fluß oder Kanal gehen will, oder über eine

*) Wahrscheinlich doch durch einen Krieg veranlaßt. D. H.

überschwemmte Ebene zu einer anderen, ein einziger Mensch sie auf seinem Kopfe tragen kann. Eine bloße Stange reicht zu, um sie mit Schnelligkeit fortzuschaffen, und wenn der Grund nicht erreicht werden kann, ist diese Stange so gut wie zwei Ruder.

Zum Transport der Kaufmannswaaren, sey es durch die innere Schiffahrt oder an den Küsten, müssen die Barken größer seyn und mehr Festigkeit haben; aber die Armuth nöthigt die meisten Schiffer, sie aus Bambus zu bauen, so wie die, welche für Reisende bestimmt sind; indeß können diese das Anstoßen an harte Körper nicht aushalten und werden leicht durchstoßen. Der obere Theil der Barke wird, um die Last der Waaren tragen zu können, mit Brettern von dichterem Holze ausgeschlagen; aber diese Vermehrung der Stärke giebt ihr weder große Festigkeit noch Dauer.

Bei dem Bau der Schiffe, die zur Seefahrt bestimmt sind, befolgt man in diesem Lande eine besondere Methode: die Bretter, woraus diese Barken zusammengesetzt sind, werden eins an das andere durch Rohr oder Ried anstatt der Nägel befestigt; hierdurch wird das Fahrzeug nicht nur biegsamer, sondern auch fähiger, den Meereswellen zu widerstehen.

Die großen Barken haben außer dem gewöhnlichen Ruder noch ein Hülfsruder von einer eigenen Form. Das gewöhnliche Ruder ist kurz und senkrecht angebracht. Das Hülfsruder ist länger und steht horizontal. Man giebt es dem andern zur Hülfe, wenn der Wind stark

ist, wodurch der Lauf beschleunigt wird. Bei großen Stürmen braucht man beide zugleich.

Die Schiffe zur Küstenfahrt sind nicht so groß, als die chinesischen Sommes, haben aber noch deren alte Form. Die Unvollständigkeit ihres Zuschnitts verzögert ihren Lauf.

Seit einiger Zeit haben manche Tunkineser etwas von der Bauart des Seeschiffes, das von den Chinesen erfunden ist, angenommen. Dieses besteht darin, daß man Abtheilungen macht, wo die Theile der Ladung, die verschiedenen Eigenthümern gehören, verwahrt werden. Diese Abtheilungen werden von Brettern gemacht, die an das Fahrzeug befestigt und so kalfatert werden, daß sie kein Wasser eindringen lassen; daher dann das Schiff, wenn es woran stößt und eine Erschütterung bekömmt, nicht so leicht zertrümmert wird und wenn ein Leck entsteht, man leichter erkennen kann, wo das Wasser eindringt *).

Die Kriegsschiffe sind von zweierlei Arten, Galeeren und große Schiffe. Die Galeeren sind 50 bis 60 Fuß lang und von Brettern, die eben so lang sind, als das ganze Gebäude. Diese Galeeren haben zwei Ruderbänke und tragen 16 bis 20 Stück 6 bis 8 pfündige Kanonen.

*) Bereits vor einiger Zeit war selbst bei der englischen Marine die Rede davon, dergleichen Scheidungen oder Konkamerationen anzubringen. Ob es geschehen, weiß ich nicht.

D. H.

Die übrigen Schiffe sind größer, besser abgeschnitten und besser gebaut, als die chinesischen; man hat darin seit einigen Jahren eine vortheilhafte Verbesserung gemacht. Man hat die europäische Bauart bei den Schiffen angenommen, aber die Einrichtung der Masten und Segel ist unvollkommen geblieben. Es giebt viele Masten, die bloß aus einem einzigen Baume bestehen, welches sie lange nicht so fest macht, als wenn sie ordentliche Abtheilungen haben. Mastkörbe sind nicht gebräuchlich, woraus ein großes Hinderniß für die Handhabung des Tauwerks entsteht. Segelstangen werden an die Masten gemacht, aber nur mit ihren Enden und nicht in der Mitte. Die Segel sind ziemlich geschickt angebracht um den Wind aufzufangen; da sie aber aus Blättern, oder einer andern Materie verfertigt sind, die nicht so stark ist wie Hanf, so können sie auch dem Windstoße nicht so widerstehen; werden sie vom Regenwasser naß, so muß man Seewasser daran werfen, und auf welche Art sie auch durchnäßt sind, werden sie, wenn sie nicht in einer Zeit von ungefähr 24 Stunden getrocknet werden, unbrauchbar.

Das Beschlagen mit Kupfer, und andere Verbesserungen bei dem neuern Baue der Schiffe, sind hier zwar bekannt, aber noch nicht angewandt worden.

Zehntes Kapitel.

Künste und Manufakturen.

1) So wie das heutige Asien überhaupt, so steht auch besonders Tunkin, fast in allen Theilen der Kunst und des Maschinenwesens, wodurch wir die Geschenke der Natur entweder vervollkomnen oder ihre Gewinnung erleichtern, außerordentlich gegen Europa zurück. Weder die Luft noch auch das Feuer setzt bei dem Tunkineser irgend eine Mühle oder sonstige Maschine in Bewegung. Nur den Lauf des Wassers benutzt er, bauet daher Mühlen, die zur Bewässerung des Landes das Wasser bis zu einer Höhe von 40 bis 50 Fuß heben. Er macht auch Dämme und Brücken, die aber, wie wir gesehen haben, alle Regeln der Kunst entbehren. Er mahlt oder enthülset durch Handmühlen, die verschiedentlich nach den verschiedenen Verrichtungen oder nach den verschiedenen Arten des Korns gebildet sind. Zum Reiße sind die Mühlen von Holz und gar nicht eine runde Maschine, sondern eine Zusammensetzung kleiner Enden, von Bambusholze einen Fuß lang und wie ein kleiner Finger dick, die fest mit einander verbunden sind. Diese Mühlen werden horizontal eine über die andere gestellt und der Reiß zwischen beide geschüttet;

nachher stößt man ihn, um ihn gänzlich von seiner Hülse zu befreien und weiß zu machen, in einem Mörser. Zu andern Arten des Mahlens werden Mühlen von verschiedenen Holzarten gebaut und die Gänge darin sind von Stein.

2) Unter den Künsten, die von betriebsamen Nationen geübt werden, giebt es manche, die der Tunkinese nicht kennt, manche, die er mit weniger Geschicklichkeit übt, doch auch manche worin er glücklich ist und sich sogar auszeichnet. Ueberhaupt zeigt er durch Wirkung des National-Charakters, der sich bei jeder Gelegenheit äußert, weniger Einbildungskraft, als Scharfsinn und Geschicklichkeit. Er ist mehr zur Nachahmung, als zur Erfindung aufgelegt und wenn er ein Muster vor sich hat, macht er es mit sehr gutem Erfolge nach.

In der Regel besorgt eine jede Familie ihre gewöhnlichen Bedürfnisse selbst. Man findet da keinen Bäcker, keinen Koch, keinen Perruckenmacher, noch andere Handwerker, die an gemeine Beschäftigungen für eine Wirthschaft besonders gebunden wären, die keine große Kunst erfordern, wenn sich nicht hiebei ein Hang zur Pracht mit einmischt; und diese häusliche Einrichtung kann man für klug halten *).

*) Sie bleibt indeß stets ein Beweis der geringen Kultur, auch findet sie daher in angehenden Staaten statt, selbst noch in einigen westlicheren Staaten von Nord-Amerika.

D. H.

Die Werkzeuge, welche sie gebrauchen, sind fast alle zu einfach, ohne Kraft und Regelmäßigkeit; aber sie bedienen sich ihrer mit einer vorzüglichen Geschicklichkeit und so, daß sie zuweilen eben so geschwind und ordentlich ihr Werk beendigen, als die europäischen Handwerker mit besseren Instrumenten.

In Handarbeiten, welche nur Gewandtheit fordern, nähern sie sich der Vollständigkeit und Feinheit der chinesischen Arbeit, doch immer ohne ihr zu gleichen; und zu dieser Art sind die besten Handwerker in Tunkin, Chinesen, die sich dort niedergelassen haben.

3) Der größte Theil ihrer Kunstwerke leidet durch die schlechte Beschaffenheit der Bestandtheile, die dazu genommen werden.

Von Rinden oder Baumblättern, von Streifen Bambus, von Ananas-Strünken, die man zu Bast gemacht hat, verfertigt man Schiffsstricke, welche aber weder die Stärke noch die Festigkeit der hanfenen haben. Die Segel werden aus den Blättern eines Baumes von besonderer Art, der in Cochinchina wächst, gemacht; dies sind sehr starke Blätter, woraus man Fäden macht, welche man webt *). Diese Segel sind nicht schlecht, wir haben aber gesehen, daß sie dem Regen nicht widerstehen und daß sie, wenn sie nach der der Durchnässung nicht 24 Stunden getrocknet werden, unbrauchbar werden.

*) Die Segel bestehen in China aus Matten von Bambus, und in mehreren Theilen von Hindostan aus Blättern der Kokos-Palme. D. H.

fünf bis sechs Fuß langen Stücken von Bambus zusammengesetzt ist. Auf dieser Flöße ist ein einziger, bis auf einen Leibgürtel völlig nackter Mann. Sein ganzer Vorrath von Lebensmitteln besteht in einem Topfe, der, hermetisch zugemacht, seine Nahrung in sich schließt, und an dem Fahrzeuge befestigt ist. Zuweilen fügt es sich, daß die vom Segel und Ruder geleitete Flöße von den Wogen umgeworfen wird; aber der ins Meer geworfene Fischer hält sich an seine Flöße fest und steigt wieder heraus. Bei dieser Art von Schifffahrt kommen weniger Menschen um, als in den Barken.

Der Scharfsinn der Schiffer, große Stürme und Wasserhosen vorher zu sehen, ist auffallend. Sie merken sie 12, 15, ja wohl 24 Stunden zum voraus, und man wundert sich, mitten im ruhigen Wetter und ohne daß ein Wind bläset, eine Menge von Schiffen und Barken zu sehen, die sich theils aus dem Inneren der Flüsse, theils aus dem Meere in die Buchten begeben, wo sie bei großen Stürmen sicher sind; daher werden am gewöhnlichsten die Schiffbrüche durch plötzliche Windstöße verursacht, die nur einige Minuten dauern.

Es war eine Zeit, wo die Chinesen und mehrere Völker der indischen Halbinsel, vorzüglich die Cochinchinesen, eine ziemlich lebhafte Schifffahrt hatten, ob sie sich gleich wenig von der Küste entfernten; aber als die Europäer das Vorgebirge von Malakka umsegelt hatten, hielten sie sich für berechtigt, in den chinesischen Meeren alle Schiffe der Chinesen, Japaner, Siamenser, Malayen,

Tunkinesen, Cochinchinesen und Alles, was nicht europäisch war, wegzunehmen *). Die Portugiesen, Spanier und Holländer gaben das Beispiel zu diesen Räubereien, welchem die Engländer folgten, als sie unter der Königin Elisabeth in diese Meere drangen. Dadurch ist dort die asiatische Schiffahrt fast gänzlich zu Grunde gerichtet, und ob gleich heut zu Tage wieder hergestellt, ist sie doch auf einen ziemlich engen Raum beschränkt. Die Tunkinesen behelfen sich mit der Fahrt längs ihrer Küsten und die Cochinchinesen, obgleich etwas weniger beschränkt, dehnen sich auch nicht weit aus. Sie können sich nicht auf Reisen von weiter Entfernung wagen, weil sie, unwissend in der Geographie und Sternkunde, die Küste nicht lange aus den Augen verlieren dürfen, da sie weder die Höhe zu nehmen verstehen, noch auch wegen Unkenntniß der Deklination der Magnetnadel dies, bei ihnen lange vor den Europäern bekannte, Instrument gehörig zu benutzen wissen. Der Mangel an Kapitalien, an Kanälen und an Kenntniß in der Architektur läßt bis jetzt das schönste Bauholz, wovon die Waldungen strotzen, größtentheils umkommen. Nur in dem Baue der Barken, die zur Ueberfahrt der Reisenden über fließendes Wasser und überschwemmte Ebenen dienen, zeichnete sich der Tunkinese bisher aus. Diese, von Bambusholze verfertigten Barken, sind künstlich zusammengefügt, angenehm überfirnißt, können 12 bis 15 Personen fassen und sind dennoch so leicht, daß, wenn man, um einen Umweg zu vermeiden, über einen Fluß oder Kanal gehen will, oder über eine

*) Wahrscheinlich doch durch einen Krieg veranlaßt. D. H.

überschwemmte Ebene zu einer anderen, ein einziger Mensch sie auf seinem Kopfe tragen kann. Eine bloße Stange reicht zu, um sie mit Schnelligkeit fortzuschaffen, und wenn der Grund nicht erreicht werden kann, ist diese Stange so gut wie zwei Ruder.

Zum Transport der Kaufmannswaaren, sey es durch die innere Schifffahrt oder an den Küsten, müssen die Barken größer seyn und mehr Festigkeit haben; aber die Armuth nöthigt die meisten Schiffer, sie aus Bambus zu bauen, so wie die, welche für Reisende bestimmt sind; indeß können diese das Anstoßen an harte Körper nicht aushalten und werden leicht durchstoßen. Der obere Theil der Barke wird, um die Last der Waaren tragen zu können, mit Brettern von dichterem Holze ausgeschlagen; aber diese Vermehrung der Stärke giebt ihr weder große Festigkeit noch Dauer.

Bei dem Bau der Schiffe, die zur Seefahrt bestimmt sind, befolgt man in diesem Lande eine besondere Methode: die Bretter, woraus diese Barken zusammengesetzt sind, werden eins an das andere durch Rohr oder Ries anstatt der Nägel befestigt; hierdurch wird das Fahrzeug nicht nur biegsamer, sondern auch fähiger, den Meereswellen zu widerstehen.

Die großen Barken haben außer dem gewöhnlichen Ruder noch ein Hülfsruder von einer eigenen Form. Das gewöhnliche Ruder ist kurz und senkrecht angebracht. Das Hülfsruder ist länger und steht horizontal. Man giebt es dem andern zur Hülfe, wenn der Wind stark

ist, wodurch der Lauf beschleunigt wird. Bei grossen Stürmen braucht man beide zugleich.

Die Schiffe zur Küstenfahrt sind nicht so groß, als die chinesischen Sommes, haben aber noch deren alte Form. Die Unvollständigkeit ihres Zuschnitts verzögert ihren Lauf.

Seit einiger Zeit haben manche Tunkineser etwas von der Bauart des Seeschiffes, das von den Chinesen erfunden ist, angenommen. Dieses besteht darin, daß man Abtheilungen macht, wo die Theile der Ladung, die verschiedenen Eigenthümern gehören, verwahrt werden. Diese Abtheilungen werden von Brettern gemacht, die an das Fahrzeug befestigt und so kalfatert werden, daß sie kein Wasser eindringen lassen; daher dann das Schiff, wenn es woran stößt und eine Erschütterung bekömmt, nicht so leicht zertrümmert wird und wenn ein Leck entsteht, man leichter erkennen kann, wo das Wasser eindringt *).

Die Kriegsschiffe sind von zweierlei Arten, Galeeren und große Schiffe. Die Galeeren sind 50 bis 60 Fuß lang und von Brettern, die eben so lang sind, als das ganze Gebäude. Diese Galeeren haben zwei Ruderbänke und tragen 16 bis 20 Stück 6 bis 8 pfündige Kanonen.

*) Bereits vor einiger Zeit war selbst bei der englischen Marine die Rede davon, dergleichen Scheidungen oder Konkamerationen anzubringen. Ob es geschehen, weiß ich nicht.
D. H.

Die übrigen Schiffe sind größer, besser abgeschnitten und besser gebaut, als die chinesischen; man hat darin seit einigen Jahren eine vortheilhafte Verbesserung gemacht. Man hat die europäische Bauart bei den Schiffen angenommen, aber die Einrichtung der Masten und Segel ist unvollkommen geblieben. Es giebt viele Masten, die bloß aus einem einzigen Baume bestehen, welches sie lange nicht so fest macht, als wenn sie ordentliche Abtheilungen haben. Mastkörbe sind nicht gebräuchlich, woraus ein großes Hinderniß für die Handhabung des Tauwerks entsteht. Segelstangen werden an die Masten gemacht, aber nur mit ihren Enden und nicht in der Mitte. Die Segel sind ziemlich geschickt angebracht um den Wind aufzufangen; da sie aber aus Blättern, oder einer andern Materie verfertigt sind, die nicht so stark ist wie Hanf, so können sie auch dem Windstoße nicht so widerstehen; werden sie vom Regenwasser naß, so muß man Seewasser daran werfen, und auf welche Art sie auch durchnäßt sind, werden sie, wenn sie nicht in einer Zeit von ungefähr 24 Stunden getrocknet werden, unbrauchbar.

Das Beschlagen mit Kupfer, und andere Verbesserungen bei dem neuern Baue der Schiffe, sind hier zwar bekannt, aber noch nicht angewandt worden.

Zehntes Kapitel.

Künste und Manufakturen.

1) So wie das heutige Asien überhaupt, so steht auch besonders Tunkin, fast in allen Theilen der Kunst und des Maschinenwesens, wodurch wir die Geschenke der Natur entweder vervollkomnen oder ihre Gewinnung erleichtern, außerordentlich gegen Europa zurück. Weder die Luft noch auch das Feuer setzt bei dem Tunkineser irgend eine Mühle oder sonstige Maschine in Bewegung. Nur den Lauf des Wassers benutzt er, bauet daher Mühlen, die zur Bewässerung des Landes das Wasser bis zu einer Höhe von 40 bis 50 Fuß heben. Er macht auch Dämme und Brücken, die aber, wie wir gesehen haben, alle Regeln der Kunst entbehren. Er mahlt oder enthülset durch Handmühlen, die verschiedentlich nach den verschiedenen Verrichtungen oder nach den verschiedenen Arten des Korns gebildet sind. Zum Reiße sind die Mühlen von Holz und gar nicht eine runde Maschine, sondern eine Zusammensetzung kleiner Enden von Bambusholze einen Fuß lang und wie ein kleiner Finger dick, die fest mit einander verbunden sind. Diese Mühlen werden horizontal eine über die andere gestellt und der Reiß zwischen beide geschüttet;

nachher stößt man ihn, um ihn gänzlich von seiner Hülse zu befreien und weiß zu machen, in einem Mörser. Zu andern Arten des Mahlens werden Mühlen von verschiedenen Holzarten gebaut und die Gänge darin sind von Stein.

2) Unter den Künsten, die von betriebsamen Nationen geübt werden, giebt es manche, die der Tunkinese nicht kennt, manche, die er mit weniger Geschicklichkeit übt, doch auch manche worin er glücklich ist und sich sogar auszeichnet. Ueberhaupt zeigt er durch Wirkung des National-Charakters, der sich bei jeder Gelegenheit äußert, weniger Einbildungskraft, als Scharfsinn und Geschicklichkeit. Er ist mehr zur Nachahmung, als zur Erfindung aufgelegt und wenn er ein Muster vor sich hat, macht er es mit sehr gutem Erfolge nach.

In der Regel besorgt eine jede Familie ihre gewöhnlichen Bedürfnisse selbst. Man findet da keinen Bäcker, keinen Koch, keinen Perruckenmacher, noch andere Handwerker, die an gemeine Beschäftigungen für eine Wirthschaft besonders gebunden wären, die keine große Kunst erfordern, wenn sich nicht hiebei ein Hang zur Pracht mit einmischt; und diese häusliche Einrichtung kann man für klug halten *).

*) Sie bleibt indeß stets ein Beweis der geringen Kultur, auch findet sie daher in angehenden Staaten statt, selbst noch in einigen westlicheren Staaten von Nord-Amerika.

D. H.

Die Werkzeuge, welche sie gebrauchen, sind fast alle zu einfach, ohne Kraft und Regelmäßigkeit; aber sie bedienen sich ihrer mit einer vorzüglichen Geschicklichkeit und so, daß sie zuweilen eben so geschwind und ordentlich ihr Werk beendigen, als die europäischen Handwerker mit besseren Instrumenten.

In Handarbeiten, welche nur Gewandtheit fordern, nähern sie sich der Vollständigkeit und Feinheit der chinesischen Arbeit, doch immer ohne ihr zu gleichen; und zu dieser Art sind die besten Handwerker in Tunkin, Chinesen, die sich dort niedergelassen haben.

3) Der größte Theil ihrer Kunstwerke leidet durch die schlechte Beschaffenheit der Bestandtheile, die dazu genommen werden.

Von Rinden oder Baumblättern, von Streifen Bambus, von Ananas-Strünken, die man zu Bast gemacht hat, verfertigt man Schiffsstricke, welche aber weder die Stärke noch die Festigkeit der hanfenen haben. Die Segel werden aus den Blättern eines Baumes von besonderer Art, der in Cochinchina wächst, gemacht; dies sind sehr starke Blätter, woraus man Fäden macht, welche man webt *). Diese Segel sind nicht schlecht, wir haben aber gesehen, daß sie dem Regen nicht widerstehen und daß sie, wenn sie nach der der Durchnässung nicht 24 Stunden getrocknet werden, unbrauchbar werden.

*) Die Segel bestehen in China aus Matten von Bambus, und in mehreren Theilen von Hindostan aus Blättern der Kokos-Palme. D. H.

Man macht Papier, aus der Rinde eines gewissen Baums *) und sogar aus dem Holze jeder Art von zarten Bäumen, welche Mark haben. Man trennt die Loden oder jährigen Schößlinge in kleine Theile und läßt sie rösten; darauf wenn man sie hat trocken werden lassen und einige Zeit mit Kalk bedeckt hat, läßt man sie kochen und knetet sie zu einem Teig. Man mischt darunter einen Leim von Theilen, die aus einigen Gesträuchen gezogen sind. Man verbreitet diese Substanz auf Formen, die von sehr feinem Stahldrahte gemacht sind und giebt ihr ihre Vollkommenheit durch das Eintauchen in Alaunwasser. Dieses Papier ist dicker als das chinesische, aber nicht so gut als das europäische.

Aus Fett und Kienruß machen sie Dinte, welche der chinesischen gleich, aber schlechter ist. Anstatt der Federn gebraucht man zum Schreiben Pinsel von sehr feinen Katzenhaaren.

Aus dem Harze, das man aus einem, dem Talgbaume ähnlichen, Baume gewinnt und mit Erde vermischt, macht man Lichter und diese Erde dient nach einer gewissen Zubereitung zum Dochte.

4) Die Werke, welche nicht durch ihre Bestandtheile mangelhaft sind, sind es oft durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter. Das Metall schmelzt man sehr unvollkommen. Eisen wird noch am besten verarbeitet, doch alle Mal so, daß es keineswegs der Arbeit der Kleinschmidte in Teutschland, noch weniger in England gleich kömmt.

*) Wahrscheinlich einer Maulbeerart, wie in Japan und andern Theilen von Indien. D. H.

Man macht goldne und silberne Geräthe, aber ihre Form ist fern von der Nettigkeit der französischen Goldschmidt-Kunst. Das Vergolden und Verzieren mit Golde gelingt ihnen besser.

Die Schwerdtfeger sind ziemlich mittelmäßig und arbeiten nur auf Rechnung der Regierung.

Man gießt Flinten und Kanonen, aber nur von schlechter Art. Heut zu Tage ist beinahe die ganze Armee des Reichs mit Feuergewehren versehen, welche in Europa gemacht worden sind.

Obgleich der hiesige Salpeter sehr gut ist, so versteht man doch kein starkes Pulver daraus zu machen; dagegen braucht man ihn mit besserer Wirkung zu Kunstfeuern.

Zum Bauen vermischt man Zuckersatz mit Kalch, und hierdurch wird letzterer viel besser.

Aus Asche, von einem Gebirgsholze gezogen, verfertigt man weiße Fayence, fast so hart wie Stein, dennoch macht man kein Porzellain, obgleich der Grundstoff dazu vorhanden ist.

Es sind zwei Dörfer, wo man sich durch Verfertigung sehr dünner, und doch dauerhafter, irdener Geschirre auszeichnet. Man macht sie von jeder Größe und manche von solchem Umfange, daß sie bis auf 1000 Bouteillen fassen können *).

*) Also noch viel größer als die, wegen ihrer Größe so berühmten, Wasserkrüge von Japan. D. H.

Man firnißt ziemlich gut, aber nicht ohne Gefahr. Die Ausdünstung des Firnisses ist vor dem Austrocknen sehr ungesund, bläs't den Leib auf und macht, daß die Haut, besonders im Gesichte, aufspringt, wenn man nicht wenigstens große Behutsamkeit dagegen anwendet, oder wenn man nicht durch eilige Mittel den schlimmen Folgen zuvorkommt.

Man gärbt das Leder ziemlich schlecht, und im Ganzen nicht viel, weil es meistentheils gekocht gegessen wird.

Das Holz wird nicht übel bearbeitet. Es ist von vorzüglicher Güte, und die Zimmerleute, Tischler und Drechsler arbeiten nicht schlecht, stehen aber doch den europäischen nach.

Am weitesten bringt man es in Verfertigung der Zeuge. Diese hat man ausschließlich den Frauen überlassen, weil die Hände der Männer für die Geschäfte angewendet werden, welche Kraft erfordern. Das ist eine weise Einrichtung, die man in Europa nachmachen sollte. In diesem Lande werden die schönsten baumwollenen Zeuge verfertigt. Die sehr feinen arbeitet man nur in der Nacht, so wie auch nur dann die Baumwolle gesponnen wird, weil eine feuchte Witterung die Vollkommenheit der Arbeit begünstigt. Man hat in diesem Lande noch keines von den bewundernswürdigen mechanischen Werkzeugen eingeführt, welche in Europa diese Arbeit abkürzen. Man spinnt nur mit dem Rade, und dieses Spinnrad hat nur eine Rolle; aber die Langsamkeit der Arbeit wird durch die Vollkommenheit er-

setzt. Die baumwollenen Zeuge in Tunkin, welche die cochinchinesischen übertreffen, sind von einer solchen Feinheit und Schönheit, daß man sie den schönsten seidenen Zeugen vorzieht und auch theurer bezahlt; man versteht aber gar nicht diese Zeuge zu färben.

In Lac-tho ist die Kattun-Manufaktur die vorzüglichste, und fast die einzige; allein man arbeitet daselbst lange nicht so fein, als in Tunkin und Cochinchina. Die Mädchen, die sich allein mit dieser Fabrik beschäftigen, verkaufen ihre Arbeiten nicht, sondern verwahren sie als eine Zugabe zu ihrem Heirathsgute und versparen sie zur Kleidung ihrer künftigen Männer und Kinder.

Es giebt hier eine Baumrinde *), woraus man sehr leichte Zeuge verfertigt und die deswegen bei großer Hitze sehr beliebt sind.

Die Verfertigung seidener Zeuge ist in Tunkin und Cochinchina ganz vorzüglich, sie übertrifft noch die chinesische Arbeit. Der Atlas in Tunkin und der Taffet in Cochinchina sind schön, stark und dauerhaft; aber alle Zeuge sind schlicht und einfarbig. Man versteht weder Blumen einzuzeichnen, noch zu schattiren, die von einer andern Farbe, als der Grund des Zeuges, wären. In Lande Laos werden ebenfalls seidene Zeuge verfertigt; sie sind aber ziemlich schlecht gewebt.

Man fabrizirt keinen seidenen Sammt; und es ist nur ein Dorf, wo man eine Manufaktur von baum-

*) Wahrscheinlich von einer Maulbeerart, wie in Australien. D. H.

wollenem Sammt oder Plüsch findet. Da Niemand, selbst der Kaiser nicht, Strümpfe trägt, so ist es nicht nöthig zu bemerken, daß es keine Strumpfwebereien giebt.

Die Färberei ist in Cochinchina mittelmäßig, aber in Tunkin und vornehmlich in Laos sehr gut.

5) Zum Waschen giebt es hier keine Seife, sie wird durch die Rinde von einigen Bäumen und den Saft einiger Citronen, die man in Europa eben nicht kennt, ersetzt.

Leinwand von Hanf und Flachs wird hier nicht gemacht.

Die Verfertigung des Glases aus Sand ist ebenfalls unbekannt.

Es giebt weiter keine Taschenuhren, noch andere Uhren, als die man aus Europa bringt. Die gewöhnliche Abtheilung der Zeit beruht nur auf Wasseruhren, die unrichtiger gehen als die Sanduhren. Bei reichen Leuten sind solche Uhren bloß kupferne hohle Kugeln, mit einer kleinen Oeffnung, die man in Gefäßen voll Wasser schwimmen läßt; wenn von dem Einseigern dieses Wassers die Kugel angefüllt ist, so sinkt sie zu Boden; dies zeigt die Endigung einer Stunde an.

Bei dieser Beschreibung der Künste und Manufakturen nimmt Tsiampa gar keinen Platz ein, denn die Einwohner dieses Landes sind Wilde, denen jede Art von Kunstfleiß völlig fremd ist.

6) Es ist ziemlich gewöhnlich, daß sich ein ganzes Dorf auf einerlei Profession legt, ein Gebrauch, der

für die Vervollkommnung der Künste durch Zusammenstellung und Vergleichung des Verfahrens nützlich werden könnte, wenn sich nicht große Hindernisse bei dieser Vervollkommnung, in der abgeschmackten und tyrannischen Verwaltung des Staats fänden, die, sobald sich ein Künstler in seiner Profession auszeichnet, ihn gleich in Anspruch nimmt, und ihn nöthigt eine gewisse Zeit umsonst für den Dienst des Kaisers, oder für den Statthalter der Provinz, oder wohl gar für einen Mandarin zu arbeiten. Vor einigen Jahren waren Chinesen, die viel Geschicklichkeit in Verfertigung des Porzellans besaßen, nach Tunkin gekommen, um sich daselbst niederzulassen; als sie aber einige Zeit ihre Kunst geübt hatten, erzwang man von ihnen so viel Porzellan zum Geschenke oder als Tribut, daß ihre Fabrik sich nicht mehr erhalten konnte und sie genöthigt waren in ihr Vaterland zurückzukehren.

Eilftes Kapitel.

Von den schönen Künsten.

1) So verschieden auch der Geschmack unter den Völkern in Rücksicht der schönen Künste ist und so abhängig er auch von der eingeführten Meinung seyn mag, so giebt es doch einen ersten Grundbegriff von Uebereinstimmung und richtigem Verhältnisse. Man findet schon bei Thieren, daß die Mannichfaltigkeit dessen, was sie hören, auch mannichfaltige Eindrücke auf sie macht. Gegen falsch und übelklingende Töne bezeugen sie oft mit der größten Richtigkeit ihr Mißfallen und ihre Unbehaglichkeit.

Bei dem Menschen, auf den Regierung, Religion, Lebensweise und vor Allem das Klima so mächtig wirken, treten sicher in Ansehung des Geschmacks merkwürdige Veränderungen ein. Der Bewohner des hohen Norden muß bei seiner beschränkten äußeren Natur und stumpferen Sinnen minder eindrucksfähig seyn, als derjenige, der unter einem milden Himmel wohnt; und die Sklaverei eignet zu weit weniger Gefühlen, als die Freiheit. Hieraus läßt sich schon im voraus einigermaßen über die Tunkinesen urtheilen.

Musik.

2) Der Tunkinese hat ein vorzüglich richtiges Gehör; der geringste falsche Ton fällt ihm auf. Wenn bei einem öffentlichen Feste das gemeine versammelte Volk seine Freude durch Gesänge bezeugt, und einer von ihnen im falschen Tone singt, bemerkt man es gleich und gebietet ihm zu schweigen.

Doch verdient ihre Musik kaum den Namen der Kunst. Harmonie und Melodie schränken sich fast bloß auf die Richtigkeit der Töne ein. Zuweilen ist der Gesang etwas roh, ein ander Mal melancholisch, doch weniger ziehend, als der der Chinesen; die Kadenz ist lebhafter und besser ausgedrückt.

Die Vokalmusik wird nicht von Instrumenten begleitet, aber damit abgewechselt vermittelst einer kleinen Mandoline, die nur eine Saite hat, welche der Sänger anschlägt und deren Töne er nach dem Tone seiner Stimme einrichtet. Die Instrumental-Musik ist wegen der Unvollständigkeit der meisten Instrumente in großer Unvollkommenheit. Die Violine z. B. hat nur eine Saite. Die anderen vorzüglichen Instrumente sind die Querpfeife, die Hautbois, eine Art von Flöte traverse, die Cymbel, zwei Stücken Holz, die man gegen einander schlägt, die mit Schellen behängte Mohrentrommel, eine große Trommel, die man mit unsern Pauken vergleichen kann. Sie wird von zwei Männern auf den Schultern getragen und ein dritter schlägt darauf; aber dieses Instrument ist nicht sowohl zur Musik, als

vielmehr zum Zusammenrufen zum öffentlichen Dienst bestimmt, oder um einem reisenden Mandarin seine Ehrfurcht zu bezeugen und seine Ankunft anzukündigen.

Die sanften harmonischen Arien der Europäer machen kein Glück in Tunkin; je geräuschvoller die Musik, desto mehr gefällt sie, ein Beweis ihrer Unvollkommenheit *); und es hat für jetzt wenig Anschein, daß sie sich verbessern, weil sie gar nicht in Noten geschrieben und keiner Methode unterworfen ist. Ein jeder Sänger oder Spieler eines Instruments richtet sich nach seiner Idee und seinem Geschmack, ohne einige Zubereitung und folgt der Eingebung des Augenblicks.

Vortrag (Deklamation.)

3) Die Kunst einen guten Vortrag zu halten, eine Erhebung der Stimme, die das Mittel zwischen dem Gesange und der simpeln Sprache hält, muß auch zu den schönen Künsten gerechnet werden, als ein Mittel, den Ausdruck zu beleben. Der Vortrag der Tunkinesen ist, in Ansehung des Steigens und Fallens der Stimme, nur unvollkommen; auch zeigen sich wenige Gelegenheiten für diese Kunst. Vor Gerichte muß zwar Jeder seine Sache selbst vortragen und vertheidigen, wer aber

*) Die alten Indier hatten eine grosse Neigung zur Musik, wovon die Tunkinesen weit entfernt sind. Sie unterschieden 36 Arten von Melodie, wovon jede für eine Jahreszeit, für den Tag und für die Nacht, für die verschiedenen Stunden des Tages und der Nacht, für die Witterung, für verschiedene Umstände u. s. w., paßte. D. H.

da Beredtsamkeit anwenden wollte, würde in den Verdacht eines Verführers und Betrügers kommen.

In den Tempeln redet man zu den Göttern am meisten durch's Gebet. Es wird zwar gepredigt, aber auch ohne gesuchte Beredtsamkeit und Ausdruck in den Bewegungen; denn dieses würde man für unanständig und entheiligend halten. Das einzige Verdienst der Prediger bei ihrem Vortrage besteht in einer Miene, die von Sammlung des Geistes und von Hochachtung gegen die verkündigten Lehrsätze zeugt, in einer tönenden und salbungsvollen Stimme und in einer deutlichen und ernsten Aussprache, die den Worten Nachdruck giebt.

Die Tunkinesen maßen sich an, die besten Schauspieler in Indien zu haben. Wie auch immer ihre Talente seyn mögen, so ist doch der Gebrauch, den sie davon machen, nicht regelmäßig eingerichtet; denn oft singen sie das, was durch die Rede mehr Kraft und Wahrheit gewinnen würde, und in komischen Stücken ist die Gebärdensprache vielmehr seltsam, als angenehm.

Malerei, Kupferstecherkunst und Bildhauerkunst.

4) Das Zeichnen, die Seele der Malerei, ohne welches sie nur eine falsche Kopie der Natur und ein unnützes Ausmalen seyn kann, leitet die tunkinesischen Pinsel nicht. Man hat keinen Begriff von der Perspektive und man malt alle Gegenstände, als wenn sie allein gestellt wären, ohne ihnen das Verhältniß zu geben, worin sie die Entfernungen erscheinen lassen. Alle

Gemälde entbehren Ordnung und Uebereinstimmung; die Figuren haben weder Richtigkeit, noch Feinheit, noch Leben; das Kolorit ist lebhaft genug, aber ohne Schattirungen. Man macht so wenig Gebrauch von den Schatten, als von dem Helldunkeln. Einzelne Dinge werden mit großer Genauigkeit vorgestellt, und mit einer auffallenden Geduld bearbeitet; aber dieß Verdienst ist für das Ganze nur gering.

Der Theil der Malerei von dem reellsten Nutzen für die Societät, nämlich das Aufnehmen von Rissen ist durchaus unbekannt, und vielleicht ist in diesem Lande nicht ein einziger Mensch im Stande, mit Genauigkeit die Ausdehnung, Richtung und Biegungen der Ebenen, Berge und Küsten aufzuzeichnen.

In den Werken für das Angenehme, in den Möbeln, wird der Geschmack durch Pracht ersetzt, den Werth einer edlen Simplizität fühlt man gar nicht.

Das Kupferstechen ist völlig unbekannt. Das Graviren braucht man nur zu Petschaften.

In allen Staaten des Kaisers ist nur die einzige Provinz Xu-than, wo man in Stein hauet, weil sich daselbst ein harter Stein findet, der dem Marmor nahe kommt. In dieser Provinz haben sich einige Familien dieser Kunst gewidmet und stellen Thiere ziemlich gut, aber Menschengestalten sehr schlecht vor. In andern Provinzen arbeitet man ziemlich gut in Holz; man meißelt und hauet es mit Geschicklichkeit. Man hat auch sehr hartes und passendes Holz zur Bildhauerkunst.

Obgleich nun das Land Thiere von der schönsten Art darbietet, giebt man doch der Abbildung ungestalteter, fabelhafter, oft ungeheuerer Thiere und welchen die Einbildung manche abergläubische Eigenschaften beilegt, den Vorzug *).

Der Tanz.

Der bei fast allen Völkern beliebte Tanz kann nur bei gebildeten Völkern unter die schönen Künste gerechnet werden. Der Tanz in Tunkin nähert sich mehr dem Tanze wilder Völker, der fast immer in angestrengten Bewegungen und unregelmäßigen Sprüngen besteht. Er ist nicht, wie bei einigen nordamerikanischen Völkern, eine stark ausgedrückte Vorstellung des Kriegs und der Schlachten; noch wie bei manchen afrikanischen Nationen eine zügellose Abbildung der Vereinigung der Geschlechter. Der Tanz ist gemäßigt und anständig, und nicht ohne einige Annehmlichkeit; indessen fällt er doch ins Seltsame, weil die Arme mehr als die Füße dabei bewegt werden. Die Kunst besteht weniger darin, sich von der Erde zu einer großen Höhe zu erheben und dem Körper angenehme Stellungen zu geben, als den Kopf gerade in einem richtigen Gleichgewichte und fast unbeweglich, bei der Bewegung der andern Theile des Leibes, zu halten.

Eines von den Meisterstücken bei diesem Tanze ist eine brennende Lampe in einem mit Oel angefüllten Gefäße auf dem Kopfe zu tragen, ohne etwas auszugie-

*) Gerade wie in China. D. H.

hen und ohne daß das Licht hin und her flackere. Dieser Tanz hat noch einen andern, nicht zu entschuldigenden Fehler, daß immer Männer und Frauen jede allein tanzen; also ohne die Verhältnisse der Geschlechter gegen einander vorzustellen und ein auffallendes Gemisch von Annehmlichkeiten darzubieten, die jedem von ihnen eigen sind. So verliert der Tanz das, was am meisten gefällt und hat gar keine Absicht.

In diesem Lande ist Tanzen ein Gewerbe. Man tanzt nur bei dem Schauspiele; es ist die Vorstellung von einer kraftvollen, geschmeidigen, geschickten und angenehmen Wendung; man tanzt aber nicht zu seinem Vergnügen. Es giebt da keine gesellschaftliche Bälle. Der europäische Tanz, vornämlich der, wo man springt und sich in die Luft hebt, erscheint hier als eine Bewegung ohne Absicht, als eine lächerliche und unsinnige Anstrengung.

Baukunst.

An schicklichen Materialien zum Bauen fehlt es nicht. Man hat schöne Steine, die beinahe die Dichtigkeit und Politur des Marmors haben, sehr gute Erde zum Ziegelbrennen, und vorzüglich schönes Holz. Die Nation besitzt Kunstfleiß und besondere Geschicklichkeit; indessen ist doch die Baukunst sehr mangelhaft, man kennt nicht einmal die ersten Grundsätze; übrigens legen die Beschaffenheit und Verordnungen der Polizei der regelmäßigen, gefälligen und prächtigen Aufführung von Gebäuden große Hindernisse in den Weg. In einigen Gegenden nöthigt die Feuchtigkeit zwischen dem Unter-

geschosse und dem Erdboden einen Raum zu lassen. Dem gemeinen Manne ist es nicht erlaubt seine Häuser von Stein, noch mit mehreren Stockwerken zu bauen; und zu großen Gebäuden, Pagoden und Pallästen braucht man oft auch nur Holz, damit sie, wenn sie bei dem Angriff der Orkane nachgeben, gegen das Einstürzen gesichert sind und leichter gestützt werden können. Mehrere von diesen großen Gebäuden haben nur ihre Grundmauern von Stein oder Backsteinen; das Uebrige ist von Holz. Unregelmäßig, doch mit einiger Symmetrie, haben sie das Ansehen von einem Haufen großer und unförmlicher Gebäude, die doch bei ihrer Unordnung einigen Schein von Pracht haben und von der Größe des Besitzers zeugen.

Die Städte, woselbst sich die besten Gebäude befinden, sind: die Hauptstadt Bac-kinh und Phu-xuam, die Hauptstadt in Cochinchina. Diese letztere, wo der Kaiser residirt, ist nur eine Festung, der Sitz des Fürsten, seiner Familie und seiner Garden. Die Hofleute und das Volk bewohnen die Vorstädte. Der kaiserliche Pallast in dieser Stadt ist jetzt das schönste Gebäude des ganzen Reichs; nachdem der Pallast der Könige von Tunkin beschädigt und zum Theil bei den bürgerlichen Kriegen verwüstet worden ist; indessen bieten die Ruinen noch Spuren von einer großen Pracht dar. Dieser Pallast, der viele und große Gebäude und sehr weitläuftige Gärten enthielt, hatte einen Umfang von 2 bis 3 Stunden, war mit Mauern eingeschlossen, durch welche 4 Thore führten, deren jedes nach

einer Hauptgegend des Himmels gieng und davon den Namen führte. Zu dem Inneren des Pallastes gelangte man nur erst, wenn man über mehrere Höfe gegangen war. In einigen befanden sich die Kasernen für die Garden, in den anderen die Ställe für die Elephanten und Pferde. Das Hauptgebäude war viereckt, eine Form, welche die Wohnung des Souveräns auszeichnet; in den Vorplatz gieng man über Stufen von Marmor. Das Gebäude bestand aus zwei Stockwerken, aus weiten Sälen und einer grossen Menge Säulen, an welchen allen man viel Gold verschwendet hatte. Die Zierathen waren aber seltsam und plump, die Bildhauerarbeit ohne Gefälligkeit, die Figuren widrig, und das Gold ohne gehörige Einsicht angebracht. Die einzigen Zierathen, die noch einiges Lob verdienen, waren die Säulen von Eisenholz, welches hart, dicht und dunkelbraun ist, das man für desto schöner hält, je mehr es ins Schwarze fällt. Es hat, wie der Marmor, Adern, die man sichtbarer macht, wenn man sie mit trocknen Blättern vom Bananasbaume reibt; dieses giebt ihm eine Politur und Glanz, der dem schönsten Firniß, beinahe dem Glanze des Glases gleicht. Da diese Säulen das Licht zurückwerfen, erwecken sie eine Idee von den kristallenen und diamantenen Pallästen der Feenschlösser; aber sie sind colossalisch und ohne einige Proportion. Diejenigen, welche sich an dem Thore des Pallastes befinden, haben zuweilen eine Höhe von 40 Fuß; ihr Umfang ist unten 5 Fuß und nimmt plötzlich ab, so wie sich die Säule erhebt. Sie haben kein Fußgestell. Die Säule ruht auf einem Quadersteine, der in die Erde ge-

man für das Auge das richtige Verhältniß gegen das Riesenmäßige und die Zierlichkeit gegen großen Aufwand vertauscht. Uebereinstimmung, Annehmlichkeit und eine edle Simplizität kennt man nicht; indessen giebt es doch unter diesen Dingen von seltsamem Geschmack einige, die nicht alles Angenehme entbehren.

Zwölftes Kapitel.

Handel.

---

a) Innerer Handel.

1) Die Mannichfaltigkeit der Produkte des Landes und des Kunstfleißes in den verschiedenen Staaten des Kaisers, in den verschiedenen Provinzen dieser Staaten, in den Gebirgen und Ebenen, in dem Inneren der Länder und an den Küsten befördert und nöthigt zu Austauschungen, die aber weder sehr ausgedehnt, noch sehr thätig sind. Es ist fast in allen civilisirten Ländern ein ordentlicher Tauschhandel zwischen den Städten und dem Lande, der darin besteht, daß das Land die Bewohner der Städte nährt, und diese wieder die Landleute bekleiden und ihnen die Werkzeuge zur Arbeit verfertigen: aber diese Art des Verhältnisses ist bei den Einwohnern von Tunkin nicht eingeführt. Die Dörfer enthalten große Gesellschaften von Menschen und vereinigen den Ackerbau, den Fischfang, und die Werke der Künste mit einander; dagegen verkaufen die Städte, die fast bloß von reichen Leuten und Mandarinen, die von dem Staate besoldet werden, bewohnt sind, beinahe nichts, und bezahlen ihre Bedürfnisse mit baarem

Gelde. In den großen Städten werden die zu ihrer Verproviantirung bestimmten Märkte mit großer Ordnung gehalten. In der Hauptstadt von Tunkin, Bac=kinh ist ein Quartier der Stadt zur Auslage der eingeführten Lebensmittel und Kaufmannswaaren bestimmt, und ein jedes von den umliegenden Dörfern, das zu dieser Verproviantirung beiträgt, hat eine ihm besonders angewiesene Straße. Zwischen den Dörfern, die mit verschiedenen Lebensmitteln versehen sind, in dem Innern der Länder und an der Küste, wo Landbauer oder Fischer wohnen, herrscht der Tauschhandel. Es findet dergleichen zwischen den Bewohnern eines und eben desselben Dorfes nach den Gewerben, die sie treiben, Statt.

2) Indessen ist es nicht selten, daß die Zirkulation zwischen weit von einander entfernten Gegenden durch Gebirge, Wüsten und Länder, die wilden Thieren zum Aufenthalte dienen, unterbrochen wird. Das obere und untere Cochinchina werden durch eine Kette von Bergen getrennt, wovon manche nicht zu übersteigen sind. Die Einwohner von Lac=tho können nur nach Tunkin, nach einer Reise von mehrerern Tagen durch unbewohnte Länder, kommen.

Durch die innerlichen und blutigen Kriege, welche viele Jahre hindurch diese Länder verwüstet haben, sind daselbst fast alle Handlungs=Verhältnisse vernichtet, und nur die unumgänglichsten blieben fortdaurend. Aber seit der Wiederherstellung des Friedens, haben auch die

übrigen wieder Fortgang gewonnen, und nach der Vereinigung mehrer Staaten unter die Herrschaft eines Souverains hat sich der Kreis der Verhältnisse gegen einander erweitert, und die kleineren Reiche werden nun aufgefordert, die Vortheile eines großen Staats zu genießen, wo ein jeder Theil in den Beschwerden, die er aussteht, sich des Beistandes der andern versichern kann.

3) Die vornehmsten Gegenstände des inneren Handels sind an Eßwaaren der Reiß, als die vorzüglichste Speise; ferner Baumfrüchte, Fisch, Fett von Fischen, das die Stelle der Butter vertritt, Areka-Nüsse, Arak, Salz, Oel, roher Zucker und Zimmet; an Kaufmanns-Waaren: Baumwolle, Flockseide in Garn oder zu Zeugen verarbeitet; bemaltes oder Schreib-Papier, Wachs, Firniß, Gefäße von Fayence und Eisen, Bambus und Eisenholz; an lebenden Thieren: Elephanten, Büffel, Rindvieh, Schweine, Enten u. s. w.

Auch die dürftigsten Provinzen nehmen an diesem Handel Theil. Laos bringt nach Tunkin, Elephanten, Elfenbein, Wachs, eine große Menge Bambus und einige baumwollene Zeuge; Lac-tho, Büffel und unverarbeitete Baumwolle. Diese Länder ziehen von dort her Salz, Fischfett und einige Sachen von Seide. Doch sind die Bewohner einiger Theile von Laos mit jeder Art von Handel gänzlich unbekannt, ja sie sind nichts als herumirrende Horden. Sie bauen kein Land, nähren sich von den von selbst hervorgewachsenen Pro-

duften der Erde, und kennen keine andere Industrie, als welche die dringendsten Bedürfnisse zur Nothwendigkeit machen; sie suchen bei ihren Nachbaren nichts und haben ihnen auch nichts zu geben. Dieß ist auch der Fall mit den Bewohnern von Tsiampa, sowohl wegen ihres Hanges zu einer wilden Lebensart, als auch bei der topographischen Trennung von den andern Ländern.

4) Man hat noch keinen Versuch gemacht, Landstraßen durch die Wüsten und Gebirge anzulegen; entweder weil die regierenden Fürsten in den Ländern, deren Gränzen sie bestimmten, aus kluger Furchtsamkeit gewollt haben, daß diese Hindernisse gegen die Näherung des Fremdlings blieben, oder daß sie die Wichtigkeit der Erleichterung des Handels nicht eingesehen, oder die Kunst, die Hindernisse, welche die Natur entgegenstellt, zu besiegen nicht verstand. Oft findet man in den Ebenen nur kleine Fußsteige, welche etwa für zwei bis drei Menschen neben einander hinreichen; da aber in diesen Ländern, entweder wegen öffentlicher Verordnungen oder aus Gewohnheit wenige Personen sind, welche zu Pferde, oder auf Elephanten oder in Palankins reisen, so ist an der Breite der Wege nicht so viel gelegen, als in andern Ländern. Uebrigens geschehen die meisten Reisen und fast alle Transporte der Waaren zu Wasser.

Seit der Beendigung der Feindseligkeiten und des Mißtrauens, ist kein Grund mehr da, solche Trennungen fortdauern zu lassen, und man kann hoffen, daß das

die Verbindungen offen seyn werden. Eine große Straße führt schon von Bac-kinh, der Hauptstadt in Tunkin nach Phu-Xuam, der Hauptstadt in Ober-Cochinchina und dem gewöhnlichen Aufenthalte des Kaisers; eine eben so schöne Straße als die Straßen in den europäischen Ländern, wo man viele Sorgfalt daurauf wendet. Sie mag wohl 100 teutsche Meilen lang seyn. Die Erde ist weder fest gestampft, noch mit Kieselsteinen gepflastert, aber an den Oertern, wo sie nicht dicht genug ist, bringt man einen Haufen Kieselsteine hinein, oder macht Befestigungen von Holz. Das Uebrige ist bloß gewölbt, so, daß das Wasser ablaufen kann. Die Breite dieser Straße beträgt ungefähr 100 Fuß. Sie ist mit Gräben eingeschlossen und an den Feldseiten mit Fruchtbäumen bepflanzt, die eine Zuflucht wider die Sonnenhitze und Erfrischungen darbieten, deren sich der Reisende nach Belieben bedienen kann. Leider haben Menschen und Thiere viele von diesen Bäumen zu Grunde gerichtet.

Manche andere, nicht so breite und nicht so prächtig eingerichtete Wege führen von einem Distrikt zum andern. Sie bestehen meistentheils aus Dämmen, die zum Schutz gegen die Ueberschwemmungen gemacht sind; es geschieht aber oft, daß diese schlecht angelegten Dämme durchbrochen werden, und alsdann schaden sie mehr, als sie nützen, weil sie den Strom des Wassers aufhalten, wodurch die Früchte des Landes vernichtet, ungesunde Ausdünstungen verursacht und zugleich aller gegenseitiger Verkehr unterbrochen wird.

Auch werden die Wege durch eine große Anzahl von Flüssen und Kanälen gehemmt, worüber man bald auf schlecht gebaueten Brücken, bald in Kähnen gehen muß.

5) Ein leichter, geschwinderer und weniger kostbarer Verkehr, dessen man sich auch aus diesen Gründen vorzüglich bedient, wird durch die größeren und kleineren Flüsse und durch die überschwemmten Ebenen geöffnet; um desto mehr, da der Meerbusen, der in das Innere von Tunkin und Cochinchina dringt, zwischen beiden Küsten eine schnellere Gemeinschaft, als auf süßen Wassern, verschafft. Man hat einige Kanäle angelegt, die sich aber nicht weit erstrecken, und es fehlt noch viel, daß sie eine Vergleichung mit den köstlichen Werken in China aushalten, wo ein Kanal 300 teutsche Meilen lang ist.

6) Die schriftliche Korrespondenz, eins von den vornehmsten Hülfsmitteln des Handels, ist ohne Leben, weil es keine Briefposten giebt, weil man bei jeder Angelegenheit und um jeden Befehl zu überbringen, einen besondern Boten schicken muß. Vielleicht weigert sich der Despotismus diese Korrespondenz zu erleichtern, aus Furcht, es möchten Konföderationen entstehen, und gefährliche Verhältnisse gründen. So hat man auch keine Post zum Fortkommen der Reisenden; doch ist in dieser Absicht die Unbequemlichkeit nicht sehr groß, weil man allenthalben Barken zum Miethen findet, und auf diese Weise geschehen fast alle Reisen und Transporte.

7) Von den gewöhnlichen Maßen in Tunkin können wir keine ausführliche Nachricht geben; doch theile ich hier eine ungefähre Beschreibung mit. Bei dem Maße nach Linien ist der Zoll etwas größer als in Frankreich; die Elle hat 10 Zoll und macht so viel aus als 13 bis 14 französische Zoll; ein Klafter hat 5 Ellen, und beträgt etwas weniger als 6 französische Fuß. Ein Morgen Land ist nach dem Maße der Regierung, das zur Vertheilung der Abgaben dient, ein Viereck, dessen Seiten 30 Klafter ausmachen. Dieses giebt eine Oberfläche, die beinahe dem kleinen französischen Morgen gleich kommt, der 32,400 Quadratfuß enthält. Unabhängig von diesem Hauptmaße hat jede Gemeinheit das ihrige, welches fast immer größer als das Maß der Regierung ist, damit, wenn die Regierung sich in der Schätzung der Größe der Oberfläche auf das gemeine Maß bezieht, die Abgabe erleichtert werde.

Unter den Maßen für trockne Dinge, ist das gewöhnlichste eine Schale, womit auf den Märkten der Reiß im Kleinen ausgemessen wird. Dieses Maß ist rund und unten platt, hat einen Durchmesser von 5 Zoll und die Höhe von 1 Zoll. Die Kaufleute, welche den gestampften und von seiner Schale befreieten Reiß im Großen verkaufen, bedienen sich eines Scheffels, der bald größer, bald kleiner in den Provinzen ist, und gewöhnlich ungefähr 50 Schalen enthält. Für flüssige Dinge hat man kein bestimmtes Maß. Der Arak wird in Bouteillen von Fayence, und der noch nicht raffi-

nirte Zucker in irdenen Töpfen verkauft, deren Größe sich nach dem Belieben des Verkäufers richtet.

Die Gewichtsmaße theilen sich in Zehentheile. Das Pfund, Nen genannt, enthält 10 Lang oder Unzen, das Lang 10 Phan und das Phan 10 Phut, welches der tausendste Theil eines Pfundes und das allerkleinste Gewicht ist.

Das Pfund enthält mehr oder weniger Unzen, und richtet sich nach den verschiedenen Arten von Waaren. Zu köstlichen Metallen besteht es nur aus 10 Unzen und 1 Thaler macht sieben Zehentheile einer Unze aus. Bei Eßwaaren hat das Pfund 16 und bei Apothekerwaaren 20 Unzen.

Solche Maße und Gewichte werden von der Polizei bestimmt; aber auf ihre Beobachtung wird nicht genau geachtet; und da Waage und Maß nicht gestämpelt sind, so haben oft Verkäufer und Käufer verschiedene Waagen, nach welchen sich jeder bei dem geforderten und gebotenen Preise richtet.

Man hat drei Arten von Münzen, von Gold, von Silber und von Erz. Die geringste Münze besteht in einem Stücke von Erz, das rund, mitten durchbohrt und auf einer Seite mit dem Namen des Regenten bezeichnet ist. An Gewicht hat sie fast eben so viel als ein Liard in Frankreich und einen noch einmal so großen Umfang; ihr Werth ist beinahe der 1200ste Theil eines Piasters. Dieses Stück heißt Doungtien, so viel man nämlich den tunkinesischen Ausdruck mit diesen

Buchstaben bezeichnen kann. Die Europäer nennen sie Sapée oder Sapeque. Eine aus 600 Sapequen bestehende und zusammengebundene Summe ist im Handel im Umlaufe und heißt auf Tunkinesisch Quantien. Die Europäer nennen sie Beutel. Auf Reisen führt ein Mensch 20 bis 25 Beutel mit sich, wovon einer nur zu einem halben Piaster geschätzt wird, weil das Erz nur geringen Werth hat.

Die Silbermünze ist eine Stange von diesem geschmolzenen, breitgeschlagenen und ungefähr vier Zoll langen Metall, das an beiden Enden mit 2 Buchstaben bezeichnet ist, die den Münzfuß des Stücks und den Ort anzeigen, wo es geprägt ist. Man schätzt es zu 14 Piasters. Die goldne Münze besteht aus einer Stange von gleicher Form und gleichem Gewicht wie die silberne. Das Verhältniß des Werthes des Goldes zu dem Werthe des Silbers ist geringer als in Europa und leidet auch Veränderung. Es hat Zeiten gegeben, wo es sich verhielt wie 14 zu 1; zu andern Zeiten nur wie 10 zu 1.

Die Münzen von Gold und Silber sind Kaufmannswaaren und leiden große Veränderungen von einem Orte zum andern, von einem Tage zum andern. Manchmal verändert sich auf einem Markte der Werth um ein Quart mehr oder weniger. Wenn man auf Reisen leicht fortzubringende Münze nöthig, oder auch wenn man eine große Summe zu bezahlen hat, so gewinnen die Gold- und Silber-Münzen; wenn

man dagegen nur Eßwaaren im Kleinen kaufen muß, wie in theuren Zeiten, so verlieren die Gold- und Silber-Münzen. Die Silberstange gilt gewöhnlich 28 Beutel. Man hat binnen 20 Jahren gesehen, daß sie nicht mehr als 20, und zu andern Zeiten, daß sie 45 gegolten hat. Es war einst eine Zeit der Theurung, wo diese Stange nur den Werth von 17 Beuteln hatte. Im Jahr 1808 galt der Piaster nur einen Beutel und 3 Zehentheile.

Es geht eine große Menge geprägter Münzen verloren, weil die Mandarinen und andere reiche Leute, um sie gegen die Diebe, gegen die Gewaltthätigkeiten in bürgerlichen Kriegen und gegen die Raubsucht mancher ihrer Vorgesetzten zu sichern, sie vergraben und ihr Geheimniß weder ihren Frauen noch Kindern anvertrauen. Oft untersuchen die Erben bei dem Tode reicher Leute den Boden des Gartens mit langen eisernen Spießen; es glückt ihnen aber nicht immer, die verborgenen Schätze zu entdecken. Zuweilen findet man diese Schätze unvermuthet, wenn man einen Baum mit der Wurzel ausgräbt oder die Erde aus einer andern Absicht umarbeitet.

Einige Länder, welche die Oberherrschaft des Kaisers von Tunkin anerkennen, deren Bewohner aber noch sehr verwildert sind, brauchen gar keine Münzen. Die Einwohner von Lac-tho haben keine andere, als die sie aus Tunkin bekommen, und brauchen sie auch nur, wenn sie daselbst etwas kaufen. In dem Inneren des Landes treibt man den Tauschhandel; man bestimmt den Handelspreis nach Büffeln, und diese ersetzen die Münze.

So haben bei dem ersten Anfang einiger amerikanischen Kolonieen Lebensmittel, Zucker oder Kakao die Stelle der Münze vertreten. Auch Laos läßt keine Münzsorten zu; in einigen Gegenden dieses Landes werden diese Sorten durch Muscheln ersetzt, ein Gebrauch, der bei mehr als einem wilden Volke eingeführt ist.

9) In den wenigen Handlungs-Verhältnissen, welche die Bewohner von Lac-tho und Laos haben, und die fast bloß in einigen Austauschungen mit Tunkin und Cochinchina bestehen, beweisen sie große Ehrlichkeit; und wenn einiger Betrug bei diesem Tauschhandel vorgeht, so kommt er immer von den Tunkinesern und Cochinchinesern, die dessen ungeachtet den Ruf für sich haben, daß sie zu den Nationen in Asien gehören, welche am wenigsten betriegen. Man kann ihnen auch nicht ein Mal die Betrügereien vorwerfen, die man in China treibt, wo fast alle Kaufleute zwei Waagen führen, eine zum Verkaufen, die andere zum Kaufen. Daher hat man in den Staaten des Kaisers von Tunkin ein großes Mißtrauen gegen die chinesischen Kaufleute, die sich dort niederlassen wollen; und unerachtet dieses Mißtrauens, sind sie so schlau und thätig, daß sie ihr Glück eher machen, als die Kauf- und Handelsleute im Lande.

10) Der Handel wird bloß im Kleinen getrieben. In dem ganzen Reiche des Kaisers von Tunkin ist nicht ein Kaufmann, der große Spekulationen macht, noch machen könnte. Die Kaufleute sind zugleich Be-

fehlshaber von Schiffen, und es giebt ihrer wenige, die mehr als zwei große Barken oder kleine Schiffe eigen besitzen.

11) Der Kredit könnte die Unzulänglichkeit der Kapitalien ersetzen; aber dieser Kredit ist sehr gering, und da die Zinsen vom Gelde sehr hoch sind, so verschlingen sie den Nutzen des Handels. Wenige Kapitalisten haben große Summen, worüber sie schalten können; wenige Kaufleute können den Gläubigern sichere Hypotheken geben. Man hat für die Geldzinsen gar keine festgesetzte Taxe, und bei dem gewöhnlichen Unterbringen steigen, so wie in Indostan, die Zinsen auf zwei und ein halb monatlich fürs Hundert; eine ungeheure Taxe, die aber mit der überein kommt, die sich in einem großen Theile Indiens befindet, wo drei Arten von Zinsen Kours haben: eine, die für eine große Uneigennützigkeit gehalten wird, wo man monatlich eins für Hundert bezahlt, eine andere, wo man zwei für Hundert, die für mäßig gehalten wird, und eine dritte, die für Sünde oder sehr habsüchtig gehalten wird, wo man vier für Hundert monatlich bezahlt.

Jede Anleihe muß durch eine Akte bestätigt werden, und es ist eine weise Einrichtung, daß man den schriftlichen Beweis dem mündlichen vorzieht; aber es muß in dieser Akte die ausgemachte Zinse genau angegeben werden, wenn nicht der Gläubiger sein Kapital gar verliert. Das ist eine Einrichtung, wovon es schwer hält einen gerechten Grund zu finden, weil es

gar keine Zinsentaxe giebt, die durch ein Gesetz verboten sey.

Die Kapitalisten und Geldverleiher sind die einzige Klasse des Volks, die reich ist; sie verheimlichen aber den Werth ihrer Güter aus Furcht, daß ihr Reichthum sie den Verfolgungen der Mandarinen aussetze. Indessen müssen diese Verfolgungen nicht sehr gewöhnlich oder nicht zu einem hohen Grade des Mißbrauchs gestiegen seyn, weil sie eine große Menge von Chinesen nicht abgehalten haben, sich in Tunkin, Cochinchina und Laos niederzulassen, und daselbst ihr Glück durch den Handel zu machen.

b) Auswärtiger Handel.

1) Die inneren Reichthümer, die Tunkin besitzt, ihre Vortrefflichkeit, ihr Ueberfluß und die Lage dieses Landes fordern es zu einem ausgebreiteten Handel mit den andern Völkern auf; es überläßt sich aber demselben nicht von selbst, und nur selten durch Dazwischenkunft der Fremden. Vor dem 16ten Jahrhundert sahe man die tunkinesische Flagge mit einigem Glücke in den chinesischen Meeren wehen; aber gegen das Ende dieses Jahrhunderts haben die Europäer, die in diese Gegenden gedrungen waren, durch ihre Seeräubereien die ganze asiatische Marine zu Grunde gerichtet. Zwar hat sie sich wieder gehoben; aber die tunkinesische schränkt sich dennoch nur auf die Fahrt an den Küsten der Staaten ein, die dem Kaiser von Tunkin unterwor-

-sen sind, und den Tunkinesern ist es verboten, diese Gränzen zu überschreiten.

Cochinchina wird durch seine Häfen und Rheden noch mehr als Tunkin zum auswärtigen Handel aufgemuntert; man kann aber nicht mit Gewißheit sagen, welche Ausdehnung ihm die Regierung erlaubt.

2) Im 17ten Jahrhundert wurden die Europäer in den Häfen von Tunkin zugelassen. Die Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen hatten dort Niederlassungen; haben sie aber zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Ursachen verloren: die Portugiesen, weil sie im Verdachte waren, daß sie Cochinchina in dem Kriege mit Tunkin unterstützt hätten; die Holländer, weil sie beschuldigt worden sind, einen Aufruhr erregt zu haben; die Engländer, weil einer ihrer Schiffskapitäne, der das Zollamt in Ansehung der Abgaben betrogen hatte, sich mit bewaffneter Hand den Bemühungen zur Erhebung derselben widersetzt hat. Was den Handel der Franzosen betrifft, so ist er von selbst gefallen. Man sieht noch die Komptoirs, welche diese Nationen hatten, vorzüglich das Holländische zu Bac-Kinh.

Verschiedene Hemmungen dieses Handels haben nur eine Zeitlang gedauert, und die Häfen von Tunkin, die den Engländern 1730 verschlossen wurden, sind ihnen 1742 wieder geöffnet worden; aber nach mehrern Abwechselungen von Zulassen und Verschließen haben

die Besorgnisse der Regierung und die Verdrießlichkeiten, wodurch sie beunruhigt worden, sie vermocht, die Ausschließung vorzuziehen; und die europäischen Schiffe werden zu Handelsverhältnissen nur so zugelassen, daß sie in einer gewissen Entfernung von den Küsten bleiben. Die Chinesen behandelt man günstiger; sie können die tunkinesischen Flüsse herauffahren, bis zu einer gewissen Entfernung, aber ohne eine Niederlassung im Lande zu haben. In der Folge sind die Chinesen und die zu Makao wohnhaften Portugiesen zum Genusse gleicher Vorrechte gekommen.

Cochinchina hat fast zu allen Zeiten einen weit ausgedehnteren Verkehr mit Fremden gehabt, als Tunkin. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts besuchten sehr viele chinesische und europäische Schiffe die schöne Bai von Turon, und trieben daselbst einen ziemlich beträchtlichen Handel; aber seit den bürgerlichen Kriegen, die in Cochinchina vorgefallen sind, und dem abwechselnden Triumph verschiedener Parteien, haben die Fremden dort keine Sicherheit mehr gefunden, und kein beständiges Verkehr gehabt. Im Jahr 1778 beschlossen die Engländer, als Herren eines Theils von Indien, einen ordentlichen Handel mit Cochinchina zu errichten. Sie machten in dieser Absicht Versuche, die aber gar nicht gelangen. Als der König dieses Landes im Jahr 1787 aus seinen Staaten vertrieben war, faßte er den Entschluß, sich mit Frankreichs Hülfe wieder darin festzusetzen, und bot ihm einen sehr vortheilhaften Ort zur Niederlassung in der Bai von Turon

an, mit den Rechten und Vorzügen, wovon man glaubte, daß sie den Rechten der Souverainetät nicht offenbar entgegen seyn würden. Nachdem man dieses berichtigt hatte, wurde ein Traktat zwischen den Königen von Frankreich und Cochinchina geschlossen; aber die in Frankreich entstandene Revolution hat die Ausführung verhindert *). Seitdem der König von Cochinchina wieder in seine Staaten eingesetzt und er Besitz von der Krone Tunkins genommen, hat die Englisch-Ostindische Kompagnie einen neuen Plan entworfen, um für ihre Schiffe einen vortheilhaften Traktat zu erhalten, und hat insgeheim einen Agenten hingeschickt, um diese Unterhandlung einzuleiten; aber entweder durch die Bemühungen einiger französischer Offiziere, die des Kaisers Vertrauen besaßen, oder aus Furcht, welche die englische Macht ihnen einflößte, sind die Geschenke, wodurch man jede Unterhandlung einleitet, nicht angenommen worden, und die Kompagnie hat ihren Vorschlägen keinen Eingang verschaffen können.

3) In der Handelsverfassung, welche die Regierung von Tunkin angenommen hat, ist gar kein Artikel, dessen Einführung verboten sey; aber es giebt mehrere, deren Ausfuhr untersagt ist; vorzüglich die Ausfuhr des Reißes, dessen ganzer Ertrag zum Unterhalt der Einwohner beibehalten wird. Die Schiffe dürfen nur soviel laden, als sie zum Unterhalt ihrer Equipagen brauchen.

*) M. s. hierüber Barrow's Reise nach Cochinchina, Kap. XI. p. 334 u. f. des engl. Orig. Lond. 1806. 4.

Da aber das Verbot dieser Ausfuhr immer fortdauert, ohne Rücksicht auf einträgliche und kärgliche Aerndten, so bleibt der Reiß auch in den Jahren des Ueberflusses unverkauft; und dadurch, daß er des Preises der Arbeit beraubt ist, fällt der Muth zum Anbau, und die Versorgung, die man sichern will, wird selbst gefährdet.

Die Ausführung des Zimmets und Kupfers gehört dem Kaiser; man führt jedoch auch vieles als Kontrebande aus. Es ist ebenfalls verboten, edle Metalle auszuführen; dieses Verbot wird aber schlecht beobachtet, wenigstens in Absicht des Silbers, das beinahe öffentlich eingeschifft wird. Die Ausfuhr dieses Metalls muß auffallend scheinen, denn es wird dem Golde gleich geschätzt, und also höher, als es in Europa angenommen wird. Es ist aber möglich, daß bei den Abwechselungen, welche in dieser Schätzung vorfallen, und die in Tunkin häufig sind, es Zeiten giebt, wo der Transport nach China vortheilhaft ist.

4) Die vorzüglichsten Artikel der Ausfuhr sind: getrocknete Fische, eingesalzene Eier von Aenten, Areka, Firniß, Ebenholz, Elfenbein, Galmey, den man nach Japan bringt, um nach seiner Vermischung mit Kupfer, Messingdraht daraus zu machen. Schildkrötenschalen, unraffinirter Zucker, Zeuge von Baumrinde, dünnes Rohr, um Möbeln daraus zu machen, sehr leichte Teppiche, kleine überfirnißte Sachen, fein gearbeitete Sachen von Perlenmutter, Baumwolle und Seide roh und verarbeitet. Die beiden letzten Artikel sind die wichtigsten.

Einzuführende Artikel sind: chinesischer Thee, der vielleicht nicht besser ist, als den man in einigen Gegenden von Tunkin selbst ärndtet, der aber besser zubereitet ist; Zucker, obgleich der rohe Zucker in Tunkin wohlfeiler ist, man versteht ihm jedoch weder die hinreichende Weiße zu geben, noch ihn zu raffiniren; Mehl vom Korn für den Tisch mancher Leckermäuler, Spezereien, medizinische Kräuter, sonstige Apothekerwaaren, die aus China und Corea kommen, Hanf, Flachs, einige nicht schöne und nicht einmal dauerhafte seidene Zeuge, doch theurer als in Tunkin, aber beliebter, weil sie Blumen und Zeichnungen haben, so lange die tunkinesischen noch von einer Farbe und Gestalt sind; einiges Tuch zur Uniform der Soldaten, etwas rothes Tuch zu Pantoffeln, deren sich reiche Leute in dem Inneren ihrer Häuser bedienen; Quecksilber, das man nicht in der Arzenei gebraucht, sondern zur Auflösung der Metalle; einige Sachen von Porzellan, die nur aus Tassen und großen Unterschalen bestehen, Glaswaare oder wenigstens die Mischung einer Masse, die ihre Stelle vertritt; Spielzeug, Küchengeschirre von Kupfer und Eisen, verschiedenes Eisengeräth, ob es gleich in Tunkin von besserer Beschaffenheit und zu niedrigerem Preise, wiewohl nicht so gut gearbeitet ist. Fast alle diese Waaren werden aus China eingeführt; die Europäer aber verschaffen allein die Kriegswerkzeuge, besonders Feuergewehre, und diese sind heut zu Tage die am meisten verlangte Waare. Diese Waffen können nur an die Regierung verkauft werden, welche dieses ausschließliche Recht zuweilen so mißbraucht, daß sie keinen hinlänglichen Preis dafür bezahlt; dagegen bezahlen die Einwohner von

Laos, die sich mit Feuergewehren versehen dürfen, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen, dafür einen angemessenern Preis; und der heimliche Verkauf an andere Unterthanen des Kaisers bringt noch einen Reiz zu dieser Art von Einfuhr hervor. Die Polizei bei dem äußeren Handel ist derjenigen ähnlich, welche in Europa schon seit mehreren Jahrhunderten angenommen ist; man darf jeden Artikel einführen, weil man ihn für Vermehrung der Reichthümer und Genüsse hält; und die Verbote der Ausfuhr sind gar nicht weise eingerichtet. Die Gesetze über den Handel richten sich nicht stufenweise nach dem Unterschiede der rohen und verarbeiteten Sachen, und man versteht es gar nicht, die Handarbeiten der Eingebornen auf eine, für den Landmann, für den Fabrikanten und für die bloß verzehrende Klasse gleich vortheilhafte Weise gehörig zu benutzen.

Dreizehntes Kapitel.

Nahrungsmittel.

1) Von den drei größten Bedürfnissen des menschlichen Lebens, der Nahrung, der Kleidung und der Wohnung, nimmt mit Recht die Nahrung die erste Stelle ein. Wir haben aber zuvor gesehen, wie reichlich die Natur die Tunkinesen in dieser Absicht begünstigt hat. Sie hat ihnen die gesundesten, für den Geschmack die angenehmsten Nahrungsmittel und in sehr großer Menge mitgetheilt, den Reiß, dessen Frucht in einem großen Verhältniß mit der Aussaat steht, der jährlich zwei Aerndten liefert und von der besten Beschaffenheit in Asien ist; den Mais, mehrere Arten von Kartoffeln, eine Menge von mehlichten und hülsenartigen Pflanzen, unter welchen das Seegewächs, das unter dem Namen Chin-chou in China und in Tunkin unter dem Namen Hai-tsee bekannt ist *), für das angenehmste Nahrungsmittel gehalten wird, welches das Pflanzenreich hervorbringt; eine ungeheure Menge von, meistentheils sehr wohlschmeckenden, Baumfrüchten und

*) Höchst wahrscheinlich eine Fucus-Art, wovon verschiedene in China gegessen werden, und die sich, besonders gekocht, leicht in einen sehr nahrhaften Schleim oder in eine Gallerte auflösen. D. H.

mehrere, die man ohne weitere Mühe, als daß man sie abpflückt, haben kann; das schwammigte und nahrhafte Mark von fast allen Bäumen *), die nährende Eigenschaft, die den Blättern sehr vieler Bäume gemein ist, besonders dem Bambus und Arekapalmen.

3) Das Meer, die Flüsse und selbst die Erde bieten durch die Ueberschwemmungen einen unermeßlichen Raum zu einer Fischerei dar, die einträglicher ist, als in Europa; und die Fische sind in solchem Ueberflusse, daß fast kein Mensch so dürftig ist, um sie sich versagen zu müssen. Es finden sich hier fast alle Fische Europen's **), und noch andere Arten von vortrefflichem Geschmack. Diejenigen, welche in Europa am wenigsten geachtet werden, sind hier sehr beliebt, entweder weil sie hier besser sind, oder nach dem besondern Geschmack, den man in diesem Lande daran findet. Die Frösche werden für ein sehr gutes Essen gehalten und da das Land viele Sümpfe hat, sind sie sehr häufig.

4) Auch die Landthiere liefern überflüssige Nahrungsmittel, sowohl wegen ihrer Menge, als auch, weil die Tunkinesen alle Arten gebrauchen.

Man ißt nicht allein, wie in Europa, Rindfleisch, Büffel, deren Fleisch noch mehr geschätzt wird, weil es

*) Bekanntlich gehört der Sago hierher. D. H.

**) Es wäre höchst merkwürdig, wenn sich in diesem Klima unsere Flußfische fänden, übrigens da der Verf. leider kein Naturforscher war, so hat er wohl nur nach Aehnlichkeiten geschlossen. D. H.

saftiger ist, Schweine, wovon es eine kleine Art von vortrefflicher Beschaffenheit giebt; und da es sehr leicht ist, dieses Thier in einem Lande zu unterhalten, wo das Pflanzenreich so ergiebig ist, giebt es fast keinen Landmann, der nicht sein Schwein habe. Rehe sind häufig, und es giebt davon eine vorzüglich geschätzte Art. Man hält den Hirsch für ein gutes Essen, und den mit Sternen bezeichneten für besser *), als die andern. Man ißt viele Thiere, vor deren Fleische man sich in andern Ländern eckelt. So genießt man z. B. das Fleisch des Rhinoceros und einige Theile vom Elephanten, besonders das weiche Fleisch innerhalb der Füße; man ißt auch Heuschrecken, die sich in der Erde verbergen, und die man mit Hacken herauszieht; Fleisch vom Affen, vom Pferde, vom Hunde, welches höher geschätzt wird als das Fleisch von den meisten andern Thieren und sehr theuer ist; die großen Bergratzen, Eidechsen, die Würmer, die aus der Erde, zur Zeit der großen Meereswechsel, kommen (?) und Schlangen von einer gewissen Art. Es ist beinahe kein Thier, das dem Tunkinesen nicht etwas Eßbares darbiete. Man ißt sogar das Leder von Ochsen und Büffeln, nachdem man es gekocht hat, und der Gebrauch dieser Speisen liegt nicht an dem Mangel anderer, sondern sie werden für wohlschmeckend gehalten. Dieses rührt wahrscheinlich daher, weil die milde Witterung oder irgend ein an-

*) Höchst wahrscheinlich der Axis (Cerv. cornib. ramosis teretibus erectis, summitate bifida, corpore albo maculato Erxleb.), dessen Verbreitung über die meisten Theile des heißesten Asiens hingeht, und wovon es selbst Varietäten giebt. D. H.

derer Einfluß verhindern, daß das Fleisch gewisser Thiere, oder die Haut einiger anderer in diesem Lande weder die Härte, noch den übeln Geschmack haben, wie in andern Ländern.

Um genau zu seyn, halte ich mich verpflichtet anzuführen, daß die Tunkinesen ebenfalls die Nachgeburt der Thiere genießen, und daß sie sogar die Nachgeburten der Frauen, wie ein Arzeneimittel verschlingen *). Obwohl nun dieses Volk sich zugleich von dem nährt, was uns Widerwillen und gar Abscheu erregt, wagt es sich doch nicht an die Milch der Thiere, es hat gegen dieses Getränk eben den Widerwillen, den wir gegen das Trinken des Bluts hegen. Dieser Widerwille geht so weit, daß er auch Butter und Käse von der Zahl der Nahrungsmittel ausschließt.

4) Die gefiederten Thiere sind ebenfalls eine große Nahrungsquelle und die Höfe haben einen Ueberfluß an Geflügel, an Hühnern, Gänsen, Aenten. Man zieht die Enten- und Gänseeier den Hühnereiern vor **); und nach einem Geschmack, der dem aller andern Nationen entgegen gesetzt ist, mag man die frischen Eier gar nicht gern, und giebt denen den Vorzug, die schon besessen und dem Ausbrüten nahe sind. Es ist hier den Leckermäulern ein sehr großes Vergnügen zu fühlen, daß die halbgebildeten

*) Verschiedene nördliche Asiaten des russ. Reichs kommen hierin überein. D. H.

**) Wiederum eine Aehnlichkeit mehr mit den Chinesen. D. H.

Knochen des Thiers unter ihren Zähnen knacken. Man ißt Ameiseneier, deren Geruch und Geschmack sehr angenehm sind. Die Maikäfer werden, wenn man ihnen Kopf und Eingeweide genommen hat, für ein sehr gutes Essen gehalten *). Ein Gleiches findet auch bei den Puppen der Seidenwürmer Statt, denen man die Seide abnimmt und sie dann in der Pfanne bratet.

Eine von den beliebtesten Speisen besteht in den Nestern kleiner Vögel, wovon man glaubt, daß sie aus Meerschaum und aus dem Harze des Aloeholzes verfertigt, von den Vögeln zusammengetragen und zum Bau der Nester angewendet werden. Man macht davon eine Kraftbrühe, die an sich schon einen guten Geschmack hat, welche aber mit Fleisch oder Zugemüse vermischt, diesen einen vortrefflichen Saft und Geschmack verschafft. Man behauptet, daß diese Brühe eine wunderbare Kraft besitzt den Magen zu stärken, den Appetit zu reizen, und die Zeugungskraft zu vermehren **).

*) Gedörrte und in Zucker eingekochte Maikäfer waren vormals selbst bei uns, als ein Aphrodisiacum, bekannt und gesucht. Man hatte noch vor einigen 40 Jahren dergleichen in mehreren großen Apotheken, z. B. in der berühmten Apotheke des Hallischen Waisenhauses. Die Puppen der Seidenwürmer essen die Chinesen ebenfalls. D. H.

**) Dieses sind bekanntlich die Nester der Hirundo edulis L.; sie bestehen hauptsächlich aus Meergewürm, das sich beim Kochen in Gallerte auflöst. Sie geben einen bedeutenden Handelsartikel ab, so daß Steevens sie in dem compleat Guide to the Eastindian Trade, mit aufführt. D. H.

5) Da in einem großen Theile dieser Länder das Wasser schlecht und ungesund ist, so hat man den Gebrauch eingeführt, es nicht kalt zu trinken *); man trinkt es nicht einmal lauwarm, sondern siedend heiß. Um ihm einen Geschmack zu ertheilen, läßt man Blätter von grünem Thee hineinthun, oder auch Blätter von einigen andern Bäumen. Diese Zuthaten geben ihm eine schwarze Farbe, und ein Feuer, das Wallungen verursachen kann, und das eine Art von Benebelung hervorbringt. Man nimmt auf großen Reisen so zubereitetes Wasser zum Bedürfniß der Reisenden.

Es giebt eine Art von Reiß, die für Gährung empfänglicher ist, als andere Arten, woraus man einen Trank bereitet, den man mit drei Viertheilen Wasser vermischt. Er gleicht dem, was man in Frankreich petit vin nennt, und ist erfrischend. Bei dem gemeinen Volke ist er sehr gebräuchlich; durch das Destilliren erhält man von diesem Reiße einen Branntwein, Arak genannt, der kräftiger ist, als der vom Wein, und wovon die Trunkenheit schlimme Folgen hat; aber sein mäßiger Gebrauch kann die Erschlaffung der Sehnen hindern, die durch das feuchte Klima und warme Getränke verursacht wird.

6) Die Nahrungsmittel der Tunkinesen schmeicheln dem Geschmack nicht nur durch ihre natürliche Beschaffenheit, sondern auch noch durch die Zubereitung, die ihnen gegeben wird. Ob sie gleich nicht so gesucht,

*) Wie bei den Chinesen. D. H.

auch nicht so künstlich ist, als in Europa, gefällt sie doch den Einwohnern, und in der Bereitung mancher Gerichte kann sie auch dem zartesten Geschmacke angenehm seyn.

Die Küchengeräthe sind nicht sehr häufig. Sie bestehen nur in verzinnten Fleischtöpfen und eisernen Pfannen. Backöfen und Bratspieße gebraucht man nicht. Alle Zubereitung geschieht durch's Kochen.

Der Reiß, als die vorzüglichste Nahrung, wird im Wasser gekocht; die Armen essen ihn eingeweicht und behaupten, daß er in diesem Zustande mehr Nahrung gebe und man weniger davon verzehre. Wohlhabende Leute essen ihn lieber trocken, und oft vermischt man ihn mit Fisch und Fleisch.

Bei den größten Mahlzeiten ißt man kein Brod. Man ersetzt es durch Tassen mit Reiß, die man von Zeit zu Zeit den Gästen vorsetzt.

Die Gerichte sind sehr zusammengesetzt; doch ißt man auch Fleisch und Fische roh. Man schneidet sie in so kleine Stücke als Papierschnitzeln, und zwischen diese Stückchen thut man wohlriechende Blätter; in diesem rohen Zustande soll sich der Saft des Fleisches und Fisches besser erhalten, und es fällt keine große Mahlzeit vor, wo man sie nicht, so bereitet, auftrage *).

*) Unläugbar verliert ein sehr gekochtes Fleisch viel von seiner Kraft. Die Engländer verstehen dies sehr wohl.

D. H.

Die Brühen werden von Spezereien und aromatischen Kräutern gemacht und allein aufgetragen. Die gewöhnlichste Brühe ist von Ba-la-chan, die aus gestoßenen Fischen zusammengesetzt, und mit Salzwasser in Gährung gebracht ist. Diese Salzbrühe verbessert das Unschmackhafte des Reißes, der nur im Wasser gekocht ist. Die am meisten geschätzte Brühe macht man aus Fischleber und andern Ingredienzien, welche die Verdauung erleichtern, und vermittelst dieser Brühe ist es selten, daß man mit überladenem Magen von Tische geht.

Eins von den beliebtesten Gerichten ist ein Teig mit Sardellen zubereitet, oder mit einem andern kleinen Fische, der nicht größer ist, als eine Nadel, der dem Krebse ähnlich ist und durch das Kochen roth wird. *) Ein anderer Fisch, fast von der Größe der Sardelle, liefert ein herrliches Essen; man ißt ihn auf eine Art, die einem Europäer sehr widrig seyn würde. Man setzt diese kleinen Fische in eine Schüssel voll Wasser, fängt sie, indem sie darin schwimmen und verzehrt sie ganz lebendig, so daß, während sich der Kopf im Munde und zwischen den Zähnen befindet, der übrige Körper sich bewegt und um sich schlägt. Eben diese Leute, welchen ein solches Essen keine Ueberwindung kostet, scheuen sich dagegen eine rohe Auster zu verschlucken.

Man isset viel Backwerk. Eine Art, deren Gebrauch sehr gewöhnlich ist, besteht in Kuchen von Bohnenmehl

*) Wie bei uns, besonders in England, die Krabbensauce (Shrimps-Sauce). Der Krebs selbst ist, Cancer Crangon. *L.* H.

mit starken Kräutern und Ba = la = chan; alles andere Backwerk aber wird aus Reiß mit ungegohrnem Teige gemacht, worein man wohlriechende Körner und zuweilen Baumfrüchte mischt. Dieses so zubereitete Backwerk wird in Kesseln oder Pfannen gebacken, zuweilen wird es gar nicht gebacken. Die Leckermäuler sind in der Meinung über den Vorzug getheilt, den man der einen oder andern von diesen Zubereitungen geben müsse. In Wahrheit ist keine von beiden gut.

Dagegen zeichnet man sich in der Kunst des Einmachens aus. Man macht jede Art von Früchten ein, giebt ihnen eben die Farbe, eben das Frische, eben den Geschmack, als sie am Baume hatten; dies ist auch der Fall mit Wurzeln, denen man Farbe und Geschmack nach Gefallen giebt. Selbst kleine Zweige und Gesträuche werden durch das Einmachen eßbar und bekommen einen herrlichen Geschmack. Das Gewerbe des Conditors schränkt sich auf einige Familien ein, die aus ihrem Verfahren ein Geheimniß machen.

Unser Eis für die Tafel fehlt hier der Schwelgerei, weil es in diesem Lande weder Schnee noch Eis giebt; es ist aber zweifelhaft, ob diese sonst so beliebte Leckerei in einem Lande Beifall finden würde, wo man immer gern warm trinkt *).

7) Man ißt an runden, oder viereckten überfirnißten, nicht sehr hohen Tischen, woran nur vier Personen Platz haben können. Bei kostbareren Mahlzeiten vermehrt

*) Wärme sucht man sich nicht, wie in Bengalen Eis zu erkünsteln. D. H.

man diese Tische, und die ersteren, welche für Personen vom Stande bestimmt sind, besetzt man reichlicher. Dies ist auch der Fall bei den Mahlzeiten, welche die Gemeinheiten geben. Die Vornehmsten haben auf ihrem Tische eine weit größere Menge Speisen und nehmen das, was sie nicht aufessen können, in ihren langen Ermeln mit sich.

Vor einigen Jahren richtete man dem Könige täglich funfzehn Gerichte zu und er schickte die Schüsseln von seinem Tische an die Hofleute; dies ward dann als eine große Gnade angesehen. Dieses Schicken ist auch noch im Gebrauch; aber die Anzahl der Gerichte hat man vermindert.

Bei großen Mahlzeiten werden die Tische mit sehr vielen Schüsseln besetzt, wo man Fleisch und Fisch, doch mit einiger Kunst auf einander häufet. *). Die Stückchen Fleisch und Fisch werden mit einer Einfassung von Reis umgeben. Jedes Gericht hat eine verschiedene, ihm mitgetheilte Farbe; und diese Schüsseln werden so gestellt, daß sie unter einander stark abstechen und die Mahlzeit den Augen eben so gefällt, als sie den Appetit reizt. Die Schönheit des Porzellans, das die Gerichte enthält,

*) Wahrscheinlich pyramidalisch; so zeigt es sich auch bei einigen anderen Gastmählern im Orient, m. s. z. B. das Gastmahl des Statthalters von Mocha im 1sten B. d. Allg. H. Tab. 31. Uebrigens deutet doch Alles, was hier über diese Materie beigebracht ist, auf einen wirklich hohen Grad der Verfeinerung, den man bei einer Nation, welche zugleich mit der unsaubersten Kost vorlieb nimmt, schwerlich suchen würde. D. H.

vermehrt noch ihre Annehmlichkeit. Die Nachtische sind sehr nett durch die Schönheit der Früchte, die Gestalt des Backwerks, die Verschiedenheit und Vortrefflichkeit der eingemachten Sachen.

Die Speisen werden in sehr kleine Theile geschnitten, und man nimmt sie mit kleinen Stäben von Sandelholz, oder Rosenholz, welche die Stelle der Löffel, Gabeln und Messer vertreten. *) Leute, welche zu der feinern Welt gehören wollen, bedienen sich dieser kleinen Stäbe mit großer Geschicklichkeit und haben Löffel, um die Brühe zu nehmen, welches die Art zu essen weit reinlicher macht.

Dieser Stäbchen wissen sie sich ebenfalls als Zahnstocher zu bedienen, und erlauben sich hierzu nie die Finger.

Den Reiß setzt man in Tassen auf, weil er flüssig ist; die andern Speisen werden jedem Gaste in Untertassen gereicht, die statt der Teller dienen.

Man hat weder Tischtücher noch Servietten.

So lange man bei Tische sitzt, erfrischt ein großer, in Bewegung gesetzter Fächer die Luft und schützt die Gerichte vor Fliegen.

Bei Personen von vornehmem Stande sind die Mahlzeiten großen Formalitäten unterworfen; aber das Volk kennt sie nicht, ißt mit Gierigkeit und ohne daß Gespräche oder irgend eine Ceremonie ihm Zerstreuung dabei verschaffen. Doch geschieht es selten, daß es zu viel ißt und noch seltener, daß es sich betrinkt. Ausschwei-

*) Eben so wie in China.

-hung ist gewöhnlicher unter den Hofleuten, die sogar einen Vorzug darein setzen.

8) Ein wesentlicher und wichtiger Vortheil, als diese Mittel, der Gefräßigkeit ein Genüge zu thun, ist, daß außer den Zeiten der Hungersnoth, die durch ein Zusammentreffen physischer und politischer Unordnungen veranlaßt werden, der ärmste Mensch einen hinlänglichen und gesunden Unterhalt findet. Anderthalb Löffel voll Reiß, welche beinahe so viel ausmachen, als fünf bis sechs von unsern Kaffeetassen beträgt, reicht zu, um einen Menschen den ganzen Tag stark genug zu erhalten. In gewöhnlichen Zeiten kosten 100 Schalen Reiß nur einen halben Piaster, folglich beläuft sich die tägliche Nahrung eines Menschen nur auf drei französische Liards. Fast alle Einwohner dieses Landes können zu ihrem Reiße Fisch, der häufig ist, und Hülsenfrüchte essen, da man sie leicht in sehr großer Menge erhält. Fast ein jeder hat sein Schwein, und kann von Zeit zu Zeit Fleisch zu einem sehr wohlfeilen Preise essen. Ein Büffel kostet nur 25 französische Livres, ein Schwein die Hälfte.

Die Tunkinesen speisen besser, als die Cochinchinesen, und diese wieder besser, als die Einwohner der vier übrigen Länder; ihr Vorzug aber besteht nur in dem Wohlgeschmack oder der bessern Zubereitung der Speisen; denn alle Bewohner dieser Länder, die umherstreifenden Wilden ausgenommen, haben in gewöhnlichen Zeiten eine zureichende und gesunde Nahrung. Die Bewohner von Lac-tho, die keine Schwelgerei, nicht

einmal Bequemlichkeit kennen, haben Reiß, Mais, Kartoffeln, eine große Menge Wurzeln und würzen ihren Reiß mit Salz und Fischfett. Sie verbrauchen sehr viel Hirschfleisch, wildes Schweine- und Rehfleisch, auch findet man stets Feuer in der Mitte ihrer Wohnung, so wie ebenfalls einen Topf voll Speisen. Jeder darf hier seinen Hunger stillen, selbst der Fremde.

In Tunkin ist der gemeine Mann gewohnt täglich nur zwei Mahlzeiten zu halten; die erste um 9 oder 10 Uhr des Morgens; die zweite bei dem Untergange der Sonne. Wohlhabendere speisen drei Mal.

Da die beiden vorzüglichen Nahrungsquellen, Reiß und Fisch, von verschiedener Natur sind, so ersetzt Eines das Andere. Verweilt das Wasser zu lange über der Erde und verdirbt den Reiß, so gewährt diese anhaltende Ueberschwemmung eine desto größere Menge Fische. — Wenn die Reiß-Aerndte wegen der Dürre gering ausfällt, so liefert das Wasser auch weniger Fische; dagegen bieten alsdann andere Gewächse und Landthiere Hülfsquellen dar.

Wir wollen noch eine andere Betrachtung hinzufügen: nämlich daß mehrere Dinge, die dem Europäer zuwider sind, dem Tunkineser Nahrung verschaffen; das erstreckt sich auf Alles, was nicht giftig ist, und so verdorben auch dieser Geschmack seyn mag, so folgt doch daraus, daß die Nahrungsmittel dadurch viel mannichfaltiger werden.

In guten Jahren ärndtet Tunkin weit mehr Reiß, als es verbrauchen kann; in schlechten Jahren öffnet die

Regierung die angefüllten Magazine; folgen aber mehrere schlechte Jahre auf einander, so entstehen Mangel und Hungersnoth. Vor ungefähr 20 Jahren fehlte in Tunkin und Cochinchina sehr vielen Einwohnern die Nahrung gänzlich, und viele starben vor Hunger; aber dieses Unglück rührte nicht bloß von schlechter Witterung, sondern von der Unvorsichtigkeit her, daß man den Ueberfluß der guten Jahre nicht für die unfruchtbaren aufgespart und den Thieren das gegeben hatte, was man zur Nahrung der Menschen hätte verwahren sollen. Noch weit mehr hatten die innerlichen und schrecklichen Kriege, welche die Arbeiter dem Pfluge entzogen, das Säen verhindert und mithin die Aernten verringert. Doch ist solche Hungersnoth weder in Tunkin, noch in Cochinchina und den angränzenden Ländern, so häufig und so verheerend, als in China, und in den meisten Ländern des südlichen Asiens.

Vierzehntes Kapitel.

Trachten.

1) Die Kleidung richtet sich in einem Lande von so milder Witterung, als in Tunkin, mehr nach der Anständigkeit, als nach dem Bedürfnisse.

Kinder gehen bis zum Alter von 7 Jahren völlig nakkend. Gemeine Leute, wenn sie im Innern ihrer Häuser, oder von Arbeit frei sind, haben nur einen Gürtel um den Leib, der zwischen den Lenden durchgeht und die Theile des Leibes bedeckt, welche die Schamhaftigkeit zu verbergen gebietet. Das Feierkleid ist aber lang, mit weiten Aermeln, geht bis auf die Füße und gleicht den langen Röcken der europäischen Magistratspersonen. Ein solches Kleid wird weder durch Knöpfe noch durch Haken zugemacht, man hält es nur durch ein Band zusammen. Unter diesem Kleide tragen sie bloß ihren Gürtel. Zuweilen fügen sie hierzu noch ein Brusttuch und ein großes Beinkleid. Gewöhnlich lassen sie die Brust frei.

Die Weiber tragen einen langen Rock, der den obern Theil der Brust und einen großen Theil des Rückens bloß läßt. Die gemeinen, mit der Arbeit beschäftigten Weiber, haben ihren Hals bis unter die Brüste frei; aber Mädchen und Frauen, die keine Kinder haben, bedecken ihre Brust. Wenn die Frauen von Hause zu Markte, oder zu einer Feierlichkeit, oder zum Besuche ausgehen, hängen sie einen Mantel um, der den ganzen Leib bedeckt. Beide Geschlechter tragen auf dem Kopfe einen Turban, und haben weder Strümpfe noch Schuhe. Personen von Stande tragen zu Hause Pantoffeln. Diese Einrichtung der Kleidung besteht schon seit Jahrhunderten, und eine ein Mal angenommene Mode ist unwiderruflich.

Die Einwohner von Lac-tho sind fast eben so, wie die Tunkineser, bekleidet.

Die Cochinchinesen befestigen an den einen Fuß ein Stück Zeug, welches durch verschiedene Umwickelungen ihren ganzen Leib bis an den Hals bedeckt; von der andern Seite lassen sie es wieder herabfallen und lassen nur die Füße und Beine bloß. Diese Einrichtung der Kleidung ist sehr unbequem. Sie sehen's wohl ein, wollen es aber nicht abändern, vermöge der Anhänglichkeit an alle ihre Gebräuche. Die Weiber kleiden sich wie die Männer, sie sind daher bloß durch die Leibes-Bildung kenntlich, und durch den Mangel des Barts.

Die Camboger und Laosier kleiden sich wie die

Cochinchinesen. Die Wilden in Laos und Tsiampa sind entweder gar nicht bekleidet, oder haben keine regelmäßige und beständige Form in ihren Kleidungen.

2) Die Farbe der Kleider richtet sich nach dem Unterschiede der Stände. Die gelbe und die Gold-Farbe kommt allein dem Kaiser und Prinzen vom Hause zu; eine etwas blaßgelbe Farbe ist den Mandarinen erlaubt. Das gemeine Volk darf sich einer noch blässeren gelben Farbe bedienen, aber nur bei baumwollenem und nicht bei seidenem Zeuge.

Gold auf den Kleidungen ist nur großen Mandarinen erlaubt; Silber aber ist für Jedermann.

Auf dem Kleide einen Drachen oder einen gewissen fabelhaften Adler, oder eine Erdschildkröte tragen, ist ein Unterscheidungs-Zeichen, das nur großen Mandarinen zukommt.

3) Es ist leicht, sich mit Kleidung zu versehen: denn Baumwolle und Seide sind sehr häufig; die Zeuge von diesem Stoffe stehen in einem sehr geringen Preise, und selbst manche seidene Zeuge sind so wohlfeil, daß sich auch Arme darin kleiden. Ein Stück Zeug von grobem Catun, von solcher Größe, daß sich der Mensch ganz darin kleiden kann, kostet nicht mehr als einen Beutel, so viel als zwei Livres 10 Sols. Es giebt aber wenig so arme Leute, die nicht 2 Beutel auf ihre Kleidung wenden könnten, und Zeug von grober Seide kostet gar nicht mehr.

Die Pracht der Kleidung wird noch durch einige Zierathen gehoben. Die Frauenzimmer tragen Armbänder, die von metallenen und biegsamen Stangen gemacht und der Form der Hand angepaßt sind. Sie tragen auch Ohrringe von Silber oder Gold, worein man zuweilen Diamanten faßt.

Funfzehntes Kapitel.

Wohnung.

1) Bei der Betrachtung der Baukunst haben wir gesehen, wie die großen Gebäude in Tunkin beschaffen sind; jetzt richten wir unsern Blick nur auf die gewöhnlichen Wohnhäuser, die bloß dazu dienen, um ihre Bewohner gegen Nässe und Sonnenhitze zu schützen: denn gegen Kälte hat man sie nicht nöthig.

Wegen des feuchten Bodens erhöhet man die Erde, stampft sie fest, und baut das Haus darauf. An den Enden dieser Erderhöhung läßt man einen kleinen Raum, der zur Terrasse dient. Der Bau des Hauses besteht in einer Einfassung von Pfeilern oder Säulen, welche das Dach tragen, das jedoch über sie hervorragt. In dem Innern des Gebäudes ist eine andere Reihe von Pfeilern oder höheren Säulen, die den Gipfel des Daches unterstützen.

In den Häusern der Armen dient die Erderhöhung selbst, zum Fußboden; will man aber eine gesundere, reinlichere und angenehmere Wohnung haben, so macht man einen hölzernen Fußboden 6 Zoll über die festge-

stampfte Erde, oder bedeckt diese mit Papier, das aus Baumrinden gemacht ist, und überzieht es mit Kalk und ungeläutertem Zucker; dieses macht eine große Decke, die sich durch das ganze Haus erstreckt und zugleich dem Auge nicht unangenehm ist.

Die Wände werden von Lehm gemacht, der die Zwischenräume zwischen den Pfeilern oder Säulen ausfüllt; aber in den sorgfältiger eingerichteten Häusern wird der Lehm durch Bretter ersetzt.

Anstatt der gläsernen Fenster hat man bewegliche Gitter, die mit Leinwand überzogen oder von Matten von Bambus gemacht sind, und zwar so fein, daß sie das Tageslicht durchlassen.

Sehr dünne Sparren, die mit großen Baumblättern bedeckt sind, machen das Dach aus. Manche Bedeckungen sind von Reißstroh, andere, jedoch in geringer Anzahl, sind von Ziegeln. Die Scheidewände bestehen aus Brettern, mit Kalk überzogen, dem man eine braune Farbe giebt, indem man Asche oder eine blaue Farbe, vermittelst einiger Kräuter, darunter mischt.

2) Die Häuser haben drei Hauptheile, der eine macht die Wohnung, der andere den Ort, wo man allerlei aufbewahrt, und der dritte den Stall aus.

Das Gebäude darf kein Viereck seyn: diese Form ist dem kaiserlichen Palaste allein vorbehalten; aber bei der Einrichtung der Zimmer sind die Formen frei. Das Haus darf nur ein Stockwerk haben, wenigstens wenn der Eigenthümer nicht in hohen Würden steht.

Die Tempel und die Häuser der Staatsmänner dürfen nur von Backsteinen gebaut seyn; das ist aber eine schlechte Bauart, weil solche Backsteine nicht gebrannt, sondern nur an der Sonne getrocknet sind.

Außer diesen wenigen Ausnahmen werden fast alle Häuser von Holz gebaut. Man giebt dieser Bauart den Vorzug, weil sie weit wohlfeiler ist, und der Gewalt des Windes besser widersteht.

Das fast allgemein dazu gebrauchte Holz ist von Bambus-, ein lange nicht so theures Holz als von andern Arten und das, wenn gleich hohl und schwammig, doch hart genug ist, und mit den Jahren stärker und fähig wird, sogar Ziegeldächer zu tragen. Es giebt Häuser, die nur allein aus Bambus zusammengesetzt sind. Man macht davon die äußern und innern Wände, die Pfeiler, das Dach und auch die Möbeln; aber bei reichen Leuten gebraucht man vorzüglich das Eisenholz zu Pfeilern und Säulen, und verschiedene Holzarten oder andere Dinge zu den Mauern.

3) In dem untern Cochinchina und Lac-tho, wo die Feuchtigkeit groß und die Ausdünstungen des Erdbodens ungesund sind, läßt man zwischen dem bewohnten Theile und dem Erdboden einen leeren Raum, der hoch genug ist, um die Thiere dahin zu bringen und diesen Raum schließt man mit Brettern ein.

In einiger Entfernung von dem Meere stehen fast alle Häuser allein, haben einen Hof, Garten und Weiler, und sind zwischen dem Hofe und Garten. An der Küste ersetzt das Meer den Weiler; die Einwohner brin-

gen dann ihr Leben auf dem Wasser zu, und haben keinen Garten, weil sie keine Zeit haben würden, ihn zu bearbeiten. In diesen Gegenden macht die grosse Nähe der Häuser, daß die Feuersbrünste starke Verwüstungen anrichten; und die Unglücksfälle sind häufig, weil sich die Fischer des Nachts viel mit Kochen, mit Oel und Fischfett, als sehr entzündbaren Sachen, abgeben. Um solches Unglück zu verhüten, ist es verboten des Nachts Feuer im Hause zu haben; man achtet aber schlecht auf dieses Verbot.

Ein anderer Zufall, dem die Gebäude in diesem ganzen Lande ausgesetzt sind, ist, daß oft die Ameisen inwendig das Holz ausfressen, wovon sie gebauet sind; man entdeckt dieses Fressen bisweilen erst, wenn es zu einem gewissen Grade gekommen ist. Dann offenbaren sich die Zeichen der Beschädigung, wann man nicht mehr abhelfen kann. Einige Holzarten sind sicher gegen den Angriff dieser Ameisen; aber da diese selten und theuer sind, so ist ihr Gebrauch zum Bau der Häuser nicht gewöhnlich.

4) Wenn nun auch jene Häuser nicht die Dichtigkeit und Nettigkeit, noch die Bequemlichkeiten der europäischen Häuser haben, so sind sie doch der Beschaffenheit des Orts hinreichend angemessen. Ihre Nachgiebigkeit begünstigt ihren Widerstand gegen die Windstöße. Sie lassen der Luft und ihrem Zuge freien Zugang und Oeffnung. Sie können schnell und fest verschlossen werden, und die Kürze ihrer Dauer wird dadurch ersetzt, daß sie leicht und mit wenigen Kosten wieder erbaut werden können.

Da diese Häuser nur ein Stockwerk haben, die Häuser großer Staatsmänner ausgenommen, so giebt diese Gleichförmigkeit den Straßen ein gefälliges Ansehn. In großen Städten sind diese Straßen gerade und breit. Die eine Hälfte, die zum Wege für das Vieh und zum Durchzuge der Waaren bestimmt ist, hat den natürlichen Erdboden; die andere Hälfte ist mit Steinen gepflastert und dient zum Wege für die Fußgänger. Außer den Städten in den schönen Ebenen von Tunkin, haben fast alle Häuser Gärten, die regelmäßig mit Arekabäumen bepflanzt sind und diese Gärten sind mit lebendigen Hecken von Bambus umgeben. Die Häuser sind da so zahlreich, daß sich ihre Gärten berühren, sogar die bei Häusern, welche mehreren Familien gehören, so daß eine ganze Ebene ein großer Park zu seyn scheint.

Gegenwärtiger Zustand der Reiche

Tunkin, Cochinchina, Camboge, Laos und Lac-tho.

Zweiter Theil.

Gegenwärtiger Zustand der Reiche
Tunkin, Cochinchina, Camboge, Laos und Lac-tho.
Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.
Staatsverfassung und Regierung.

1) Asien, das gegenwärtig unserm Europa fast in allen Wissenschaften und Künsten nachsteht, ist ebenfalls in der Organisation seiner Regierung und der ganzen Societät weit hinter uns zurück, und Tunkin hat das Gepräge des Welttheils an sich, worin es liegt. Man sieht daselbst nicht das weise und sinnreiche Gleichgewicht der Mächte, deren Verbindung, Zusammenhang, Stufengang, in gewissen Rücksichten erforderliche Abhängigkeit und Unabhängigkeit von Andern die Thätigkeit der Regierung ordnen und sie zusammenhalten, ohne ihre Wirksamkeit zu verändern. Die Tunkinesen haben, als Abkömmlinge der Chinesen, bei der Trennung von die-

sem Volke, die Regierungsform beibehalten, ohne das zu erwägen, was des Lobes oder Tadels würdig seyn könnte, noch auf die Veränderungen zu achten, welche die örtliche Lage und die besondern Vortheile Tunkin's nothwendig machten.

2) China erkennt in Tunkin nur eine unvollkommene Unabhängigkeit an, zu Folge eines abgeschmackten Vorurtheils, nach welchem der Kaiser von China sich ein unumschränktes Souveränetäts-Recht über die ganze Oberfläche der Erde anmaßet, und in andern Souveräns nur Statthalter sehen will, welchen er wegen der Entfernung der Oerter die Regierung der Nation anvertraut. Seine Rechte über Tunkin beruhen nicht bloß auf Einbildung, seine Ansprüche haben mehreren Grund. Die Beherrscher von Tunkin haben sich, bis auf die neueren Zeiten, Könige genannt, ein Titel, der in Asien eine Art von Abhängigkeit anzeigt; und der gegenwärtige Beherrscher, der sich einen Kaiser nennt, ist in China noch nicht in dieser Würde anerkannt. Er hat, wie seine Vorgänger, China gehuldigt und die Belehnung über seine Staaten empfangen.

Diese Belehnung wird mit einer großen Feierlichkeit ertheilt. Der Kaiser von China schickt nach Tunkin einen Mandarin, der mitten in einer großen Volksversammlung vor andern einen erhabenen Sitz einnimmt, dann die Bewillkommnung des Königs annimmt, die mit der, einem Obern schuldigen, Niederwerfung geschieht; darauf erhebt sich der Mandarin und bekleidet den Kö-

nig mit dem königlichen Schmuck, läßt ihn sich auf einen höheren Sitz setzen, als der seinige ist, und erwiedert ihm alle die Ehrenbezeugungen, die er von ihm empfangen hat. Nach diesem leisten ihm seine Unterthanen den Eid der Treue und er bekommt von dem chinesischen Kaiser das Siegel, als das Zeichen seiner Macht. Ungeachtet dieser Beweise von Abhängigkeit, ist dieser Fürst doch unumschränkter Herr in seinen Staaten.

3) Die Staatsverfassung in Tunkin ist nach eben dem Geiste eingerichtet, wie im Kaiserthum China. Das Nationalrecht ist von dem Naturrechte hergeleitet; die Nation wird wie eine große Familie angesehen, und die ganze Macht wie eine väterliche. Der Kaiser ist der Vater des Staats; jeder Mandarin ist der Vater der Provinz, die er regiert; jeder öffentliche Beamte hat eben den Charakter, dessen Anwendung sich nach seinem Range richtet; der Familienvater ist eine Privat-Obrigkeit, der die Gerichtsbarkeit über alle von ihm entsprungene Wesen hat, die seine Familie ausmachen.

Zu Anfang eines jeden Jahres wird diese hierarchische Abhängigkeit feierlich durch einen Eid bestätigt, den die Mandarinen dem Kaiser, die niedern Mandarinen den obern, die bloßen Bürger den öffentlichen Beamten, die Frauen, Kinder und Gesinde dem Hausvater leisten. So wird von den ersten Augenblicken des Daseyns an, die Lektion der Unterwürfigkeit gegeben und in allen gesellschaftlichen Verbindungen ist man solches schon ge-

wohnt. Die kindliche Ehrfurcht vermischt sich mit dem politischen Gehorsam, befestigt und heiligt ihn, da indessen die Regenten, die in ihrer Macht den Stand der Väter sehen, zur Annahme gleicher Gesinnung aufgefordert werden. Die Einleitung zu den Gesetzen trägt immer das Gepräge dieser Gesinnung und die Abfassung der meisten von diesen Gesetzen geben davon Beweise.

Indessen sind doch so weise, so menschenfreundliche und so wohlthätige Einrichtungen nicht hinlänglich, um das Unglück und die Unterdrückung des gemeinen Volks zu hindern; weil die höchste Macht, die keine bestimmte Gränzen hat, natürlicher Weise sich weiter auszubreiten sucht und weil die Vollstrecker dieser Macht, da sie nicht genug unter Aufsicht stehen, sie zur Befriedigung ihres Eigennutzens anwenden.

Dieser Staat ist eine untheilbare Monarchie und bei der männlichen Linie erblich, wobei man auf das Recht der Erstgeburt sieht. Doch hat der Monarch das Recht diese Ordnung abzuändern, und sich einen Nachfolger zu wählen, wenn diese Wahl nur auf eins von seinen Kindern fällt, das aus einer feierlichen Ehe entsprungen ist.

Die Macht des Monarchen ist durch keinen gesellschaftlichen Vertrag eingeschränkt und also despotisch. *) Kein Stand der Bürger, keine verbundene Gesellschaft hat das Recht, die Befehle des Regenten durch seine Beistimmung zu bestätigen. Es ist keine große Gewalt, deren

*) Mithin ist hier keine wahre Monarchie.

D. H.

Besitzer nicht damit von dem Fürsten belehnt sey und derselben nicht wieder beraubt werden könne.

Das Volk ist auf Verlangen des Fürsten zu dem Kriegsdienste verpflichtet. Ohne seine Erlaubniß darf kein Unterthan aus dem Reiche gehen, und kein Fremder hineinkommen.

Um diese Macht unwiderstehlich zu machen, ist das Tragen der Waffen allgemein untersagt, sogar des Seitengewehrs, doch mit Ausnahmen, die sich auf örtliche Umstände oder persönliche Rücksichten beziehen. Außer den Ländern, wo man Elephanten aufzieht, kann nur der Regent solche eigenthümlich besitzen, weil dieses Thier zum Kriege gebraucht wird. Es ist hiermit eben so, wie mit den Kanonen in Europa.

4) Der Despotismus wird durch die Formen gemildert, welchen die Bekanntmachung des höchsten Willens unterworfen ist. Er wird gemäßigt durch verschiedene Einrichtungen, wovon sogar einige einen demokratischen Anschein haben. Es wird kein Befehl des Kaisers bekannt gemacht, ohne vorher im höchsten Rath überlegt zu seyn, welches der Gerichtshof für die letzte Instanz und das Regierungs-Kollegium ist, bei dessen Sitzungen der Kaiser immer zugegen ist. Er allein hat daselbst eine überlegende (deliberative) Stimme; übrigens hört er alles an, was seine Entscheidung aufklären kann. Die Befehle enthalten, außer dem Namen des Kaisers die Erwähnung der Berathschlagung mit dem großen Rathe.

Dieses giebt ihnen mehr Achtung in den Augen des Volks und zeigt zugleich an, daß diese Gesetze oder Befehle das Resultat von einer reiflichen Ueberlegung sind.

Eine sehr auffallende Einrichtung in einem despotischen Staate ist, daß die Repräsentanten der Gemeinden ein Recht der Gesetzgebung über ihre Mitbürger in allem dem haben, was die Polizei betrifft, ja sogar ein Recht der Gerichtsbarkeit für die letzte Instanz zur Ausführung ihrer Verordnungen. Außerdem ist es eine sehr schätzbare Einrichtung und die sich auch leicht mit dem Despotismus vereinigen läßt, daß jeder Unterthan des Kaisers das Recht hat, Memoriale über Verbesserungen in der öffentlichen Ordnung, die er für nützlich hält, ihm einzureichen. Diese Memoriale sind der Aufsicht des Raths unterworfen und wenn sie nützliche Vorschläge enthalten, so läßt der Rath Abschriften davon machen, die er an die Mandarinen schickt, damit sie ihnen zur Belehrung dienen, oder er führt die vorgeschlagenen Verbesserungen durch erläuternde Verordnungen wirklich aus.

5) Die Nation ist in einen zwiefachen Rang abgetheilt; in den königlichen, der eine Art von Adel bildet, und in den gemeinen, der aus der Volksmasse besteht. Unter dem Namen der Königlichen werden alle begriffen, von den Prinzen des kaiserlichen Hauses und den Mandarinen an, bis zu den gemeinen Soldaten. Der Adel ist persönlich, und mit dem Titel und den Verrichtungen verbunden. Der Sohn des Mandarins

gehört zur Klasse der Gemeinen und hat vor ihnen keine andere Vorzüge, als die ihm ein grösseres Vermögen, eine bessere Erziehung und das Andenken an das, was sein Vater war, geben.

In der kaiserlichen Familie ist der Adel erblich, aber nur bis zu dem Neffen des Kaisers. Weiter hin giebt diese Verwandtschaft nicht mehr den Rang des Prinzen, ob sie gleich immer Ehrfurcht, oder doch wenigstens Achtung sichert.

Es giebt zwei Klassen von Mandarinen, die eine vom Soldaten-Stande, die andere vom gelehrten Stande. Ihr Rang ist gleichgeltend. Die vom Soldaten-Stande haben zwar den Vorsitz; aber die Gelehrten haben mehr Einfluß auf das Schicksal des Volks. In beiden Klassen rechnet man 7 Stufen. Zu der ersten Stufe der Mandarinen vom Soldaten-Stande gehören vier große Mandarinen, welche die vier Säulen des Staats heißen und bei feierlichen Gelegenheiten den Kaiser umgeben, der erste zu seiner Linken, der andere vor ihm, der dritte zu seiner Rechten und der vierte hinter ihm. Alle diese vier Mandarinen kommandiren jeder eine Armee und schlagen zu den Officier-Stellen vor. Es ist noch ein fünfter großer Mandarin erwählt, der aber mehr einen hohen militärischen Rang, als ein wirkliches Amt hat.

Die sieben Stufen der Mandarinen vom Soldaten-Stande gehen bis zum Kapitän, der die Gränze davon ausmacht.

Obgleich die Soldaten alle zum Kriegsdienste verpflichtet sind, werden sie doch nicht alle dazu gebraucht. Manche dienen zum Zwange, den die Befehle der Justiz und die Verordnungen der Regierung nöthig machen; und sogar verrichten manche, unerachtet sie zu dem königlichen Range gehören, in den Häusern der Mandarinen häusliche Geschäfte, welche aber für vornehmer nach der hohen Würde der Personen, welchen sie dienen, gehalten werden.

Der Kaiser hat im Innern seines Palastes eine Garde, bestehend aus Männern, die man die goldenen Säbel nennt, weil der Griff ihrer Säbel mit diesem Metalle überzogen ist. Wenn der Kaiser einen Mann von Ansehen arretiren lassen oder irgend eine Handlung von besonderer Wichtigkeit ausüben will, so trägt er sie einem oder zweien von diesen Garden auf, welche, wenn sie den Griff ihrer Säbel zeigen, die schnelleste Unterwerfung unter die Befehle, die sie überbringen, erhalten.

Wenn sie der Kaiser in die Provinzen schickt, erhalten sie einen kleinen Stab von Elfenbein, der mit Zeichen der kaiserlichen Gewalt versehen ist. Sobald ihn der Ueberbringer dem Mandarin zeigt, der in der Provinz regiert, leistet sogleich der Mandarin, nachdem er auf den Knieen die Befehle des Kaisers empfangen hat, allen Beistand zu ihrer Ausführung.

An der Spitze der gelehrten Mandarinen stehen vier von ihnen. Der erste ist der Erhebung der Einkünfte des Staats vorgesetzt; der andere hat die Aufsicht über

den Schatz und die Ausgaben zu; der dritte besorgt die Aushebung der Kriegsleute und ihre Unterhaltung, und der vierte sorgt für den Bau der Vestungen und der Schiffe. Was die untergeordneten Mandarinen anbetrifft, so sind sie in dem ganzen Staate vertheilt und üben daselbst einen Theil der kaiserlichen Macht aus. Es giebt auch gelehrte Mandarinen, ohne irgend ein obrigkeitliches Ansehen, eine Art von Doktoren, welche die Moral lehren, die Lehre des Konfuzius erklären und eine gelehrtscheinende Sprache annehmen.

Der Vorzug der Königlichen besteht in der Freiheit von allen Abgaben für sich, ihre Frauen und Kinder; die Soldaten genießen diese Freiheit bloß für ihre Person. Außer den Freiheiten, die der Mandarin besitzt, wird ihm durch die Regierung eine gewisse Menge Reiß geliefert und er hat zum willkürlichen Gebrauch Soldaten, die er zu seinem persönlichen Dienste anwendet, oder sie vom Soldatendienste gegen eine Vergeltung befreiet.

Er genießt auch Ehrenbezeugungen, die seinem Range angemessen sind, und die in der Art der ihm schuldigen Begrüßung, in dem Schnitte und den Farben seiner Kleidung, seines Palankins, seines Sonnenschirms, und in dem Rechte auf Elephanten zu reiten, bestehen.

6) Die Klasse der gemeinen Leute enthält vorzüglich Bauern, Künstler, Fischer, Schiffer u. s. w. und hat kein Vorrecht, aber Rechte, die damit verbunden

sind, daß sie zur Nation gehören. Sie bildet politische Gesellschaften, die man Gemeinheiten nennt, und die in den Versammlungen ihrer Mitglieder für ihre gemeinschaftlichen Vortheile Sorge tragen. Jeder Bewohner dieser Gemeinden hat das Recht, seine Stimme zu geben, sobald er 18 Jahre alt ist (und dies ist auch das Alter zum Soldatendienste), so daß die bürgerlichen Rechte und Pflichten mit einander zugleich anfangen. In diesen Gemeinde-Versammlungen werden die Vorzüge durch das Alter bestimmt; wenn ein Bürger der Gemeinde einen großen Dienst erwiesen, oder ihr ein beträchtliches Geschenk gemacht hat, genießt er das Recht des Vorsitzes; es muß ihm aber durch die einmüthige Stimme aller Mitglieder zuerkannt seyn.

Diesen Gemeinden, oder vielmehr ihren Vorstehern, ist eine gesetzgebende und gerichtliche Macht ertheilt. Sie wählen sich Vorsteher, welche nach der Mehrheit der Stimmen ernannt werden, und haben Häuser, wo sie ihre Versammlungen halten. Sie vertheilen die Abgaben unter die Bürger, und haben bestimmte Kassen-Vorräthe zur Bestreitung der gemeinschaftlichen Ausgaben. Es giebt Gemeinden, die beträchtliche Güter besitzen, wovon ein Theil erblich ist und der andere Theil in Domainen-Grundstücken besteht, die so verliehen sind, daß sie nicht veräußert werden können.

Die Gemeinden vertheilen diese Ländereien unter die Mitbürger und überlassen ihnen für die Bezahlung einer jährlichen Pacht auf gewisse Zeit den Genuß davon. Die Alten bestimmen den Preis.

Besitzer nicht damit von dem Fürsten belehnt sey und derselben nicht wieder beraubt werden könne.

Das Volk ist auf Verlangen des Fürsten zu dem Kriegsdienste verpflichtet. Ohne seine Erlaubniß darf kein Unterthan aus dem Reiche gehen, und kein Fremder hineinkommen.

Um diese Macht unwiderstehlich zu machen, ist das Tragen der Waffen allgemein untersagt, sogar des Seitengewehrs, doch mit Ausnahmen, die sich auf örtliche Umstände oder persönliche Rücksichten beziehen. Außer den Ländern, wo man Elephanten aufzieht, kann nur der Regent solche eigenthümlich besitzen, weil dieses Thier zum Kriege gebraucht wird. Es ist hiermit eben so, wie mit den Kanonen in Europa.

4) Der Despotismus wird durch die Formen gemildert, welchen die Bekanntmachung des höchsten Willens unterworfen ist. Er wird gemäßigt durch verschiedene Einrichtungen, wovon sogar einige einen demokratischen Anschein haben. Es wird kein Befehl des Kaisers bekannt gemacht, ohne vorher im höchsten Rath überlegt zu seyn, welches der Gerichtshof für die letzte Instanz und das Regierungs-Kollegium ist, bei dessen Sitzungen der Kaiser immer zugegen ist. Er allein hat daselbst eine überlegende (deliberative) Stimme; übrigens hört er alles an, was seine Entscheidung aufklären kann. Die Befehle enthalten außer dem Namen des Kaisers die Erwähnung der Berathschlagung mit dem großen Rathe.

zur Entscheidung der Angelegenheiten nöthig. Sie sind von gleichem Ansehen, und wenn der militärische Mann darin vor dem gelehrten vorangeht, so hat doch dieser dagegen, wegen der Ueberlegenheit seiner Kenntnisse, ein großes Uebergewicht. Auch hat er den Vorzug, daß die, welche Recht suchen, zu ihm ihre Zuflucht nehmen und Geschenke bringen, um ihn sich günstig zu machen.

8) Obgleich Cochinchina ein von Tunkin abgesonderter Theil ist, so hat man doch die Gesetze und Regierung davon beibehalten; und diese Regierungsform ist, bis auf einige geringe Ausnahmen, auch den übrigen Staaten des Kaisers gemein; aber in den Ländern, wo die Einwohner ein wildes Leben führen, beruht die Macht des Kaisers auf einem bloßen Namen. Die Einwohner von Tsiampa sind ihren Nachbarn und ihrem Oberherrn unbekannt; auch diejenigen in Laos, welche hordenweise umherziehen, entgehen der öffentlichen Gewalt, und diejenigen dieser Horden, welche bestimmte Wohnplätze haben und politische Gesellschaften ausmachen, sind nur in geringerem Grade unterworfen. Ein großer Theil der Einwohner von Lac-tho wird in Distrikte eingetheilt, die unter erblichen Oberhäuptern stehen, und oft grausame Kriege unter einander führen. Die Sieger zerstören die Dörfer der Besiegten und rotten einen großen Theil ihrer Einwohner aus, ohne daß sich der Beherrscher von Tunkin, der auch für den ihrigen anerkannt wird, in diese Kriege mischt; er stellt sich, als wenn er nichts davon wisse. Sogar wenn eine von den Partheien um seinen Schutz ansucht,

gehört zur Klasse der Gemeinen und hat vor ihnen keine andere Vorzüge, als die ihm ein grösseres Vermögen, eine bessere Erziehung und das Andenken an das, was sein Vater war, geben.

In der kaiserlichen Familie ist der Adel erblich, aber nur bis zu dem Neffen des Kaisers. Weiter hin giebt diese Verwandtschaft nicht mehr den Rang des Prinzen, ob sie gleich immer Ehrfurcht, oder doch wenigstens Achtung sichert.

Es giebt zwei Klassen von Mandarinen, die eine vom Soldaten-Stande, die andere vom gelehrten Stande. Ihr Rang ist gleichgeltend. Die vom Soldaten-Stande haben zwar den Vorsitz; aber die Gelehrten haben mehr Einfluß auf das Schicksal des Volks. In beiden Klassen rechnet man 7 Stufen. Zu der ersten Stufe der Mandarinen vom Soldaten-Stande gehören vier große Mandarinen, welche die vier Säulen des Staats heißen und bei feierlichen Gelegenheiten den Kaiser umgeben, der erste zu seiner Linken, der andere vor ihm, der dritte zu seiner Rechten und der vierte hinter ihm. Alle diese vier Mandarinen kommandiren jeder eine Armee und schlagen zu den Officier-Stellen vor. Es ist noch ein fünfter großer Mandarin erwählt, der aber mehr einen hohen militärischen Rang, als ein wirkliches Amt hat.

Die sieben Stufen der Mandarinen vom Soldaten-Stande gehen bis zum Kapitän, der die Gränze davon ausmacht.

erzwungen. Es sind große Straßen angelegt, und Gränzplätze nach europäischer Art befestigt worden. Die Anzahl der Truppen ist selbst zu Friedenszeiten vermehrt und der Kriegsdienst regelmäßiger eingerichtet worden, woher auch die Vermehrung der Frohndienste, Auflagen und aller öffentlichen Abgaben gekommen ist.

Diese Erschwerung des Schicksals des Volks ist ein Uebel, das nur eine Zeitlang drückt, woraus indeß in der Folge große Vortheile entspringen; da aber die Gegenwart größern Eindruck macht, als der Blick in die Zukunft, so ist die Zuneigung der Unterthanen gegen den Regenten geschwächt worden. Uebrigens legt sich der regierende Fürst, seitdem er die Früchte seiner Siege eingeärndtet hat, weniger auf Regierungs-Sorgen, sucht weniger den Kriegsleuten zu gefallen, und hat mehr Geschmack an eiteln Vergnügungen gefunden. Er hat seine Residenz zu Phu-xuam in Cochinchina genommen, und macht nur von Zeit zu Zeit Reisen nach Tunkin, einem Staate, der weit wichtiger als Cochinchina ist, und dessen Einwohner sich über die Abwesenheit ihres Regenten beklagen, so wie auch über die den Cochinchinesen bewilligten Vorzüge, welche Mandarinen-Stellen in Tunkin, zum Nachtheil der Eingebornen, erhalten. Diese Unzufriedenheit der Gemüther verdient eine ernstliche Aufmerksamkeit. Doch unerachtet der Spuren der Unzufriedenheit haben die Standhaftigkeit der Regierung, die weise und wachsame Polizei, der gut gezogene und folgsame Soldatenstand, die Ehrfurcht gegen einen siegreichen Fürsten, und ein

Gefühl, das mächtiger und gebieterischer ist, als durch Gesetze ertheilte Rechte, die Unterthänigkeit erhalten, und die Unmöglichkeit einer glücklichen Empörung zum voraus bemerken lassen.

Da die Gesetze, die Regierung und ihre Verwaltung von diesem Volke richtig geschätzt werden, so sieht man ein, daß es sich weniger über die Staats-Einrichtung als über die Regierung, und weniger über die Regierung, als über ihre Verwaltung zu beklagen hat; daß das Unglück der Unterthanen weniger von dem [illegible]de der Macht, die dem Regenten eingeräumt ist, als von dem Mißbrauche dieser Macht herrührt, weniger von dem Regenten selbst, als von den Verwesern seines Ansehens; und zum Beweise hiervon dient, daß in den Provinzen, die von rechtschaffenen und aufgeklärten Mandarinen regiert werden, die Bedrückungen der untergeordneten Mandarinen verhütet oder unterdrückt werden, daß das Volk im Wohlstande lebt und ein glückliches Loos genießt.

10) Das politische System dieser Regierung in ihren auswärtigen Verhältnissen zeugt von einem großen Mißtrauen. Der Kaiser weiß gar wohl, daß China nicht vergessen kann, daß Tunkin einen Theil seines Kaiserthums ausmacht, und die Zeichen der Unabhängigkeit, die er gegeben hat, sind keineswegs geeignet, dem Kaiser von China günstigere Gesinnungen einzuflößen. Indessen unterhält er nach dem Plane seiner Vorgänger, mitten unter den beständigen Vorkehrungen

sich gegen diese furchtbare Macht zu vertheidigen, mit ihr Handlungs-Verbindungen, die für beide Staaten vortheilhaft sind, und das gute Vernehmen befestigen. Von den benachbarten Nationen, den Siamensern und Malayen hat er wenig zu hoffen und zu fürchten. Was die Europäer anbetrifft, scheint es, daß er, seitdem er ihrer Hülfe nicht mehr sehr bedarf, ihnen nicht mehr so günstig sey.

Ueberhaupt scheint dieser Hof das politische System der allen asiatischen Höfe anzunehmen; ein Mißtrauen gegen alle andere Staaten, viel Arglist in seinen Verträgen, wenig Zuverlässigkeit in Ausführung seiner Verpflichtungen, sobald der Eigennutz dagegen ist, und mehr Schlauigkeit, als wahre Politik. Er ist gegen die Europäer behutsam, als gegen Mächte, denen mehrere Hülfsmittel zu Gebote stehen, und welche die ihnen bewilligten Vorrechte nur gar zu leicht mißbrauchen. Der Europäer darf sich auch über das Mißtrauen der indischen Regenten nicht wundern, da er es selbst verursacht hat, und das Unsittliche, dessen er sich dort oft selbst schuldig gemacht hat, an den indischen Regierungen nicht strenge richten.

Zweites Kapitel.

Privatrecht.

1) Das bürgerliche Recht von Tunkin ist, seiner Unvollkommenheit und seiner Mängel bei manchen Einrichtungen ungeachtet, dennoch im Ganzen weise und gerecht; es sichert die wesentlichen Rechte des Menschen und des Bürgers. Zur Grundlage hat es das chinesische Recht, welches für dieses Land das ist, was das römische Recht in Frankreich für die Provinzen *) war, welche nach altem Herkommen regiert wurden, nämlich die geschriebene Vernunft. Viele Einrichtungen und Verordnungen der Regenten von Tunkin haben dieses Grundgesetz eingeschränkt oder sogar dagegen gehandelt; außerdem werden einige Staaten des Kaisers, einige Provinzen von Tunkin und viele Gemeinden durch besondere Gesetze regiert.

Nach dem allgemeinen, und in allen, dem Kaiser unterworfenen Ländern angenommenen, Rechte wird der Mensch daselbst frei geboren, und kann seine Freiheit nicht verlieren, außer bei einer Horde von Wilden in

*) Pays coutumiers.

Laos, Mei genannt, die keine festen und bestimmten Gesetze hat, aber zum Grundsatz annimmt, daß man die Verbrecher und Schuldner, die ihre Schulden nicht bezahlen können, als Sklaven verkaufen dürfe. Die Tunkinesen wollen die Sklaven aus Laos nicht bei sich zulassen; aber die Cochinchinesen kaufen sie.

2) Die Vereinigung der Geschlechter kann nur durch die Ehe Statt finden, weil sie eine Verbindung ist, die für das ganze Leben geknüpft wird, die aber doch nicht unauflöslich ist.

Die Aeltern des Junggesellen halten um die Tochter bei ihren Aeltern an und bieten ihnen Etwas zu essen. Wird das Gesuch angenommen, so essen die Aeltern beider Familien die Geschenke mit einander. In einigen Provinzen herrscht die Gewohnheit, daß der Freier in das Haus des Mädchens geht, daselbst mehrere Monate, zuweilen wohl ein oder zwei Jahre bleibt und alle Arbeiten verrichtet, die ein Sohn vom Hause verrichten würde. Hält man ihn nach diesen Diensten nicht für annehmlich, und die Ehe findet nicht Statt, so werden ihm seine Arbeiten bezahlt.

Zuweilen verloben Aeltern ihre Kinder in der zartesten Kindheit, in einem Alter von zwei bis drei Jahren; aber die Verlobten wohnen nicht eher beisammen, als bis sie das Alter der Mannbarkeit erreicht haben. Um dieses Versprechen der Ehe zu sichern, bringt der Bräutigam oder seine Aeltern jährlich viermal der Braut und ihren Aeltern Geschenke, und wenn etwa nachmals

die Heirath nicht zu Stande kommt, so werden die Geschenke zurückgegeben.

Vor der Verheirathung muß der Bräutigam der Gemeinde eine, durch ihre Verordnungen bestimmte Summe von 3 bis zu 20 Piastern bezahlen. Wenn die Braut aus einer anderen Gemeinde ist, als der Bräutigam, so beläuft sich die Summe aufs Doppelte. Außerdem macht man auch den Vorstehern der Gemeinde ein Geschenk von Betel und Rak. Die Bezahlung dieses Geldes an die Gemeinde ist es eben, was die eheliche Verbindung berichtigt und bestätigt, und die nun jeden andern gesetzlichen oder religiösen Akt unnöthig macht.

Von diesem Augenblicke an ist die Ehe gültig und die Verlobten dürfen sich frei sehen. Indessen verfließen manchmal mehrere Monate zwischen der Hochzeit und der Bestätigung der Ehe. Ist dieser Tag endlich gekommen, so stellen die Aeltern der Braut ein großes Gastmahl an, sie miethen dabei Komödianten, welche zu Ehren des jungen Paares Gesänge singen und Wünsche für ihr Glück thun. Bei diesen Mahlzeiten machen die Aeltern beider Familien Geschenke, welche sich gewöhnlich auf eine höhere Summe belaufen, als das festliche Mahl kostet.

Nach der Mahlzeit führt man die Braut feierlich in das Haus ihres künftigen Gatten. Bei dem Eintritte wirft sie sich vor den Hausgötzen nieder, darauf vor dem Vater und Mutter ihres Bräutigams; und von

diesem Augenblick an gehört sie zum Hause und ist in der Gewalt des Mannes.

Weder ein natürlicher Fehler, noch eine Krankheit kann eine Ehe scheiden; sogar das physische Unvermögen ist keine Ursache zu ihrer Vernichtung, denn selbst die Verschnittenen dürfen sich verheirathen.

Die Ehe ist untersagt zwischen Verwandten in jeder geraden Linie und in der Seitenlinie zwischen Verwandten von Seiten des Vaters bis zum zehnten Gliede; von mütterlicher Seite aber ist sie nur im ersten Gliede verboten. Man darf die Tochter seiner Mutter, auch von einem anderen Vater erzeugt, nicht heirathen; hingegen aber wohl der Mutter Schwester, zwei Schwestern zu gleicher Zeit, eine Mutter und ihre Tochter, indessen nur eine nach der andern.

Der Mann hat über seine Frau die größte Gewalt; er darf nicht nur die Güter, die sie ihm zugebracht hat und die gewöhnlich bloß in einigen Möbeln und Kostbarkeiten bestehen, nach seinem Willen gebrauchen, sondern diese Gewalt erstreckt sich auch über die Person der Frau, die er schlagen und in Fesseln legen kann, so auch über alle die anderen Frauen, sie mögen seyn, von welcher Herkunft sie wollen. Wenn der Monarch eine von seinen Töchtern an einen Mandarin verheirathet, so giebt er ihr ein Schwert, um ihrem Manne den Kopf abzuschlagen, wenn er sich eines Verbrechens gegen den Staat schuldig macht; zu gleicher Zeit giebt er dem Manne eine Peitsche, um seine Frau zu züchtigen, wenn sie einen Fehler begeht.

Tödtet der Mann seine Frau, so wird er wegen dieses Verbrechens von der Gerechtigkeit verfolgt; aber nicht mit dem Tode bestraft. Er wird bloß zu einer Geldstrafe verurtheilt, die aber so stark ist, daß sie fast immer den gänzlichen Verlust seines Vermögens nach sich zieht, und ihn in die größte Dürftigkeit versetzt.

Den Frauen, deren Abhängigkeit von ihren Männern an den Stand des Gesindes, ja sogar an Sklaverei gränzt, ist vor der Ehe und nach der Trennung derselben die Verwaltung ihres Vermögens auf immer untersagt. Eine Mutter kann ihre Güter nicht ohne Zustimmung des Sohnes veräußern; noch eine Muhme ohne Genehmigung ihres nächsten Vetters, als des Oberhauptes der Familie.

Die Ehescheidung ist erlaubt; doch hat der Mann allein das Recht, den Abschied zu geben. Die Ursache braucht eben nicht sehr wichtig zu seyn; einiger Mangel der Achtung von Seiten der Frau gegen den Mann in Gegenwart eines Fremden, ist ein hinlänglicher Grund. Der Mann giebt seiner Frau einen Schein, wodurch er erklärt, daß er sie entlasse. Dieser Schein wird der Gemeinde vorgelegt und von dem Vorsteher der Gemeinde unterschrieben, der eine Abschrift davon aufbewahrt. Die Frau bekommt alsdann die eingebrachten Güter wieder und kann eine andere Ehe schließen. Die aus der geschiedenen Ehe entsprossenen Kinder bleiben unter der Gewalt des Vaters. Wenn der Mann nicht schreiben kann, so ersetzt man seine Unterschrift dadurch, daß man einen von den kleinen Stöcken, die man bei dem Essen des

Reißes braucht, und eine kleine Münze in Gegenwart des Vorstehers durchbricht, der eine schriftliche Nachricht davon aufsetzt, und jedem von den geschiedenen Gatten einen Theil des Stocks und der Münze übergiebt.

Wenn ein Mann seine Frau zu schlecht behandelt und zu hart schlägt, so flieht sie, mit Einverständniß ihrer Aeltern, aus des Mannes Hause und verbirgt sich. Alsdann verfahren die Aeltern gegen den Mann auf eben die Weise, als hätte er seine Frau umgebracht, und da er sie nicht gegenwärtig darstellen, noch ihren Tod durch ein natürliches Mittel rechtfertigen kann, so ist er in Gefahr, zu ungeheueren Geldstrafen verurtheilt zu werden, denen er nur ausweichen kann, wenn er die Sache in Ordnung bringt und sich zur Ehescheidung versteht.

Zwar darf man mehrere Frauen zugleich haben; aber nur eine hat die Rechte der gesetzmäßigen Frau; die anderen werden wie Kebsweiber angesehen. Der Mann erklärt bei der Heirath, auf welchen Fuß er seine Frau annimmt. Hat er aber eine als die gesetzmäßige angenommen, so darf er diesen Titel keiner andern geben. Heirathet er zwei Schwestern zugleich, dann kann er erklären, welche von beiden die gesetzmäßige Frau seyn soll. Die Verehelichungen mit der eigentlichen Frau und mit der Beischläferin werden auf gleiche Weise gefeiert, doch die letztere mit wenigern Ceremonien und geringerem Aufwande. Die eigentliche Frau ist allein Gebieterin im Hause und hat über die anderen Frauen eine Macht, die fast der Macht eines Herrn über sein Gesinde gleicht. Diese Macht erstreckt sich nicht nur über alle Kinder

ihres Mannes, sondern auch über die Kinder der anderen Frauen. Bei ihrer Erziehung gilt sie am meisten und die Kinder nennen sie ihre Mutter, unterdessen daß sie ihre wirkliche Mutter als ihre älteste Schwester betrachten.

Wenn eine Concubine bei dem Manne den Vorzug erhält, so läßt er ihr ein kleines Haus neben dem seinigen bauen, und wohnt mit ihr darin; aber die eigentliche Frau bleibt immer Gebieterin in dem großen Hause, und kann sogar, wenn sie es will, die Kinder der Begünstigten darin behalten.

3) Das verhaßte und barbarische Recht *), das man in China eingeführt hat, die neugebornen Kinder auszusetzen, findet in den Staaten des Kaisers von Tunkin nicht Statt. Der Vater ist verpflichtet, seine Kinder zu erhalten und zu ernähren, selbst wenn sie ungestaltet sind. Man ist auch, unabhängig von den Gesetzen, weit entfernt, seine Kinder zu ermorden; vielmehr kauft man Kinder, ehe man eines umkommen ließ. Der Stand des Vaters einer zahlreichen Familie ist ehrenvoll, und zu gleicher Zeit nützlich; denn da die Ernährung eines Menschen nicht viel erfordert, so sind die Kinder bald im Stande, durch ihre Arbeit mehr einzutragen, als ihr Unterhalt kostet.

Der Vater hat über seine Kinder eine fast unbegränzte Macht. Er darf sie sogar, wenn seine Umstände

*) Ein solches Recht giebt es in China nicht; nur aus Noth setzen Aeltern die Kinder aus, wenn sie sie nicht ernähren können. D. H.

in Verfall kommen, verkaufen, doch nicht als Sklaven, sondern als Gesinde nur auf eine gewisse Zeit, und alsdann darf er auch zugleich seine Frau als Aufseherin ihrer Kinder verkaufen, worauf sie auch gewöhnlich das Kebsweib des Käufers wird. Diese väterliche Gewalt hört auf, sobald die Kinder das Alter von 18 Jahren erreicht haben, weil sie alsdann zum Kriegsdienste reif sind, das Recht, ihre Stimmen bei den Versammlungen der Gemeinde zu geben und den völligen Stand der Bürger erlangt haben; indessen mögen sie noch so alt seyn und noch so viele Rechte besitzen, so dürfen sie doch niemals ihren Vater vor Gericht ziehen. Sowohl die Anhänglichkeit, als auch die Hochachtung der Kinder gegen die Aeltern geben ihrer Abhängigkeit eine noch größere Ausdehnung, als das Gesetz vorschreibt.

Annahme an Kindes-Statt ist hier ebenfalls nicht ungewöhnlich, und ein angenommenes Kind hat eben die Rechte, als diejenigen, die aus einer Ehe entsprossen sind. Zuweilen macht der wirkliche Vater Geschenke, um es zu bewirken, daß sein Sohn adoptirt werde; zuweilen erhält er solche, um in die Adoption zu willigen, und dieses ist noch ein Mittel für den wirklichen Vater, einen Vortheil bei der Verfügung unter seinen Kindern zu erlangen.

4) Alle Kinder haben das Recht zur Nachfolge ihres Vaters, von welcher Mutter sie auch seyn mögen; doch wird der Sohn von der eigentlichen Frau, wie der älteste angesehen, wenn er es auch nach der Ordnung der Geburt nicht seyn sollte, und vermöge des Rechts

des Alters bekömmt er das väterliche Haus zum voraus *). Die anderen Güter werden gleich getheilt.

Die Töchter bekommen fast gar nichts von dem väterlichen Nachlasse, weil man hofft, daß sie bei ihren Männern genug zu leben haben. Die Sorge für ihren Unterhalt bis zu ihrer Verheirathung ist mit dem Rechte der Erstgeburt verbunden. Wenn sie keinen Mann finden können, so bauet man ihnen ein kleines Haus und giebt ihnen einiges Land, um davon zu leben. Wenn sie der älteste Bruder nicht hinlänglich versorgen kann, so schäfft die Gemeinde das Fehlende an. Mit dem Vorzugsrechte des Erstgebornen ist auch die Besorgung der Opfer verbunden, die man den Vorfahren bringen muß.

Nicht selten trägt es sich zu, daß der Vater, wenn er zu einem gewissen Alter gekommen ist, sein Vermögen unter seine Kinder theilt, und sich bei einem von ihnen niederläßt, um da ernährt und verpflegt zu werden; die anderen Kinder entschädigen sodann den, der diese Besorgung übernimmt.

Der Vater kann durch sein Testament die Ordnung der Erbfolge verändern, und sogar seinen Sohn enterben; um aber dieses zu bewirken, muß er seine Absicht

*) Es ist möglich, daß das Recht der Erstgeburt in einem Zehnten von den Gütern bestehe, und daß das väterliche Haus, außer dem Betrage dieses Zehnten noch zum voraus hingenommen werde. Hierüber haben wir keine gewissen Nachrichten.

der Gemeinde bekannt machen und eine Akte darüber aufnehmen lassen.

5) Bei Verkaufungen, Versteigerungen oder Vertauschungen, wo es nur bewegliche Dinge betrifft, ist ein Zeuge zureichend, um den Vertrag gültig zu machen; betrifft aber die Verfügung Grundstücke, als Aecker oder Häuser, so muß der Vertrag schriftlich aufgenommen und von den Kontrahenten und dem Vorsteher des Dorfs unterzeichnet werden. Wenn einer von den Kontrahenten nicht schreiben kann, um die Unterschrift zu machen, so taucht er den Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand in die Dinte und drückt sie unter die Akte, welches denn zur Bescheinigung dient.

Im Fall, daß Jemand seine Schulden nicht bezahlt, nimmt man ihm nach einander die Möbeln, die Thiere, Ländereien, Haus, Kinder und Frau, die man arbeiten läßt, um dadurch die Schuld zu tilgen. Zuletzt bemächtigt man sich auch der Person des Schuldners selbst, den der Gläubiger nicht nur zu seinem Nutzen arbeiten läßt, sondern ihn auch mißhandeln darf, um ihn zur Entdeckung der Güter zu zwingen, deren Verheimlichung er etwa argwöhnt. Der Schuldner ist der Willkür seines Gläubigers fast gänzlich überlassen.

Wiewohl das besondere Eigenthum eines Landgutes das Recht auf alle Früchte des dazu gehörigen Ackers ertheilt, so giebt es doch Gemeinden, wo nach dem Abärndten des Reißes, und ehe das Land von neuem bearbeitet wird, das ganze Feld zum Nutzen der Gemeinde

an Enten-Händler, welche die Enten daselbst weiden, verpachtet wird.

6) Die Einrichtung der bürgerlichen Processe ist sehr einfach. Auf Verlangen der klagenden Partei fordert der Richter den Menschen, gegen den die Klage gerichtet ist, vor sich; Soldaten, die sich stets bei dem Mandarin finden, und zu diesem Geschäfte bestimmt sind, ergreifen diesen Menschen, legen ihm um den Hals eine hölzerne Maschine, worein sein Hals paßt *), und führen ihn in diesem Zustande vor den Richter und da wird er in Gegenwart seines Gegners verhört. Die Parteien müssen sich selbst über ihre Sache ohne Hülfe eines Rechtsgelehrten und eines Raths erklären; und wenn sie sich gegen einander eines beleidigenden oder gegen den Richter eines unanständigen Ausdrucks bedienen, bekommen sie Hiebe mit einer Art von biegsamem Rohre, woraus man die Röhrstöcke macht **), und nach dieser Züchtigung wird das Urtheil gesprochen.

Man erkennt der Partei, die den Proceß gewinnt, die Wiedererstattung ihrer Kosten und zuweilen des Schadens und der verlornen Vortheile zu; aber wegen der gerichtlichen Umschweife ist es selten, daß diese Zuerkennung wieder zum Ersatze der Kosten verhelfe.

7) Die Kriminal-Processe werden entweder nach der Angabe des Anklägers oder nach der bloßen Kenntniß ge-

*) Der Kangu der Chinesen. D. H.

**) Also mit dem Bambus, ebenfalls wie in China. D. H.

führt, die ein Richter von der Wirklichkeit eines Verbrechens hat.

Wenn es nur geringe Verbrechen, auch wohl einen Diebstahl betrifft, und wenn die Sache von keiner sonderlichen Wichtigkeit ist, so wird der Beklagte zuweilen vorgelassen, um sich gegen die Anklage zu rechtfertigen, indem er zum Tempel geht, um da seine Unschuld zu versichern.

Ist das Verbrechen wichtig, so wird die Untersuchung regelmäßig angestellt und besteht in Vorhaltung der Punkte, die zur Ueberführung dienen, in Abhörung der Zeugen und ihrer Zusammenstellung mit dem Verklagten und überhaupt in einer großen Menge von Verhören, die man über ihn anstellt. Sind die Zeugen der Falschheit überwiesen, oder auch verdächtig, so läßt sie der Richter mit dem Bambus schlagen, und braucht eben dieses Mittel auch gegen den Verklagten, wenn er sich in den Antworten auf die Verhöre nicht zuverlässig ausdrückt. Wenn es erforderlich ist, von ihm ein Geständniß seines Verbrechens und seiner Mitverbrecher herauszubringen, so läßt man ihn die Tortur aushalten, die vor Alters darin bestand, daß man den Angeklagten ganz nackt mit Armen und Beinen oben an einen Arekabaum band und ihn darauf bis auf die Erde niederfallen ließ. Die Knoten des Baums machten ihn ganz blutig, oft zerrissen sie ihn bis auf die Eingeweide und er starb kurz nachher. Heut zu Tage spannt man den Missethäter auf der Erde aus, macht ihn fest und giebt

ihm mit einem Rohre, das mit Kupfer beschlagen ist, Hiebe auf die Lenden. Zuweilen ist diese Tortur so grausam, daß der Missethäter davon stirbt: dies ist aber ein seltener Fall.

Kommt ein Mädchen oder eine Witwe mit einem Kinde nieder, welches sie einem Manne zuschreibt, der es nicht anerkennen will, und wenn er behauptet, daß er keinen verbotenen Umgang mit ihr gehabt, oder daß sie solchen mit andern Männern gehabt habe, so zieht man einige Tropfen Bluts aus dem Körper des Kindes und des vorgeblichen Vaters, und wenn diese Blutstropfen, zusammengebracht sich mit einander vermischen und schnell zusammenfließen, so hält man diese schnelle Vereinigung und Aehnlichkeit für einen Beweis, daß der Angegebene der Vater sey.

Ein Mensch, der bei einem leichten Verbrechen auf frischer That ertappt ist, wird zur öffentlichen Sicherheit von den Gerichtsdienern eingefangen und sodann gebunden in sein Haus geführt, und hier leben sie dann auf seine Kosten; darauf lassen sie ihn ohne weitere gerichtliche Umstände eine Geldstrafe bezahlen. Zwar steht es ihm frei sich an die Gerichte zu wenden, er läuft aber dann Gefahr, eine noch größere Strafe auszustehen.

Die Einrichtung der Kriminal-Processe ist mit großen Kosten verbunden. Wenn das Verbrechen von einiger Wichtigkeit ist, vornämlich wenn es einen Mord betrifft, so begeben sich ein oder mehrere Mandarinen an den Ort der That, um, von 15 bis 20 Mitgliedern

des Gerichts begleitet, daselbst ein Protokoll aufzunehmen. Man treibt es zur richtigern Darstellung der That so weit, daß man einen Riß von dem Orte aufnimmt, wo das Verbrechen begangen ist; ist sie aber auf freiem Felde geschehen, so wird dort ein Haus errichtet, welches den Mandarinen während der Untersuchung, die zuweilen drei Wochen oder einen Monat dauert, zur Wohnung dient. Alle diese Unkosten fallen dem Angeklagten zur Last und wenn sein Vermögen darauf gegangen ist, so ist die Gemeinde dafür verantwortlich und genöthigt, sie abzutragen.

Außer den großen Städten giebt es keine Gefängnisse; hiezu braucht man die Häuser der Mandarinen. Es sind daselbst Sicherheits-Oerter angelegt, worin sich Ketten und alle übrigen, zur Bewahrung der Gefangnen nöthigen Werkzeuge befinden.

8) Gegen jede Art von Verbrechen und sogar gegen schlechte Aufführung sind Strafen bestimmt und verhältnißmäßig eingerichtet. Aber ihre Abstufung erstreckt sich nicht sehr weit; denn die Vergehungen gegen die Sitten und Anständigkeit werden nach Verhältniß strenger geahndet als das, was eigentlich die Gesellschaft verletzt. Einige Strafen werden der Willkür der Richter überlassen, die sie nach der Nachsicht mildern, welche die Absicht des Missethäters verdienen kann.

Die geringste Strafe, die nur unvollkommen diesen Namen verdient, ist das vorhin erwähnte Fangbret, das um den Hals gethan wird und bei der Untersuchung im

Civil-Processen zugleich dazu dient, um sich eines Menschen zu versichern. Eine noch für leichter gehaltene Strafe besteht in Schlägen mit dem Rohre; die Verwandten des Kaisers bekommen sie zu Zeiten öffentlich und erscheinen am folgenden Tage wieder bei Hofe. Diese Art der Züchtigung macht nicht so viele Schande, als ein bloßer Verweis oder ein strenger Tadel des Kaisers machen würde. Das Uebel Schläge zu bekommen, bezieht sich nur auf die Empfindung des Schmerzens; und wenn der Leidende reich ist, so besticht er den Menschen, der ihn schlagen soll und verpflichtet ihn, eine leichte Hand zu führen.

Die Geldstrafe, wozu man zuweilen der bloßen Unbedachtsamkeit wegen verurtheilt wird, ist mehr gefürchtet. Zwei Personen von verschiedenem Geschlecht werden, wenn man sie an einem einsamen Orte beisammen findet, zu einer Geldstrafe verurtheilt, die in der That eben nicht beträchtlich ist; aber für schwere Vergehungen vernichten manchmal die Geldstrafen das Vermögen der Verurtheilten und wohl gar ihrer Familie: denn die Väter müssen für ihre Kinder, die bei ihnen wohnen, bezahlen.

Ein Mädchen, das ein Kind gebiert, wird mit einer Geldstrafe belegt, die sich bisweilen bis auf die Hälfte der Güter ihres Vaters beläuft und außerdem wird es einen Monat nach der Niederkunft, gepeitscht. Um sich diesem Unglück zu entziehen, bittet man, sobald man entdeckt, daß ein Mädchen schwanger ist, einen Freund von der Familie sie zu heirathen; und er nimmt das Kind auf seine

Rechnung; doch ist es ihm erlaubt sich nachher von ihr zu scheiden.

Die Gemeinden sind für die Verbrechen verantwortlich, die in dem Umfange ihres Gebiets begangen werden; und wenn sich ein Leichnam findet, ist die gegen die Gemeinde erkannte Geldbuße so groß, daß sie oft den Untergang aller ihrer Einwohner nach sich zieht, so daß sie genöthigt werden zu fliehen und das Vaterland zu meiden. Sobald sie daher einen Leichnam auf ihrem Gebiete finden, eilen sie ihn zu begraben, oder ihn in fließendes Wasser zu werfen, das ihn denn in ein anderes Gebiet oder zu dem Meere führt.

Zuweilen ist mit der Geldbuße noch das Urtheil der Verbannung verknüpft, oder die Elephanten-Ställe auf gewisse Jahre zu reinigen und während der Zeit auf der Brust Kreuze als Zeichen der Schande zu tragen.

Den Diebstahl hat man nicht für eine so wichtige Verletzung der Gesellschaft angesehen, um eine Todesstrafe darauf zu setzen; das Abhauen des Daumens ist die Strafe des Diebes, wenn er nicht wieder auf dieses Laster verfällt; der Betrüger wird eben so behandelt. Aber (welches auffallend dagegen absticht) die Ehebrecher werden zum Tode verurtheilt: ergreift man sie auf frischer That, so werden sie in ein Netz eingeschlossen, so vor die Richter getragen und sogleich enthauptet.

Ein Mörder wird mit dem Tode bestraft; doch die Ermordung einer Frau durch ihren Mann wird nur mit einer, wiewohl sehr schweren, Geldbuße bestraft.

Falsche Anklage wird nach dem Vergeltungs-Rechte bestraft.

Die gegen gewöhnliche Verbrechen erkannten Strafen werden durch eine öffentlich bekannt gemachte Verordnung angegeben; was aber die großen, besonders die Staats-Verbrechen betrifft, so sind dagegen außerordentliche Strafen durch eine geheime Verordnung vorgeschrieben, die nur den Richtern über dergleichen Verbrechen bekannt ist und zuweilen vermehret noch der Kaiser, oder der große Rath diese Strafen. So hat der Kaiser den widerrechtlichen Reichsbesitzer Tay-son durch Elephanten viertheilen und Rebellen und Verräther in Stücken zerhauen und diese von ihren Soldaten aufessen lassen.

Die Todesstrafe wird auf verschiedene Art vollzogen, indem sie sich nach der Natur des Verbrechens und dem Stande des Schuldigen richtet. Gewöhnlich wird der Verurtheilte auf dem öffentlichen Markte hingerichtet. Wenn das Urtheil nicht fordert, daß der Leichnam einige bestimmte Tage hindurch zur Schau ausgestellt werden soll, so nehmen ihn die Verwandten zu sich und begraben ihn.

Ist der Verurtheilte ein Mann von ansehnlichem Stande, so schickt man ihm seidene Schnüre ins Gefängniß, um sich zu erdrosseln: kann er sich nicht entschließen sich selbst das Leben zu nehmen, so wird er im Gefängniß enthauptet.

Bei ſehr ſchweren Verbrechen, müſſen die Miſſe-thäter, ehe ſie den Tod leiden, eine beträchtliche Geld-ſtrafe bezahlen und ihre Reue darüber bezeugen, daß ſie gegen die den Göttern ſchuldige Ehrfurcht gehandelt, ihre heiligen Geſetze übertreten und ihren Mitbürgern durch ihr böſes Beiſpiel ein Aergerniß gegeben haben; und ſie müſſen ſie ermahnen, ihnen nicht darin gleich zu werden.

Die Marter der zum Tode verurtheilten Frauen iſt ſchrecklich. Elephanten werfen ſie in die Luft und fangen ſie, wenn ſie herunterfallen, mit ihren Zähnen auf, oder zermalmen ſie unter ihren Füßen.

Den Henker entehrt ſein Geſchäft nicht: in Tun-kin wird es von einer Familie aus Cochinchina aus-geübt, in welcher es ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten iſt.

9) Man zählt fünf Stufen von Gerichten, deren erſte das Gericht der Gemeinden iſt, welches in der letzten Inſtanz über die Vollziehung der Verordnungen, die es zu machen das Recht hat und welche Polizei-Verordnungen ſind, richtet; bei andern Fällen appellirt man von dieſem Gerichte an einen Beamten, als den Appellations-Richter von drei Gemeinden. Von dieſem Beamten appellirt man an ein Kreis-Gericht, unter welchem drei Aemter ſtehen, von dieſem Gerichte an die Regierung der Provinz und von der Regierung an den königlichen Rath. Selten kann man alle dieſe Stufen durchgehen, weil bei jeder Stufe Geſchenke an die Richter gemacht werden müſſen: und bei jeder dieſer

Stufen wird man, wenn man Unrecht bekommen hat, oder sich bei der Entscheidung unschicklicher Ausdrücke bedient, zu Schlägen mit dem Rohre verurtheilt.

Der Gerichtshof der Gemeinde bildet ein Gericht der Geschwornen, das aus allen zur Stimmung fähigen Mitgliedern der Gemeinde besteht. Das Urtheil soll sich nach der Mehrheit der Stimmen richten; aber es ist gewöhnlich, daß der Syndikus das Urtheil, ohne die Stimmen zu zählen und nach seiner Meinung von der Mehrheit ausspricht, wodurch sein Ansehn sehr gewinnt.

Die höheren Gerichte bestehen, bis auf den großen Rath, nur aus zwei Mandarinen, einen vom Soldatenstande, einem Gelehrten und aus Beisitzern, die nur eine rathende Stimme haben. Zum Staatsrathe wird eine große Anzahl Personen berufen, um Sitz zu nehmen; doch der Kaiser allein entscheidet.

Kein Todes-Urtheil kann vollzogen werden, wenn es nicht von dem großen Rathe des Kaisers bestätigt ist; wenn aber der Mandarin einem Verklagten nicht wohl will, so läßt er ihn so heftig mit einem mit Kupfer beschlagenen Rohre schlagen, daß der Delinquent davon stirbt.

Ist das Volk im Aufruhr, so erlauben sich die Mandarinen, um das Volk im Zaum zu halten, oder zu beruhigen, die Urtheile sogleich nach dem Ausspruche zu vollziehen, und mißbrauchen zuweilen diesen Vorwand.

Zur Zeit des Krieges verurtheilt ein aus Militärpersonen bestehender Rath den Soldaten und Bürger

zum Tode, und schreitet sogleich zur Ausführung des Urtheils.

10) Obgleich die meisten dieser Einrichtungen weise und gut sind, so fehlt doch noch viel, daß die Gerechtigkeit gehörig verwaltet würde und daß das Recht gesichert sey, weil die Obrigkeiten sich oftmals bestechen lassen. Sie nehmen nicht nur offenbar Geschenke, die für ein Recht der Gerichtsverwaltung angesehen werden, sondern auch auf Nebenwegen lassen Unterhändler mehr oder weniger beträchtliche Summen in ihre Kasse fließen, die sich immer nach der Beschaffenheit der gehofften Gunst richten; und es ist selten, daß man sich nicht von der Strafe seiner Verbrechen durch Geld losmachen könnte. In den Provinzen giebt es Gerichte, die das Recht haben auf das schlechte Verhalten der Mandarinen zu achten und wer Grund hat sich über sie zu beklagen, darf daselbst Schutz suchen.

Aber diese Gerichte sind eben sowohl der Verführung und Bestechung unterworfen. Die Gesetzgeber in Tunkin haben dieses, für das gemeinschaftliche Wohl so schädliche Verfahren anerkannt und beklagt, aber keine wirksamen Mittel angewandt, um diesem Uebel abzuhelfen.

11) Was die Aufsicht über die öffentliche Sicherheit im Allgemeinen betrifft, so ist sie ziemlich gut; sie ist aber sehr ungleich in den verschiedenen Staaten des Kaisers und in den verschiedenen Gemeinden einer und eben derselben Provinz. Den Gemeinden ist die Handhabung der Polizei unmittelbar übertragen und in jeder derselben sind junge Leute über die Bewachung der Feldfrüchte und die

Sicherheit der Häuser gesetzt. Für diese Aufsicht bekommen sie eine Vergeltung von jedem Eigenthümer, die sich nach der Größe seines Vermögens richtet; und wenn ein Diebstahl geschieht, es mag bei Tage, oder bei Nacht seyn, sind sie verpflichtet den Bestohlnen zu entschädigen.

Einige Gemeinden haben bei ihrer Polizei so weise Einrichtungen und achten mit solchem Fleiß auf ihre Handhabung, daß in ihrem ganzen Gebiete die schönste Ordnung herrscht. Ein Mann darf nicht in das Haus einer verheiratheten Frau in Abwesenheit ihres Mannes, auch nicht einmal in irgend ein Haus gehen, ohne zuvor die Erlaubniß des Herrn erhalten zu haben. Jedes Eigenthum ist gesichert und man rührt eben so wenig die Früchte der, an den Heerstraßen stehenden, als der in Gärten eingeschlossenen Bäume an.

Bevor die bürgerlichen Kriege die Sitten verändert und mit Gewaltthätigkeit und Verbrechen vertraut gemacht hatten, hörte man sehr selten von einem beträchtlichen Diebstahle und noch weit weniger von einem verübten Morde. Noch jetzt giebt es in Tunkin und Cochinchina Distrikte, wo seit vielen Jahren kein grobes Verbrechen von den Einwohnern begangen ist; und obgleich Todesstrafen auf mehrere Verbrechen gesetzt sind, ist man der Meinung, daß in gewöhnlichen Zeiten wegen Verbrechen, die vor den Gerichten beurtheilt werden, in ganz Tunkin in einem Jahre nicht mehr als 20 bis 30 Personen umkommen.

Drittes Kapitel.

Finanzwesen.

1) Es war ein Mal eine Zeit, wo Tunkin und Cochinchina frei von allen Abgaben waren und wo man die Staats-Ausgaben aus den königlichen Domainen bestritt. Ein großer Theil dieser Domainen ist den Gemeinden überlassen; was übrig ist, liefert noch ansehnliche Einkünfte, und den Reiß, der darin geärndtet wird, verwahrt man in großen Vorrathshäusern, zur Ernährung der Truppen und zum Verkaufe an das Volk zur Zeit der Theuerung. Als diese Einkünfte nicht mehr zureichten, um den Bedürfnissen des Staats abzuhelfen, ist es nöthig geworden, dafür durch Auflagen zu sorgen. Anfangs waren sie freiwillig: denn so selten man auch dergleichen patriotische Gaben, wodurch sich manche Republiken ausgezeichnet haben, in despotischen Staaten findet, so sind sie ihnen dennoch nicht ganz fremd: heut zu Tage aber sind sie, mit Ausnahme der kritischen Zeitpunkte und der außerordentlichen Vorfälle, ungewöhnlich geworden. Seitdem die Regierung kostspieliger geworden ist und das Militär besoldet wird, seitdem die Fürsten die Großmuth ihrer Unterthanen gemißbraucht haben; seitdem der Eigennutz über den öffentlichen Vortheil gesiegt hat, ist es durchaus noth-

wendig geworden, daß die öffentliche Macht die Auflagen vermehrte und bestimmte. Das ist das Schicksal aller Staaten, so auch besonders des Staats von Tunkin.

2) Man hat dort fast alle die Auflagen, die in Europa eingeführt sind, wovon es 4 Hauptarten giebt, Personalsteuer, Grundsteuer, Lieferungen an Naturalien und Frohndienste, den Soldatendienst und Unterhaltung des Militärs. Außerdem giebt es noch Abgaben vom Handel, Lieferungen, die da, wo der Kaiser durchreiset, eingetrieben werden und Dienste ohne Bezahlung, welchen der Kunstfleiß unterworfen ist.

Die Personalsteuer ist jetzt sehr hoch und lästig; sie beläuft sich auf zwei Beutel für jede Person, welche den Werth eines Piasters ausmachen; doch sind in einigen Theilen der Staaten des Kaisers diese Taxen mäßiger. Sobald ein Mensch 18 Jahr alt ist, muß er diese Steuer bis zum Alter von 50 Jahren abtragen; von 50 bis 60 Jahren zahlt er nur die Hälfte dieser Steuer und über 60 ist er davon frei. Auch die Frauen und Mädchen sind ihr nicht unterworfen, aber die Witwen bezahlen sie; die zum königlichen Hause gehören, bezahlen nichts. Die Kinder der Mandarinen sind, entweder mit Erlaubniß des Fürsten oder durch eine betrügliche Ausdehnung der Befreiung, fast immer davon ausgenommen. Uebrigens erhalten sie fast immer ein Recht zu dieser Ausnahme, weil sie in diesem Alter den Kriegsdienst antreten oder sich dem Studieren widmen; mit beiden

ist die Befreiung von dieser Steuer verbunden. Die geringern Mandarinen sind zwar nach dem Gesetze nicht davon ausgenommen; da sie aber die Vertheilung der Steuern haben, so finden sie fast immer Mittel sich davon zu befreien.

Alle Jahr bestimmt die Regierung den Betrag dieser Steuer nach den, in den Gemeinden angestellten Volkszählungen, die gewöhnlich eine geringere Anzahl angeben, als der Bestand der Bevölkerung wirklich ist und der fast immer nach dem vorjährigen eingerichtet wird. Die Regierung duldet diesen Betrug, ob sie ihn gleich kennt, weil sie sich gezwungen sieht, eine so lästige Auflage zu erleichtern. So verleitet die Regierung zur Lüge und belohnt sie durch Duldung. Die Mandarinen sind über diese unregelmäßige Einrichtung nicht unzufrieden, weil das Recht, das sie haben, auf genauere Erklärungen zu bringen, die Gemeinden abhängiger von ihnen macht.

Alle Steuerpflichtigen werden nach gleicher Taxe, ohne Rücksicht auf die Ungleichheit ihres Vermögens geschätzt; bei der Vertheilung aber, welche die Vorsteher der Gemeinde machen, wird auf diese Ungleichheit Rücksicht genommen.

3) Die Grundsteuer erstreckt sich auf alle eintragenden Ländereien, die Häuser und Gärten ausgenommen. Diese Auflage richtet sich nach der Beschaffenheit der Aecker, die unter drei Klassen gebracht sind; sie soll sich auf vier Procent von den rohen Produkten belaufen, und dies macht auf acht Procent von dem

reinen Einkommen aus, weil man die Aecker um die Hälfte der Aerndte für den Eigenthümer des Landes verpachtet.

Die fürstlichen Ländereien, welche die Gemeinden mit Bewilligung der Regierung besitzen, werden mit einer doppelten Steuer vor den erblichen Ländereien beschwert. Da diese Steuer vorzüglich auf die Reißfelder fällt, so wird sie in den Monaten April und Oktober, wo man den Reiß einärndtet, erhoben.

Der Staatsrath vertheilt die Steuern unter die Provinzen und die Statthalter letzterer machen die Vertheilung unter die Aemter, deren Anzahl nach der Größe der Provinzen verschieden ist. Es sind wenigstens zwölf und höchstens zwei und dreißig. Die Aemter sind in Departements und diese in Toparchieen getheilt, wovon jede wenigstens aus zwei und höchstens aus zwölf Aldeen (Dörfern) besteht. Diese Abtheilungen, die nicht mit denen einerlei sind, welche zur Verwaltung der Justiz gemacht sind, entrichten im Ganzen die vorgeschriebene Summe und sichern der Regierung die Erhebung dieser Steuer. In den Gemeinden geschieht die Vertheilung der Steuern durch selbst gewählte Vorsteher, welche während ihres Amtes und wohl noch länger die Befreiung von der ganzen, oder wenigstens von einem Theile der von ihnen vertheilten Steuer genießen.

4) Die Anschaffung der Materialien zum Bau und zur Unterhaltung der Festungen, der Brücken, der Heerstraßen, verbunden mit den Arbeiten, die zum Anschaffen

und Fortbringen und zur Anwendung dieser Materialien nöthig sind, ist eine noch beschwerlichere Last, als die Abgaben in baarem Gelde und ist seit einiger Zeit durch die große Menge von Festungen und öffentlichen Werken, die der Kaiser bauen läßt, sehr vergrößert worden.

Jetzt muß jeder Frohnpflichtige einen behauenen Stein, eine Tracht Brennholz, eine gewisse Quantität Eisen, Oel, Kalk und Kohlen anschaffen und diese Materialien verarbeiten, oder einen Menschen besolden, der diese Arbeit für ihn übernimmt.

Diese Art der Auflage macht die Leute doppelt unglücklich; einmal weil sie ungerecht ist, da sie auf dem Armen, wie auf dem Reichen in gleichem Maße liegt; und zweitens, weil sie zu sehr vielen Bedrückungen Gelegenheit giebt. Man zwingt die Pflichtigen, die anzuschaffenden Materialien weit her zu holen und sogar von solchen Oertern, zu welchen man nur mit Mühe und Gefahr gelangen kann. Oft wenn diese Materialien als untauglich verworfen worden, sind die Frohnpflichtigen genöthigt, um ihnen eine Annahme zu verschaffen, den Vorgesetzten Geschenke anzubieten, oder eine größere Menge zu liefern, um die geringere Güte dadurch zu ersetzen; und alsdann verkaufen die Vorgesetzten eben dieselben Materialien, die nicht angenommen sind, als hätten sie das größte Recht dazu. Die fiskalische Schlauheit weiß noch mehrere dergleichen Kunstgriffe zu erfinden.

Sehr oft schließen die Mandarinen ihre Augen [redacted] solche Bedrückungen zu und schützen sie sogar,

weil sie den daraus entspringenden Gewinnst selbst mit benutzen. Sind die Mißbräuche zu auffallend und machen Klagen bei ihrer Allgemeinheit zu großen Eindruck, so läßt der Mandarin einige von den schuldigsten Vorgesetzten einziehen, verurtheilt sie, und läßt sie hinrichten, ohne eine Untersuchung mit ihnen anzustellen, aus Furcht durch ihre Aussagen in die Sache mit verwickelt zu werden und dieses schnelle Urtheil wird nebst der Ausführung durch die Nothwendigkeit, den Klagen des Volks Einhalt zu thun, entschuldigt.

Den geringern Mandarinen liegt es ob, über die Abschaffung der Materialien zu öffentlichen Bauten und über die Arbeiten zu ihrer Vollendung zu wachen.

Gehn solche Bauten zu langsam fort, so lassen die königlichen Mandarinen die geringern Mandarinen mit Stockschlägen bestrafen, oder in das Fangbrett spannen. In solcher Lage dringen diese auf die Bezahlung und die Arbeit und schlagen auf die von den Dörfern erwählten Vorsteher, diese, auf die Steuerpflichtigen, diese wieder auf ihre Frauen und Kinder; und vermittelst der Schläge und der stufenweisen schlechten Behandlung befriedigt man endlich die Auflagen des Staats.

Gleiche Zwangsmittel werden zur Eintreibung der Abgaben an Gelde angewandt und sind nicht die einzigen; man bemächtigt sich des Viehes, der Kinder und Frauen und endlich der Person des Steuerpflichtigen selbst. Wenn das Vieh weggenommen und verkauft

wird, ist es erlaubt, solches wieder zu kaufen; dieser Wiederkauf aber ist immer zu einem weit höhern Preise, als er bei dem erzwungenen Verkaufe war. Den in Verhaft genommenen Steuerpflichtigen ernährt die Regierung nicht; seine Familie muß ihn beköstigen, verweigert sie dies, so bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, als eine Almosensammlung von einem der ihn bewachenden Soldaten anstellen zu lassen und es ist fast ohne Beispiel, daß das den Tunkinesen so eigene Mitleid, ihm nicht zu Hülfe kömmt; gewöhnlich macht aber der sammelnde Soldat für seine Bemühung einen übertriebenen Abzug von den Almosen.

Eine besondere und sehr beschwerliche Auflage für mehrere Ortschaften ist folgende. Der Kaiser macht jährlich eine Reise von Phu-xuan, der Hauptstadt in Obercochinchina, seiner gewöhnlichen Residenz, nach Bac-kinh, der Hauptstadt in Tunkin. Die Gemeinden, die sich auf dieser Straße befinden, müssen für den Kaiser und sein Gefolge, das einer kleinen Armee gleicht, alle Bedürfnisse anschaffen; außerdem müssen sie von vier zu vier Meilen Häuser errichten und sie ausmöbliren, damit der Kaiser daselbst speisen und ruhen kann; jedesmal, wenn der Kaiser durchgekommen ist, werden nun die Möbeln hinweggenommen, und das Haus muß von neuem ausmöblirt werden.

5) Die Verpflichtung zum Kriegsdienste geht von 18 Jahren bis zum funfzigsten; man verlängert auch wohl die Zeit dieses Dienstes, um Leute zu haben, die

an das Soldatenleben, an Beschwerden und Gefahren gewöhnt sind.

In Tunkin nimmt der Kaiser den siebenten Mann aus und in Cochinchina den dritten. Jede Gemeinde muß für Kleidung, Rüstung und Besoldung des Mannes sorgen, den sie stellt; daß dies eine sehr lästige Auflage ist, werden wir sogleich im Abschnitte vom Kriegsdienste sehen. Der Kaiser kömmt den Gemeinden in Cochinchina zu Hülfe, die wegen der Menge von Leuten, die sie stellen, diese Last unmöglich ertragen könnten.

Hat der Soldat ein Verbrechen begangen, so ist die Gemeinde dafür verantwortlich, desertirt oder stirbt er, so muß sie ihn wieder ersetzen, daher wählt sie die Soldaten aus den reichsten Familien, weil diese Familien am besten für sie einstehen können.

Wenn ein Soldat durch seine Dienste zum Range eines Offiziers gelangt ist, hört er auf der Gemeinde zur Last zu fallen und wird vom Kaiser besoldet; kommt er aber in seine Gemeinde zurück, so muß ihm die Gemeinde ein Haus bauen und den Göttern durch Opfer danken, daß sie ihnen die Ehre erwiesen, einen so braven Mann hervorgebracht zu haben.

6) Der auswärtige Handel ist nur bei der Einfuhr mit Abgaben beschwert; die Ausfuhr ist davon, einige Waaren ausgenommen, deren Ausfuhr verboten ist, frei; dahin gehört der Reiß, wovon man nur so viel mit sich nehmen darf, als zur Unterhaltung der Schiffsleute nöthig ist. Dieses System der Schätzung ist

dem Systeme der meisten europäischen Nationen entgegen, welche die Ausfuhr mit starken Auflagen beschwerten, weil sie dabei Verlust befürchteten, die Einfuhr dagegen gar nicht oder nur mit geringen Abgaben belegten, weil sie hierbei zu gewinnen glaubten: aber diese Nation ist der Veranlassung gefolgt, die ihr die Beschaffenheit ihrer Besitzungen an die Hand gegeben hat *). Da sie den Fremden nicht nöthig hat, so hat sie die Einführung der Waaren mit Abgaben zu belegen sich erlaubt, und da sie viele überflüssige Dinge hat, oder die sie nicht zu gebrauchen weiß, so hindert sie den Absatz derselben nicht.

Die Abgabe bei der Einfuhr beläuft sich auf zehn Procent, wobei man sich nach einem alten Verzeichnisse richtet, nach welchem der Preis der Waaren vermehrt und verändert ist; und zum Beweise einer großen Unkunde erstreckt sich diese Abgabe auf alle Waaren ohne Unterschied des Nutzens oder des Nachtheils ihrer Einführung.

*) Hier scheint der V. doch nicht gut unterrichtet zu seyn, denn wir schätzen ja den Werth des National-Handels nach dem Ueberflusse der Exportation über die Importation. Wenn auch England von einzelnen Manufaktur-Waaren, z. B. der glättenden Tuchpappe die Ausfuhr streng verbietet, so sind dies nur einzelne geringe Artikel, welche im Auslande zur Verbesserung der Tücher u. d., also zur Verminderung der Ausfuhr der sehr bedeutenden Masse des englischen Tuchs, dienen. Die Einfuhr vieler Artikel ist ja dagegen in mehrern Staaten nicht nur sehr beschwert, sondern sogar gänzlich verboten, daher hauptsächlich der Schleichhandel.

D. H.

7) Es sind im Innern des Landes Zollämter angelegt, wo die zu Wasser fortgeschafften Waaren aus einer Provinz in die andere verzollt werden.

Gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat die Regierung den Einfall gehabt, den Verkauf des Salzes zum Monopol zu machen, oder zu einem hohen Preise zu verkaufen, worüber große Unzufriedenheit und zwar mit Recht entstanden ist: denn eine solche Auflage ist schädlich, indem sie den Verbrauch eines Nahrungsmittels beschränkt, das für die Gesundheit der Menschen und Thiere von großem Nutzen ist; sie ist ungerecht, weil sie nicht nach dem Verhältnisse des Vermögens, sondern der Bedürfnisse eingerichtet ist. Der Widerstand, den die Regierung gefunden hat, hat sie indeß genöthigt, das Salz verkäuflich und von aller Auflage frei zu lassen.

8) Die Auflagen können sich in diesem Lande weit erstrecken, weil die Fruchtbarkeit des Bodens und die Leichtigkeit Lebensmittel zu erhalten, eine große Menge von empfänglichen Produkten übrig lassen, die zum allgemeinen Nutzen vorweggenommen werden können; indeß muß man doch die Menge der eingeführten Auflagen für übermäßig halten, wenn man die ungeheuere Abgabe erwäget, die man von den Produkten der Erde und des Kunstfleißes eintreibt. Hiezu muß man noch die Ungleichheit der Steuern der Gemeinden und die Ungleichheit der Vertheilung in denselben rechnen. An einigen Orten sind die Abgaben so hoch angesetzt, daß

ein Theil der Einwohner, um sich ihnen zu entziehen, seine Heimath verlassen hat und in andere Gemeinden gezogen ist.

Der Betrag dieser Abgaben war sonst weit geringer; seitdem aber die innerlichen Kriege ihre Erhöhung verursacht haben, sind sie so schwer und drückend geblieben. Man behauptet (sogar vielleicht durch ein Vorurtheil verleitet, welches das Finanzwesen fast in allen Ländern veranlasset), daß die Regierung in Tunkin das System angenommen habe, das Volk mit schweren Lasten zu belegen, um es in desto größerer Abhängigkeit zu erhalten und es zur Arbeit zu zwingen, wenn es auch noch so sorglos ist; wir haben aber in den gegenwärtigen Ausgaben der Regierung richtigere Bewegungsgründe zu so starken Auflagen gesehen. Welcher Bewegungsgrund auch immer der wahre seyn mag, so schaden sie, weniger durch ihre Uebertreibung, als durch die fehlerhafte Einrichtung, Vertheilung und Eintreibung.

Viertes Kapitel.

Kriegsmacht.

1) Die Unterhaltung einer großen Kriegsmacht ist von jeher der Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit der Regierung von Tunkin gewesen. Nur erst durch Europa belehrt, hat Tunkin regelmäßig eingerichtete Armeen. Indeß wandte man schon vor der Umschmelzung des Kriegssystems die größte Sorge auf die Bildung der Kriegsleute; es wurden öffentliche Uebungen eingeführt und Belohnungen unter die Soldaten vertheilt, welche die meiste Stärke und Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen und den größten Muth, Ermüdung und Schmerzen zu ertragen, zeigten. Um Officier zu werden, mußte man Proben der Geschicklichkeit in kriegerischen Verrichtungen ablegen. Diese Kenntnisse, die Waffen, die Einrichtung des Kriegswesens und die Tactik waren sehr mangelhaft.

Die Waffen bestanden aus Picken, Hellebarden, Säbeln, Doppelstöcken *), Flinten mit Lunten und einigen

*) Bâtons doubles, m. s. die Erklärung weiter unten.

und Fortbringen und zur Anwendung dieser Materialien nöthig sind, ist eine noch beschwerlichere Last, als die Abgaben in baarem Gelde und ist seit einiger Zeit durch die große Menge von Festungen und öffentlichen Werken, die der Kaiser bauen läßt, sehr vergrößert worden.

Jetzt muß jeder Frohnpflichtige einen behauenen Stein, eine Tracht Brennholz, eine gewisse Quantität Eisen, Oel, Kalk und Kohlen anschaffen und diese Materialien verarbeiten, oder einen Menschen besolden, der diese Arbeit für ihn übernimmt.

Diese Art der Auflage macht die Leute doppelt unglücklich; einmal weil sie ungerecht ist, da sie auf dem Armen, wie auf dem Reichen in gleichem Maße liegt; und zweitens, weil sie zu sehr vielen Bedrückungen Gelegenheit giebt. Man zwingt die Pflichtigen, die anzuschaffenden Materialien weit her zu holen und sogar von solchen Oertern, zu welchen man nur mit Mühe und Gefahr gelangen kann. Oft wenn diese Materialien als untauglich verworfen worden, sind die Frohnpflichtigen genöthigt, um ihnen eine Annahme zu verschaffen, den Vorgesetzten Geschenke anzubieten, oder eine größere Menge zu liefern, um die geringere Güte dadurch zu ersetzen; und alsdann verkaufen die Vorgesetzten eben dieselben Materialien, die nicht angenommen sind, als hätten sie das größte Recht dazu. Die fiskalische Schlauheit weiß noch mehrere dergleichen Kunstgriffe zu erfinden.

Sehr oft schließen die Mandarinen ihre Augen gegen solche Bedrückungen zu und schützen sie sogar,

weil sie den daraus entspringenden Gewinn selbst mit benutzen. Sind die Mißbräuche zu auffallend und machen Klagen bei ihrer Allgemeinheit zu großen Eindruck, so läßt der Mandarin einige von den schuldigsten Vorgesetzten einziehen, verurtheilt sie, und läßt sie hinrichten, ohne eine Untersuchung mit ihnen anzustellen, aus Furcht durch ihre Aussagen in die Sache mit verwickelt zu werden und dieses schnelle Urtheil wird nebst der Ausführung durch die Nothwendigkeit, den Klagen des Volks Einhalt zu thun, entschuldigt.

Den geringern Mandarinen liegt es ob, über die Abschaffung der Materialien zu öffentlichen Bauten und über die Arbeiten zu ihrer Vollendung zu wachen.

Gehn solche Bauten zu langsam fort, so lassen die königlichen Mandarinen die geringern Mandarinen mit Stockschlägen bestrafen, oder in das Fangbrett spannen. In solcher Lage bringen diese auf die Bezahlung und die Arbeit und schlagen auf die von den Dörfern erwählten Vorsteher, diese, auf die Steuerpflichtigen, diese wieder auf ihre Frauen und Kinder; und vermittelst der Schläge und der stufenweisen schlechten Behandlung befriedigt man endlich die Auflagen des Staats.

Gleiche Zwangsmittel werden zur Eintreibung der Abgaben an Gelde angewandt und sind nicht die einzigen; man bemächtigt sich des Viehes, der Kinder und Frauen und endlich der Person des Steuerpflichtigen selbst. Wenn das Vieh weggenommen und verkauft

wird, ist es erlaubt, solches wieder zu kaufen; dieser Wiederkauf aber ist immer zu einem weit höhern Preise, als er bei dem erzwungenen Verkaufe war. Den in Verhaft genommenen Steuerpflichtigen ernährt die Regierung nicht; seine Familie muß ihn beköstigen, verweigert sie dies, so bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, als eine Almosensammlung von einem der ihn bewachenden Soldaten anstellen zu lassen und es ist fast ohne Beispiel, daß das den Tunkinesen so eigene Mitleid, ihm nicht zu Hülfe kömmt; gewöhnlich macht aber der sammelnde Soldat für seine Bemühung einen übertriebenen Abzug von den Almosen.

Eine besondere und sehr beschwerliche Auflage für mehrere Ortschaften ist folgende. Der Kaiser macht jährlich eine Reise von Phu-xuan, der Hauptstadt in Obercochinchina, seiner gewöhnlichen Residenz, nach Bac-kinh, der Hauptstadt in Tunkin. Die Gemeinden, die sich auf dieser Straße befinden, müssen für den Kaiser und sein Gefolge, das einer kleinen Armee gleicht, alle Bedürfnisse anschaffen; außerdem müssen sie von vier zu vier Meilen Häuser errichten und sie ausmöbliren, damit der Kaiser daselbst speisen und ruhen kann; jedesmal, wenn der Kaiser durchgekommen ist, werden nun die Möbeln hinweggenommen, und das Haus muß von neuem ausmöblirt werden.

5) Die Verpflichtung zum Kriegsdienste geht von 18 Jahren bis zum funfzigsten; man verlängert auch wohl die Zeit dieses Dienstes, um Leute zu haben, die

an das Soldatenleben, an Beschwerden und Gefahren gewöhnt sind.

In Tunkin nimmt der Kaiser den siebenten Mann aus und in Cochinchina den dritten. Jede Gemeinde muß für Kleidung, Rüstung und Besoldung des Mannes sorgen, den sie stellt; daß dies eine sehr lästige Auflage ist, werden wir sogleich im Abschnitte vom Kriegsdienste sehen. Der Kaiser kömmt den Gemeinden in Cochinchina zu Hülfe, die wegen der Menge von Leuten, die sie stellen, diese Last unmöglich ertragen könnten.

Hat der Soldat ein Verbrechen begangen, so ist die Gemeinde dafür verantwortlich, desertirt oder stirbt er, so muß sie ihn wieder ersetzen, daher wählt sie die Soldaten aus den reichsten Familien, weil diese Familien am besten für sie einstehen können.

Wenn ein Soldat durch seine Dienste zum Range eines Offiziers gelangt ist, hört er auf der Gemeinde zur Last zu fallen und wird vom Kaiser besoldet; kommt er aber in seine Gemeinde zurück, so muß ihm die Gemeinde ein Haus bauen und den Göttern durch Opfer danken, daß sie ihnen die Ehre erwiesen, einen so braven Mann hervorgebracht zu haben.

6) Der auswärtige Handel ist nur bei der Einfuhr mit Abgaben beschwert; die Ausfuhr ist davon, einige Waaren ausgenommen, deren Ausfuhr verboten ist, frei; dahin gehört der Reiß, wovon man nur so viel mit sich nehmen darf, als zur Unterhaltung der Schiffsleute nöthig ist. Dieses System der Schätzung ist

dem Systeme der meisten europäischen Nationen entgegen, welche die Ausfuhr mit starken Auflagen beschwerten, weil sie dabei Verlust befürchteten, die Einfuhr dagegen gar nicht oder nur mit geringen Abgaben belegten, weil sie hierbei zu gewinnen glaubten: aber diese Nation ist der Veranlassung gefolgt, die ihr die Beschaffenheit ihrer Besitzungen an die Hand gegeben hat *). Da sie den Fremden nicht nöthig hat, so hat sie die Einführung der Waaren mit Abgaben zu belegen sich erlaubt, und da sie viele überflüssige Dinge hat, oder die sie nicht zu gebrauchen weiß, so hindert sie den Absatz derselben nicht.

Die Abgabe bei der Einfuhr beläuft sich auf zehn Procent, wobei man sich nach einem alten Verzeichnisse richtet, nach welchem der Preis der Waaren vermehrt und verändert ist; und zum Beweise einer großen Unkunde erstreckt sich diese Abgabe auf alle Waaren ohne Unterschied des Nutzens oder des Nachtheils ihrer Einführung.

*) Hier scheint der V. doch nicht gut unterrichtet zu seyn, denn wir schätzen ja den Werth des National-Handels nach dem Ueberflusse der Exportation über die Importation. Wenn auch England von einzelnen Manufaktur-Waaren, z. B. der glättenden Tuchpappe die Ausfuhr streng verbietet, so sind dies nur einzelne geringe Artikel, welche im Auslande zur Verbesserung der Tücher u. d., also zur Verminderung der Ausfuhr der sehr bedeutenden Masse des englischen Tuchs, dienen. Die Einfuhr vieler Artikel ist ja dagegen in mehrern Staaten nicht nur sehr beschwert, sondern sogar gänzlich verboten, daher hauptsächlich der Schleichhandel.

D. H.

7) Es sind im Innern des Landes Zollämter angelegt, wo die zu Wasser fortgeschafften Waaren aus einer Provinz in die andere verzollt werden.

Gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat die Regierung den Einfall gehabt, den Verkauf des Salzes zum Monopol zu machen, oder zu einem hohen Preise zu verkaufen, worüber große Unzufriedenheit und zwar mit Recht entstanden ist: denn eine solche Auflage ist schädlich, indem sie den Verbrauch eines Nahrungsmittels beschränkt, das für die Gesundheit der Menschen und Thiere von großem Nutzen ist; sie ist ungerecht, weil sie nicht nach dem Verhältnisse des Vermögens, sondern der Bedürfnisse eingerichtet ist. Der Widerstand, den die Regierung gefunden hat, hat sie indeß genöthigt, das Salz verkäuflich und von aller Auflage frei zu lassen.

8) Die Auflagen können sich in diesem Lande weit erstrecken, weil die Fruchtbarkeit des Bodens und die Leichtigkeit Lebensmittel zu erhalten, eine große Menge von empfänglichen Produkten übrig lassen, die zum allgemeinen Nutzen vorweggenommen werden können; indeß muß man doch die Menge der eingeführten Auflagen für übermäßig halten, wenn man die ungeheuere Abgabe erwäget, die man von den Produkten der Erde und des Kunstfleißes eintreibt. Hiezu muß man noch die Ungleichheit der Steuern der Gemeinden und die Ungleichheit der Vertheilung in denselben rechnen. An einigen Orten sind die Abgaben so hoch angesetzt, daß

ein Theil der Einwohner, um sich ihnen zu entziehen, seine Heimath verlassen hat und in andere Gemeinden gezogen ist.

Der Betrag dieser Abgaben war sonst weit geringer; seitdem aber die innerlichen Kriege ihre Erhöhung verursacht haben, sind sie so schwer und drückend geblieben. Man behauptet (sogar vielleicht durch ein Vorurtheil verleitet, welches das Finanzwesen fast in allen Ländern veranlasset), daß die Regierung in Tunkin das System angenommen habe, das Volk mit schweren Lasten zu belegen, um es in desto größerer Abhängigkeit zu erhalten und es zur Arbeit zu zwingen, wenn es auch noch so sorglos ist; wir haben aber in den gegenwärtigen Ausgaben der Regierung richtigere Bewegungsgründe zu so starken Auflagen gesehen. Welcher Bewegungsgrund auch immer der wahre seyn mag, so schaden sie, weniger durch ihre Uebertreibung, als durch die fehlerhafte Einrichtung, Vertheilung und Eintreibung.

Viertes Kapitel.

Kriegsmacht.

1) Die Unterhaltung einer großen Kriegsmacht ist von jeher der Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit der Regierung von Tunkin gewesen. Nur erst durch Europa belehrt, hat Tunkin regelmäßig eingerichtete Armeen. Indeß wandte man schon vor der Umschmelzung des Kriegssystems die größte Sorge auf die Bildung der Kriegsleute; es wurden öffentliche Uebungen eingeführt und Belohnungen unter die Soldaten vertheilt, welche die meiste Stärke und Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen und den größten Muth, Ermüdung und Schmerzen zu ertragen, zeigten. Um Officier zu werden, mußte man Proben der Geschicklichkeit in kriegerischen Verrichtungen ablegen. Diese Kenntnisse, die Waffen, die Einrichtung des Kriegswesens und die Tactik waren sehr mangelhaft.

Die Waffen bestanden aus Picken, Hellebarden, Säbeln, Doppelstöcken *), Flinten mit Lunten und einigen

*) Bâtons doubles, m. s. die Erklärung weiter unten.

schlechten Feldstücken. Die meisten Bergbewohner bedienten sich nur der Pfeile, die sie gewöhnlich vergifteten.

Die Stellung der Truppen auf dem Schlachtfelde war übel berechnet und lächerlich. Man ließ zwischen den Corps der Truppen große Zwischenräume, um den Pfeilen, Flinten- und Stück-Kugeln freien Weg zu lassen. In die Glieder stellte man eine große Menge von Fahnenträgern, um den Schein einer großen Armee zu geben und den Feind zu täuschen; diesen hintergieng man doch nicht und zugleich ward dadurch die Anzahl der Streiter vermindert. Vor der Schlacht, oder während des Marsches der Armee griffen vorzüglich einzelne verwegene Soldaten, Haufen von 40 bis 50 Menschen an, tödteten davon einen Theil und trieben den andern in die Flucht. Diese Kühnen, durch lange Uebung zu den Manövres des kleinen Krieges gebildet, warfen sich über den Feind mit schnellen Bewegungen und außerordentlichen Angriffen; und wenn sie ihn geschlagen hatten, entfernten sie sich eben so geschwind und sicherten sich vor dem Angriffe. Ihre Bewaffnung bestand aus einer Art von Sichel; gewöhnlich stritten sie zu Pferde, die Thiere waren zu dieser Art von Treffen abgerichtet. Nachdem es der Angriff mit sich brachte, warf sich der Reiter vom Pferde und bestieg es wieder mit der größten Behendigkeit.

Das Manövre in den Bataillen war schlecht zusammengesetzt, und der Sieg eben nicht streitig gemacht. Die Truppen giengen mit großem Geschrei auf den Feind los,

feuerten ihre Gewehre ab und legten sich darauf mit dem Bauche auf die Erde, bis der Feind seine Gewehre ebenfalls abgeschossen hatte. Kam es bei den Armeen zum Degen, so nahm gleich von den ersten Augenblicken des Handgemenges von beiden diejenige die Flucht, welche die andere Stand halten sah. Bei solcher unordentlichen Flucht brauchte man die Flüchtigen nur niederzuhauen. Sehr oft hatte man den Elephanten den Sieg zu verdanken; diese Thiere warfen sich mit Heftigkeit auf ein Bataillon und durchbrachen es. Mit einem einzigen Schlage des Rüssels schlugen sie eine Reihe Soldaten nieder. Anstatt daß die Hiebe, die man ihnen beibrachte, sie hätten furchtsam machen sollen, dienten sie nur, sie anzufeuern und sie wüthend zu machen. Blankes Gewehr durchstößt sie nicht, und eine Flintenkugel tödtet sie nur dann, wenn sie die Mitte der Stirn ein wenig über den Augen trifft. Diejenigen Elephanten, welche mit dem größten Muthe stritten, erhielten Auszeichnungs-Titel, Würden und Schmuck, der vorzüglich darin bestand, daß man ihre großen Zähne übergüldete. In dem gegenwärtigen Zustande werden die meisten dieser Mittel zum Kriege nicht mehr geachtet.

2) Im Jahr 1806 belief sich die Kriegsmacht zu Friedenszeiten auf 150,000 Mann: Diese waren lauter National-Truppen, mit Ausnahme eines Regiments, das aus Siamensen bestand und vor kurzem der Armee einverleibt war. Zur Zeit des Krieges richtet sich die Stärke der Armee nach der Unternehmung. In bürgerlichen Kriegen zwingt man jeden, der fähig ist Waffen zu tragen,

zum Militär. Im Jahr 1800, wo der gegenwärtige Kaiser nur König von Cochinchina und sogar noch nicht einmal im Besitze dieses ganzen Staates war, hatte er eine Armee von 139,400 Mann.

Wiewohl man große Klagen über die Menge der Truppen führt, die der Kaiser seit dem Frieden unterhält, scheint es doch nicht, daß seine Kriegsmacht zur Zeit des Friedens größer sey, als unter seinen Vorgängern; sie ist also auch der Anzahl seiner Unterthanen angemessen; denn man versichert, daß Tunkin zu Friedenszeiten eine Armee von 140,000 Mann stellen konnte. Wenn sich die wirkliche Anwerbung auf die Anzahl der Menschen einschränkte, welche die Armee ausmachen, so würde diese Art des Drucks nicht übertrieben seyn; denn angenommen, daß diese Armee bloß in Tunkin und Cochinchina ausgehoben wird, so würde dazu ungefähr der 133ste Theil der Bevölkerung zureichen. Man hat zu bestimmen gesucht, der wie vielste Theil des Volks, ohne den Staat zu schwächen, unter den Waffen gehalten werden könnte; *) diese Aufgabe fordert aber so viele genaue Angaben, nicht nur im Bezug des einen Landes gegen das andere, sondern auch in Rücksicht auf eben dasselbe Land, daß es unmöglich scheint, zu einer vollkommnen Auflösung zu gelangen.

*) Diejenigen, welche annehmen, daß dieses Verhältniß nicht über den hundertsten Theil der Volksmenge hinausgehen dürfte, haben wahrscheinlich vergessen, daß bei den Römern in den blühendsten Zeiten jeder waffenfähige Bürger ein geborner Soldat war.

Sollten die dortigen Anordnungen genau befolgt werden, so würde Tunkin den siebenten waffenfähigen Mann und Cochinchina den dritten stellen müssen; aber die Gemeinden geben nicht alle Mannspersonen genau an, und die bestochnen Mandarinen nöthigen nicht die ganze Anzahl der angegebenen Leute zum Dienste. Unter denen, die zum Kriegsdienste bestimmt sind, wird eine ziemlich grosse Menge zum persönlichen Dienste der Mandarinen und andere zur Vollziehung der Gerichtsbefehle gebraucht; andern ist nach einer geheimen Vergeltung vergönnt, nur am Musterungstage zu erscheinen. Die neuen Soldaten werden in den ersten zwei Jahren in die Hauptstadt ihrer Provinz, um die Wachen bei dem Statthalter zu thun, oder in die Festungen, oder in die Seehäfen, oder an die Heerstraßen, um für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, vertheilt. Daselbst werden sie unterrichtet, mit dem Gewehr umzugehen, und wenn diese Lehrjahre geendigt sind, in die Regimenter aufgenommen.

3) Die Kriegsmacht besteht aus 6 Armeen; die erste, die am wenigsten zahlreich ist, besteht aus den Haus Soldaten des Kaisers und macht seine Leibwache aus. Vier Armeen werden von den vier großen Mandarinen kommandirt, die man Säulen des Staats nennt. Die sechste, als die zahlreichste, steht unter dem Befehle eines angesehenen Mandarins, den der Kaiser besonders dazu ernennt.

Diese Armeen werden in fünf Korps abgetheilt: das erste, das sich bei seinem General, dem großen Mandarin aufhält, macht seine Leibwache aus, die vier anderen

Korps haben Mandarine vom zweiten Range zu Generalen, und bestehen aus Regimentern, die von einem Obersten und einem Obrest-Lieutenant kommandirt werden. Die Soldaten werden in Kameradschaften von 10 Mann eingetheilt und von einem ersten und zweiten Soldaten kommandirt (Gefreieten). Man rechnet sieben Grade von Kriegs-Mandarinen, wovon der Kapitain und Unterkapitain die letzten Grade ausmachen.

Die Armee besteht nur aus Infanterie und man hat keine Pferde, außer zum persönlichen Gebrauche der Mandarinen, oder um ihre Befehle umherzubringen. Die Elephanten, welche vor Alters die Hauptmacht der Armeen ausmachten, sind nicht mehr von solcher Wichtigkeit, seitdem das Feuergewehr gewöhnlicher und verbessert worden ist und man sich dessen besser zu bedienen weiß; vorzüglich seitdem man mit Kanonen umzugehen gelernt hat. In den eigentlichen Schlachten thun die Elephanten denen oft mehr Schaden, die sich ihrer bedienen, als denen, gegen welche sie gerichtet sind. Der große Lärm, der Glanz des Feuers, der Schmerz von den erhaltenen Hieben und Schüssen, machen sie flüchtig, und sie trennen, werfen nieder und zermalmen die Truppen, die sie unterstützen sollten. Heutzutage schränkt sich ihr Gebrauch im Dienste der Armeen auf den Transport der Bagage und der Kriegsgeräthe ein und man läßt sie selten zum Gefechte kommen. Indessen hat der Kaiser noch 500 Elephanten, wovon die meisten zum Kriege abgerichtet sind und zu Folge einer alten Gewohnheit genießen diese Thiere noch allerlei, ihnen bewilligte Auszeichnungen.

4) Jeder große Mandarin ist unumschränkter Herr bei seiner Armee; er stellt die Würdigen zur Beförderung vor, und wird bei dieser Empfehlung durch den Rath unterstützt. Er entscheidet über das Avancement der Offiziere und kann ihnen eine solche Strafe diktiren, wie er für angemessen hält, ja sie sogar zum Tode ohne den Kriegsrath verurtheilen. Man sieht leicht ein, wie gefährlich diese unbeschränkte Gewalt der Generale über ihre Armeen sey und wie leicht sie diese Willkür mißbrauchen und Empörungen gegen den Regenten erregen können.

Vor der Regierung des jetzigen Kaisers sahe man an der Spitze der Truppen Verschnittene ohne Muth, ohne Talente zum Kriege und ohne Erfahrung, die durch Hof-Intriguen zu so großem Ansehn gelangt waren. Jetzt ist bei der Armee nur noch ein verschnittener General. Er ist ein Mann von großem Geist, von allen Generalen für den allergeschicktesten anerkannt, von dem Volke wegen seiner eben so großen Talente, als Menschenfreundlichkeit geliebt und geehrt.

Der Soldat braucht zu Friedenszeiten nur acht Monate bei seinem Korps zu seyn und darf sich in den vier übrigen Monaten bei seiner Familie aufhalten und mit seiner Arbeit beschäftigen. In dieser Hinsicht zeigt sich oft manche Ungerechtigkeit, durch die Länge des Dienstes gelangt er nicht zur Offizierstelle, aber zur Belohnung einer tapfern und glänzenden That kann er höher rücken. Doch bewirkte vor dem jetzigen Kaiser die

Gunst fast immer das, was man jetzt durch Verdienst erlangt und oftmals erkaufte man sich diese Gunst; indessen muß in dem Patente des Offiziers eine rühmliche That angeführt seyn; aber Lügen aus Gefälligkeit sind in diesem Lande nicht seltener, als in andern.

5) Die Ration eines Soldaten besteht täglich in anderthalb Schalen (Maaß) Reiß; das ist ungefähr so viel, als fünf bis sechs unserer Kaffeetassen enthalten mögen. Dies geht auf kaiserliche Rechnung, Besoldung und Kleidung fallen aber den Gemeinden zur Last. Die Besoldung ist verschieden nach dem Vermögen der Gemeinde, nach dem eignen Vermögen des Soldaten und nach den Bedürfnissen, die er zur Unterstützung haben kann. Die geringste ist monatlich zwei und die stärkste sechs Beutel, welches jährlich zum wenigsten 60 Franken und aufs höchste 180 *) Franken beträgt. Aus dieser Ungleichheit entspringt mancher Nachtheil.

Der Soldat wird jährlich zweimal auf Kosten der Gemeinde gekleidet. Seine Kleidung besteht zuförderst aus einer kurzen Weste von grobem Zeuge, von Baumwolle oder Seide, und wird auf der blossen Haut getragen. Ueber der Weste ist eine andere Uniform von grober Leinwand, oder grobem Tuche, das man aus China bezieht und welches wahrscheinlich aus Europa

*) Dieser Sold ist in Rücksicht der Wohlfeilheit der Lebensmittel so hoch, daß man die darüber gegebenen Nachrichten nicht für völlig richtig halten kann.

kommt. Diese Weste hat große Aermel, reicht um den Hals und geht herunter bis an den Gürtel, von dort aus reichen die Hosen bis mitten an's Bein; übrigens sind Bein und Fuß nackend. Auf dem Kopfe tragen sie einen runden, kegelförmigen Hut, geschmückt mit einem Busche von Hahn- oder Hühnerfedern. Der Hut selbst ist von geflochtenem Stroh, überfirnißt und gegen den Regen undurchdringlich; er ist mit einem Stück baumwollenem oder seidenem Zeuge, 15 bis 20 Fuß lang überzogen, das durch seine Umwickelungen um den Kopf den Säbelhieben widersteht.

Alle diese Kleidungsstücke sind, bis auf die untergezogene Weste, von einer Form und der Nationalfarbe, nämlich der rothen, mit einigen Unterscheidungs-Zeichen für jedes Regiment. Der Soldat trägt zwei kleine, am Halse befestigte Säckchen, in deren einem sich Betel und Areka und in dem andern Tabak befinden. Außerdem hat er an einem breiten Riemen einen Beutel, worin er einigen Putz und sein Geld verwahrt; und wenn er durch Wege marschirt, wo ihm nicht auf jeder Station Proviant geliefert werden kann, trägt er einen Vorrath von Reiß auf 6 bis 7 Tage.

6) Der Kaiser sorgt für die Waffen, nämlich für eine Flinte, ein Bajonnet, einen Säbel, eine Pike, eine Axt, und einen Doppelstock, (bâton double) der aus zwei gleichen Stöcken von sehr hartem Holze besteht, die an den Enden vermittelst eines Büschels Haare, das man dazwischen angebracht hat, fest verbunden sind.

Letzteres ist eins von den schrecklichsten Gewehren: wenn man sich seiner gut zu bedienen weiß, so zerschlägt es nach einer schnellen Bewegung Säbel und Piken und wehret den Schuß der Flintenkugeln ab.

7) Rüstung und Manövre sind jetzt sehr verbessert. Man hat von den Engländern Flinten mit Schlössern und Bajonetten gekauft. Jetzt sind fast alle Truppen in Tunkin damit versehen und Flinten mit Lunten findet man sehr selten.

Der Kaiser hat seine Armee auch mit europäischen Kanonen versorgt, die weit besser sind, als die inländischen.

In den Zeughäusern, die gegen Angriffe, wozu etwa übelgesinnte Truppen geneigt seyn könnten, sicher angelegt sind, werden Waffen von guter Arbeit und in großer Menge verwahrt.

Musikalische Instrumente bei den Soldaten sind: Trommeln von gleicher Art wie in Europa, wozu man noch kleine Mohrentrommeln nimmt, Querpfeifen, verschiedene Arten von Hoboen, Zimbeln, zwei Stücke von tönendem Holze, die man an einander schlägt. Zwar ist diese Kriegsmusik nicht angenehm, aber lärmend und hält den Takt mit ziemlicher Genauigkeit.

Das Kanonenpulver wird jetzt besser verfertigt, als vormals, ist aber dennoch schlechter als das europäische: es entzündet sich weniger schnell und giebt einen geringern Knall.

Die Offiziere leiten und kommandiren die Evolutionen mit kleinen Fahnen, deren Bewegung und Richtungen die Befehle ausdrücken. In der Schlacht sind aber die Offiziere nicht an der Spitze ihrer Truppen; der Kapitain folgt seiner Kompagnie und der Oberst seinem Regimente.

Uebrigens werden das Exerzieren, das Lagern, die Stellung in Schlachtordnung und die Bewegung bei dem Treffen nach europäischen Grundsätzen eingerichtet; doch ist die Geschicklichkeit und Geschwindigkeit bei Handhabung der Waffen noch mangelhaft. Man nimmt sich zu viel Zeit zum Abfeuern der Flinte, zielt nicht gut und richtet die Kanonen schlecht.

In den letzten Schlachten, die geliefert sind, hat man Gebrauch von der reitenden Artillerie gemacht, die eine besondere Wirkung hervorgebracht hat. Die Tunkinesen sind daher sehr in Schrecken gesetzt worden; sie sagen, es sey ein Donner, den man am Zaume führe und ein Werkzeug der unwiderstehlichen Zernichtung.

Man hat in Erbauung neuer Festungen das europäische System befolgt, wodurch sie unüberwindlich geworden sind, wenn sie nämlich von Landes-Einwohnern belagert werden.

8) In Tunkin zieht der Krieg gewöhnlich große Verwüstung und Grausamkeiten nach sich; indessen hat man doch Beispiele von Generalen, die eine so strenge Kriegszucht gehalten haben, daß sie wohl nie genauer in Europa beobachtet ist. Man hat in dem Lauf eben dieses

Krieges eine Armee gesehn, die nach Tunkin marschirte, um daselbst die eingedrungenen Chinesen anzugreifen, und die auf dem Marsche unzählige Räubereien, Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten begieng, alle waffenfähige Männer fortschleppte, sie nöthigte sich mit ihnen zu verbinden, oder sie niederhieb, den Greisen, Weibern und Kindern keine Lebensmittel ließ und die Häuser der Privatpersonen niederbrannte, welche die Armee nicht verproviantirt hatten, oder entflohen waren. Kurz vorher hatte eine andere Armee, die den König von Cochinchina in seiner Hauptstadt belagern wollte, eine so gute Ordnung beobachtet, daß der Soldat nichts von dem Einwohner annehmen durfte, ohne es nach dem gehörigen Werthe zu bezahlen, und sogar nicht einmal in seine Wohnung ohne seine Einwilligung eintrat. Die Soldaten führten den Krieg allein; der Einwohner war nur Zuschauer und verbunden, seinen Beitrag zur Verproviantirung der Armee zu geben, bekam aber den größten Theil seiner Lieferungen bezahlt und seine Verpflichtungen schränkten sich nur darauf ein, daß er den Sieger für seinen Oberherrn anerkannte.

9) Die Seemacht ist mit der Landmacht auf gleichem Fuß eingerichtet; die Matrosen sind Soldaten, und ihre Rüstung unterscheidet sich nur dadurch, daß ihre Piken länger sind. Weit stärker war die Seemacht, als die Staaten, die jetzt unter einem Oberherrn stehen, noch unter der Herrschaft mehrerer waren. Da die Staaten längs einem Meerbusen liegen, so kann eine Küste leicht die andere angreifen; der Weg übers Meer

ist weit kürzer, als der Weg zu Lande. Der König von Cochinchina hat, so lange er gegen die Rebellen stritt, ob er gleich nur einige Provinzen besaß, bis auf 200 Galeeren und 25 Fregatten gehalten, die mit 10 Kanonen, außer einer Kanone am Vordertheil und einer am Hintertheil, bewaffnet waren.

Man hat die Anzahl dieser Fahrzeuge vermindert, und ihren Bau stufenweise verbessert; Anfangs erstreckte sich diese Verbesserung nur über den oberen Theil, nachher aber auch über den unteren und über die Mastbäume. Es giebt auch Kriegsbarken, welche 50 Menschen, und Kanonenböte, welche 25 Menschen tragen. Die Fahrzeuge, die jetzt die Stelle der Galeeren ersetzen, sind größer und besser abgeschnitten; sie werden mit 10 bis 20 Kanonen, Sechspfündern bis Zwölfpfündern bewaffnet. Außerdem ist die Flotte durch Schiffe, die man von den Europäern erkauft hat, verstärkt worden.

Seitdem der Kaiser in Frieden lebt und die Seestaaten, die sich unter einander angriffen, unter seine Herrschaft gebracht hat, achtet er nicht sehr auf seine Seemacht, da sie weniger nöthig geworden ist. Zwei Drittel der Soldaten, welche dabei dienten, sind umgebildet und unter die Landtruppen vertheilt worden. Man hat keine Schiffe von Fremden mehr gekauft und wenig neue gebaut. Drei Schiffe, die man von den ehemals angekauften allein erhalten hat, liegen unbenutzt und abgetakelt auf dem Strande. Zweihundert Kriegs-Fahrzeuge werden nur zum Fortbringen des Holzes,

der Lebensmittel und der Waaren, die den Ertrag der in Natur gehobenen Auflagen ausmachen, gebraucht und sind zu Arbeiten die von der Regierung anbefohlen werden, bestimmt.

Ob man gleich den Bau der Seeschiffe nur unvollkommen versteht, ist man doch noch weit weniger in der Kunst sie zu regieren, fortgeschritten. Dieses Regieren geschieht von Soldaten aus den Regimentern, unter der Leitung von Offizieren, denen alle Elementar-Kenntnisse von dem Seewesen fehlen; und so lange die Seeleute nicht gehörig unterrichtet seyn, noch den Gebrauch des Kompasses kennen werden, wird man weder für die Schifffahrt, noch für die Seetreffen großen Nutzen davon ziehen können.

Was indeß diese Marine sehr furchtbar machen kann, sind Brander von der Größe eines Arms, welche ein Feuer enthalten, das dem griechischen Feuer ähnlich ist und welches Barken und Schiffe anzündet. Das Wasser löscht es nicht, sondern belebt es noch stärker, und seine Wirksamkeit kann nur dadurch aufgehalten werden, daß man es mit Erde erstickt. Man macht auch auf dem festen Lande Gebrauch von diesem Feuer; doch ist es daselbst weniger schädlich, weil man leichter Gegenmittel darwider anwenden kann.

Fünftes Kapitel.

Religion.

1) Wenn gleich die politischen und bürgerlichen Gesetze den Charakter des Menschen zum Theil bestimmen, so greift dennoch die Religion noch tiefer bei ihm ein; jene können nämlich nur die Handlungen beurtheilen, und ihre Gewalt dafür oder dagegen äußern; die Religion hingegen dringt bis zu den Quellen derselben, sie regiert die Gedanken, die Gesinnungen und den Willen. Auf diese drei verschiedenen Arten des Einflusses der Religion müssen wir bei der von Tunkin *) Rücksicht nehmen.

*) Uebersieht man die gesammte Bevölkerung der Erde, so bemerkt man mit Bedauern, wie geringe derjenige Theil davon sey, welcher sich des Lichts der christlichen Religion zu erfreuen hat.

Von den 1000 Millionen Menschen, welche man auf der Erde annimmt, dürfte man 30 Millionen rechnen für diejenigen, welche ohne irgend eine Art von Religion hordenweise über Asien, Afrika, Amerika (und Australien) verbreitet leben; für die Vielgötterei oder Idolatrie ebendaselbst und im höchsten Norden Europens, etwa 200 Millionen; für den Lamaismus, die Religion des Brahma und den Schamaismus 160 Millionen; für die Religion des Zo-

2) Man hat behauptet, daß die Tunkinesen Götzendiener wären; aber in so fern man die Gränzen der menschlichen Verirrungen bestimmen kann, darf man einem Volke, das weder ohne Einsichten, noch ohne Belehrung ist, wohl den Glauben beilegen, daß ein unbeseeltes Ding, von Menschenhänden gemacht, ein über den Menschen erhabenes und über sein Schicksal entscheidendes Wesen sey; daß an jedem Orte, wo ein Götzenbild steht, ein Gott sich befinde, und daß durch jeden selbst gemachten Götzen ein neuer Gott geschaffen werde?

Eine solche Beschuldigung der Abgötterei hat offenbar in der Unkenntniß der Europäer ihren Grund, die es wagten den Glauben der Völker, deren Grundsätze sie gar nicht studiert hatten, deren Sprache sie nicht verstanden und deren Handlungen sie übel auslegten, zu beurtheilen. Wiewohl nach der, in Europa allgemein angenommenen Meinung die Benennung Götze eine Gottheit zu bezeichnen scheint, so bedeutet dieser Ausdruck doch seinem eigentlichen Sinne nach nur ein Bild. Das Wort anbeten, welches

wasser, hauptsächlich in Persien, 5 Millionen; für die Religion des Confuzius in China und den benachbarten Reichen, etwa 15 Millionen; Juden gegen 20 Millionen; Mahomedaner 260 Millionen; Christen — 300 und noch besonders Quacker und ähnliche Sekten — 10.

Der Verf.

Daß dies Alles ziemlich willkürlich angenommen sey, sieht man leicht, auch sind einige Sekten, selbst sehr zahlreiche, ausgelassen, z. B. die Budhisten u. A.

D. H.

man von der Verehrung des höchsten Wesens gebraucht, drückt seinem Ursprunge nach nur eine achtungsvolle Begrüßung und eine große Ehrfurcht aus. Ohne Zweifel nehmen in diesem Lande, so wie in sehr vielen andern, die niedrigsten Leute bei der Unvollkommenheit und Grobheit ihrer Begriffe, und bei ihrer Sinnlichkeit, die Abbildung für das abgebildete Wesen selbst an. In diesen Irrthum verfielen fast alle Menschen vor ihrer Ausbildung. Eben derselbe befindet sich auch noch jetzt unter dem Pöbel bei den gebildetsten Völkern; aber einzelne Verirrungen des Aberglaubens machen die National-Religion gar noch nicht aus.

Die meisten Glaubenslehren in Tunkin sind aus der Chinesischen Religion hergenommen, welche wiederum aus Indien gekommen ist, wo die ersten, in ein System gebrachten Religionen entstanden, darauf von verschiedenen Völkern angenommen, eingeschränkt, verändert und entstellt worden sind. *)

Die Tunkineser verehren mehrere Götter. Dadurch zeichnet sich wirklich ihre Religion aus, weil sie mehrere übernatürliche Wesen annimmt, die durch sich selbst existiren und die mit einer unabhängigen, wiewohl ungleichen Macht begabt sind. Man glaubt sogar, daß Menschen bloß ihrer Tugenden wegen unter die Götter aufgenommen sind und zwar ohne Mitwirkung der andern Gottheiten. Die Macht, die man diesen Gottheiten von ver-

*) Hauptsächlich die Religion des Budha. D. H.

schiedenem Range beigelegt hat, mag seyn, wie sie will, so ist es doch bekannt, daß sie beschränkt ist und an der bestimmten Ordnung des Schicksals, das man So nennt, nichts ändern kann. Dieses So bedeutet ein Verzeichniß, und zeigt einen Hauptinhalt aller Kräfte und einen unabänderlichen Lauf der Schicksale an. *)

Man glaubt auch, daß die Wälder, Berge und Ebenen mit Schutzgeistern angefüllt sind, die einen Einfluß auf die menschlichen Angelegenheiten haben und Geisterkönige genannt werden. Einige sorgen für das Wohl der Menschen und Andere stören es.

Die Tunkineser erheben sich mit ihren Gedanken nicht bis zur Ewigkeit; sondern nur bis zu einer lange dauernden und unbestimmten Zeit. Der Uebergang vom Nichts zum Seyn ist für ihre Begriffe zu hoch und kein Wort drückt in ihrer Sprache die Schöpfung aus. Ohne der Welt einen bestimmten Anfang beizulegen, halten sie die Götter für nicht sehr alt, und deren Daseyn nicht eher bemerkenswürdig, als seitdem sie die Welt regiert hätten. Sie haben auch einigen Begriff von der Menschwerdung der Gottheit. Sie nehmen einen ersten Menschen an, von dem die übrigen abstammten. Ferner glauben sie an eine Seele, als die belebende Kraft unsers Wesens, welche die Zerstörung des Körpers überlebe. Sie nehmen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben an. Der Ort der

*) Hiernach das Fatum mehrerer Religionen Asiens.

D. H.

Belohnung ist im Himmel, wo man in einer glänzenden Wohnung und auf einem mit wohlriechenden Blumen geschmückten Throne sitzt. Die Hölle befindet sich im Innern der Erde, an einem finstern, mit üblen Gerüchen erfüllten Orte.

Merkwürdig ist es, daß die Bewohner trockner und heißer Länder die künftige Belohnung der Tugenden in den Genuß der Gärten, die gegen die Sonne geschützt sind, setzen, wo man sich in den Armen der schönsten Frauen befinde; da hingegen die Bewohner des Norden, die Skandinavier sich im Himmel einer gut geheizten Stube zu erfreuen hoffen, die Samojeden daselbst große Heerden und glückliche Jagden erwarten *), und die Schüler Odins darauf rechnen, daß sie dort gutes Bier aus den Schädeln ihrer Feinde trinken werden. Der Tunkinese setzt das Glück des künftigen Lebens in die lange Dauer und in die Sättigung der Sinne, welche ein angenehmes Klima und eine balsamische Luft gewähren werden. Der durch die Offenbarung aufgeklärte Christ erhebt seine Gedanken über allen sinnlichen Genuß und findet sein himmlisches Glück in dem Anschauen oder der nähern Kenntniß der Gottheit und in der Gewißheit ihr zu gefallen.

Seit einiger Zeit hat sich in der tunkinesischen Religion eine Sekte gebildet, welche sich rühmt, die Seelen der

*) Offenbar zeigt sich hierbei der mächtige Einfluß des Klimas. D. H.

Verstorbenen durch Gebete und Opfer nicht bloß dem Fegefeuer, also einer zeitlichen Strafe zu entreißen, sondern sogar ihre Befreiung von Strafen für Verbrechen zu erhalten und die Oeffnung der Pforten der Hölle zu erzwingen *). Diese Macht eines Menschen, ein gerechtes, von Gott gefälltes Urtheil zu vernichten, hat nur unter schwachen und abergläubischen Köpfen Beifall gefunden.

Uebrigens kann man die Lehrsätze dieser Religion nicht mit völliger Gewißheit erfahren und sie daher auch nicht mit Genauigkeit darstellen, um so mehr, da die Lehrer selbst nur einen verwirrten Begriff davon haben, und mehrere unter ihnen sich einander widersprechen, ein Fall, der bei dem Polytheismus sehr gewöhnlich ist.

3) Aus diesem Lehrgebäude, wovon einige Sätze der Vernunft widersprechen, fließen indeß manche weise und achtungswürdige Lehren. Die vornehmsten hievon sind zehn Verbote: 1) des Mordes, 2) des Diebstahls, 3) der Lüge, 4) sein Wort zu brechen, 5) sich unordentlichen Begierden zu überlassen, 6) sich von dem Zorne leiten zu lassen, 7) in der Unwissenheit zu bleiben, ohne Bemühung sich davon zu befreien, 8) unnütz zu reden, 9) seinen Leib zu beflecken und 10) seinem Nächsten Unrecht zu thun. Zu diesen Verboten sind noch zwei Gebote gefügt: den Götzen und den Vorfahren Ehrfurcht zu beweisen und jedem Leidenden beizustehen. Dieses letzte Ge-

*) Man bedenke stets, daß hier ein ächt katholischer Geistlicher redet. D. H.

hat, diese Verwandlung des Naturgesetzes in ein Religionsgesetz und diese Heiligung des Mitgefühls haben demselben eine so große Kraft gegeben, daß man wohl kein Land auf der Erde findet, wo das Unglück mehr Theilnahme weckt und das Elend mehr Unterstützung erhält.

6) Der Gottesdienst verdient kein gleiches Lob; und selbst, unabhängig von der Täuschung der Gegenstände, auf welche er gerichtet ist, kann er in seinen meisten Formen nicht von der Vernunft gebilligt werden.

Jede Gemeinde hat einen Tempel, dessen Größe, Simplizität oder Glanz von dem Reichthume oder Armuth und von dem Grade des Eifers der Gemeinde abhangen. Einige dieser Tempel sind bloße Schoppen, andere schöne und große Gebäude, deren äußere Form in einem großen langen Viereck besteht, und deren Inneres mit großer Pracht geschmückt ist; aber die Bilder der Götzen sind nicht nur seltsam, sondern oftmals sogar häßlich. In den Tempeln sind Glocken, jedoch ohne Klöpfel; man bringt sie daher durch's Anschlagen mit einem Hammer zum Klingen. Das Gießen einer Glocke ist eine Religionshandlung. Man versammelt sich, um Zeuge davon zu seyn und aus Ehrfurcht wirft man in das gegossene Metall kleine Stücken Gold.

Das Religionsgesetz gebietet die Götzen anzubeten; bestimmt aber nicht genau, worin diese Anbetung bestehen, ob sie an das Götzenbild selbst, oder an das Wesen, das darunter vorgestellt wird, gerichtet seyn soll. Eine große

Verirrung entsteht vorzüglich daher, daß die ganze Ma[sse] von Menschen, die nothwendiger Weise wenig aufgekl[ärt] ist, geneigt ist, ihre Gedanken und Gefühle auf dasjeni[ge] was in die Sinne fällt, zu heften. Der Dienst zu Eh[ren] der Götzen besteht in Gebeten, Opfern von Thieren, Fes[ten] und Kampfspielen; aber die Kämpfer schlagen sich nic[ht] sondern bemühen sich nur, einer den andern niederzu[-] werfen. Diese Art von Gefecht paßt sich mehr für ei[ne] religiöse Huldigung, und gefällt mehr den Augen ein[es] sanften Volks, welches überhaupt einen Widerwill[en] gegen Vergießung des Bluts und gegen Mord zeigt.

Jede Gemeinde hat einen Schutzgeist, wovon zw[ar] keine bildliche Darstellung vorhanden ist, welcher aber den[-] noch einen Tempel hat, und Opfer empfängt; und jede[s] Dorf setzt einen großen Werth auf den Vorzug seines Schutzgeistes vor den andern. Noch vor kurzem hat man, um ihren Vorzug zu bestimmen, zu gewissen Zeiten eine Wette angestellt. Barken, welche diesen Schutzgeistern ge[-] heiligt waren, wurden auf's Land gestellt, und schienen sich durch geheime Künste von selbst zu bewegen. Diejenige, welche sich am stärksten bewegte, trug den Sieg davon; und zum Preise dieses Triumphs wurde das Dorf, welches der Geist der Barke beschützte, von den Abgaben befreit. Aber der jetzige Kaiser hat diese lächerliche Art von Wette abgeschafft und dem Siege den Preis zuerkannt. *)

*) Renouard de St. Croix nennt diese Schutzgötter geistige Könige (Rois spirituels). Einige werden un[-] ter den Namen von Schlangen, Fröschen, Tiegern, Bi[-]

Mitglieder zum Beitrage der Kosten zu diesen Opfern zu nöthigen, so wie auch persönlich ihre Ehrfurcht bei dem Grabe zu bezeugen. Bisweilen werden diese Ceremonien durch gesetzliche Verpflichtung, und noch mehr durch die Sucht nach Ehre, die man in ihren Glanz setzt, so kostbar, daß sie das Unglück der Familien nach sich ziehen.

Zu Folge dieses Glaubens und dieser Verehrung hat man eine große Achtung gegen die Gräber und legt ein großes Gewicht auf ihre Lage und Richtung.

Ueber alle diese gottesdienstlichen Gebräuche und Opfer geht noch ein Dienst, den man jährlich dem Himmel, als der Quelle aller himmlischen Macht erweiset. *) Nur der Kaiser hat das Recht, das Opfer zu verrichten, und wer sich diesen Dienst anmaßen wollte, machte sich eines Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig.

Ungeachtet des großen Werthes, den man diesen Opfern beilegt, hegt man indeß nicht, wie bei den alten heidnischen Völkern, die Meinung, dadurch in die Zukunft blicken zu können, oder daß die Ueberreste der geopferten Thiere Anzeigen von dem Willen der Götter enthielten.

7) Die Bonzen, die man Su, d. i. Meister oder Lehrer nennt, sind Diener der Altäre, können aber nicht

*) Sowohl die Verehrung der Vorfahren, als das Fest für den Himmel, chinesisch Tien, zeigte deutlich den Ursprung.

D. H.

Man erweiset auch dem Himmel, der Erde, den Bergen, Wäldern, Winden, Gewässern und Hausgöttern, die man Götter der Küche nennt, eine Art von Gottesdienst.

Auf diesen folgt der Dienst der Vorfahren; sie sind der Gegenstand einer tiefen Ehrfurcht. Man sieht in ihnen himmlische Wesen, Gottheiten von der zweiten Gattung, welche über die Familien, zu welchen sie gehört haben, wachen und sie beschützen; und die um desto mehr Macht besitzen, je heiliger ihr Leben auf Erden gewesen ist. Der Dienst, den man ihnen erweiset, ist von einer besonderen Art. Man errichtet ihnen zwar Altäre, jedoch werden ihre Bildnisse nicht darauf gestellt. Indeß bringt man ihnen Opfer, und glaubt, daß da ihre Seelen, vermöge einer geheimen Sympathie zwischen den Todten und Lebendigen, zur Erde auf einige Zeit herabgerufen werden, der Geruch, der sich von dem Fleische der Schlachtopfer verbreitet, ihnen eine angenehme Nahrung gewähre. Das ist die Meinung der Aufgeklärtesten; der gemeinere Haufe aber glaubt, daß die Seelen der Verstorbenen sich in kleinen Täfelchen aufhalten, die zum Andenken in dem Hause ihrer Nachkommen angebracht sind.

Die Opfer zu Ehren der Vorfahren geschehen jährlich vier Mal und außerdem werden sie alle drei Jahre mit großer Feierlichkeit erneuert, wie auch an dem jährlichen Todestage, der noch nach langer Zeit gefeiert wird. Das Haupt der Familie ist berechtigt, alle

Mitglieder zum Beitrage der Kosten zu diesen Opfern zu nöthigen, so wie auch persönlich ihre Ehrfurcht bei dem Grabe zu bezeugen. Bisweilen werden diese Ceremonien durch gesetzliche Verpflichtung, und noch mehr durch die Sucht nach Ehre, die man in ihren Glanz setzt, so kostbar, daß sie das Unglück der Familien nach sich ziehen.

Zu Folge dieses Glaubens und dieser Verehrung hat man eine große Achtung gegen die Gräber und legt ein großes Gewicht auf ihre Lage und Richtung.

Ueber alle diese gottesdienstlichen Gebräuche und Opfer geht noch ein Dienst, den man jährlich dem Himmel, als der Quelle aller himmlischen Macht erweiset. *) Nur der Kaiser hat das Recht, das Opfer zu verrichten, und wer sich diesen Dienst anmaßen wollte, machte sich eines Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig.

Ungeachtet des großen Werthes, den man diesen Opfern beilegt, hegt man indeß nicht, wie bei den alten heidnischen Völkern, die Meinung, dadurch in die Zukunft blicken zu können, oder daß die Ueberreste der geopferten Thiere Anzeigen von dem Willen der Götter enthielten.

7) Die Bonzen, die man Su, d. i. Meister oder Lehrer nennt, sind Diener der Altäre, können aber nicht

*) Sowohl die Verehrung der Vorfahren, als das Fest für den Himmel, chinesisch Tien, zeigte deutlich den Ursprung.
D. H.

mit unsern Bischöfen und Pfarrern verglichen werden. Sie haben keine geistliche Gewalt, und ihre Amtsgeschäfte schränken sich bloß auf die Einrichtung der Opfer und gottesdienstlichen Gebräuche, auf's Predigen und Besingen des Lobes der Gottheit ein. Ihre Gehülfen singen dabei gar nicht, machen aber bei jeder Pause des Sängers tiefe Verbeugungen. Diese Bonzen haben nicht einmal ausschließlich diese priesterlichen Geschäfte; denn wer eine Anlage zum Reden hat, darf auch eine Predigt halten. In manchen Gemeinden giebt es gar keine Bonzen, und der Vornehmste der Gemeinde versieht seine Stelle; was aber die Opfer für die Vorfahren anbetrifft, so kommen sie dem Haupte der Familie zu; er darf dies Amt verrichten, sobald er zwölf Jahre alt ist.

Die zum Tempeldienste bestimmten Bonzen verpflichten sich zu keiner Entbehrung, und treten auch in den Ehestand; dagegen lebt eine andere Klasse von Bonzen sehr eingezogen, trägt nur einfache und ehrbare Kleidung, hat immer einen Rosenkranz an der Seite, als ein Zeichen des ehelosen Standes, und muß zu gewissen Zeiten fasten.

Sie haben gar keine, mit ihrem Amte besonders verbundene Einkünfte, sondern werden von den Einkünften der Tempel, die sehr beträchtlich sind, unterhalten. Sie thun keine Gelübde, halten es auch nicht für vernünftig, ihrem Willen für die Zukunft Zwang anzuthun. Sie unterwerfen sich keiner Büßung und keiner

von den frommen Selbstpeinigungen, welche abergläubischer Unsinn in Indien sehr gewöhnlich gemacht hat; doch sind sie von fanatischer Schwärmerei nicht ganz frei. So haben sich einige, um einen größern Ruhm der Heiligkeit zu erwerben, den größten Martern Preis gegeben; andere ließen sich auf einem Scheiterhaufen fest binden, und kamen so unter dem Zujauchzen ihrer Bewunderer, in den Flammen um. Der jetzige Kaiser hat diese frommen Selbstmorde verboten, und den Ausbruch eines solchen heiligen Wahnsinns gehemmt.

Die meisten Bonzen sind, vornämlich jetzt, eben nicht aufgelegt, auffallende Proben ihres Religions-Eifers zu geben, sie sorgen lieber für ihre zeitlichen Vortheile und benutzen die zum Opfer gebrachten Thiere für sich selbst.

Zu einigen Arten von Opfern werden indeß alle Anwesende zugelassen, um das Fleisch der Opferthiere zu genießen, und es trifft sich nicht selten, daß, da diese Gäste sehr gern starke Getränke hierbei zu sich nehmen, sie von ihren heiligen Mahlzeiten betrunken hinweggehen.

Lange Zeit hindurch haben Priesterinnen, weibliche Bonzen, verbundene Gesellschaften ausgemacht, die bestimmte Einkünfte genossen; aber jetzt, da diese Güter vielleicht durchgebracht sind, oder das Zusammenleben keinen weiteren Beifall gefunden hat, giebt es nur Bonzinnen, sowohl Mädchen als Frauen oder Wittwen, die da Almosen sammeln.

8) Dieß ist etwa ein Abriß der Religion in Tunkin, Cochinchina und der gebildetsten Unterthanen des Kaisers; es ist jedoch nicht gewiß, ob die Wilden in Lac=tho, Laos und Tsiampa irgend eine Religion haben, ob sie irgend einen Lehrbegriff, oder einen Gottesdienst annehmen. Man weiß, daß die Einwohner von Tsiampa beschnitten werden; aber nicht, ob diese Operation eine Vorsicht, oder eine medizinische Maßregel, oder ein Religionsgebrauch sey. Sie haben weder Priester noch Pagoden; man behauptet aber, daß einige von ihnen einem Geiste, den sie Nhang nennen, Opfer bringen; diesen halten sie für den Urheber aller ihrer Begegnisse. Die Einwohner von Lac=tho, die in Gemeinden zusammen wohnen, haben zwar Götzen, aber nicht eben dieselben, wie in Tunkin, und die Aeltern genießen nicht eben die Achtung, wie in Tunkin; die Kinder behandeln sie wie ihres Gleichen, und erlauben sich oftmals ungeziemende Zänkereien gegen sie.

Unter den umherstreifenden Laosiern glauben einige an ein übernatürliches, über die menschlichen Kräfte erhabenes Wesen. In widrigen Vorfällen wenden sie sich an dasselbe, strecken ihre Hände gen Himmel und halten sie lange empor. In diesem Lande werden die Väter mehr in Ehren gehalten als in Lac=tho, wiewohl weniger als in Tunkin. Nach ihrem Tode verbrennt man die Körper, erhält aber ihre Köpfe als Denkmähler von Werth.

Wir glauben nicht die Zauberei, die in diesem Lande

sehr im Gange ist, mit zu der Religion rechnen zu dürfen. Der gegenwärtige Kaiser hat sie seit seiner Gelangung zum Throne verboten; da er aber keine sonderliche Aufmerksamkeit auf die Ausführung dieses Verbots gewandt hat, so haben die Zauberer ihre Profession fortgesetzt, und einen großen Einfluß auf die Schwachen und Furchtsamen, die auch hier, wie überall, die Mehrheit ausmacht, behalten. Die Zauberer rühmen sich, die schädlichen Geister beschwören und besiegen zu können, und sie in Leiber derjenigen hinein zu bringen, welche sie unglücklich machen wollen. In der That bewirken sie durch ihre Künste, die durch Hülfe der schwachen Einbildungen unterstützt werden, sehr heftige Convulsionen. Sie geben sich zugleich mit Wahrsagen ab, und vertreten die Stelle der Aerzte, suchen nämlich durch Anrufungen und Beschwörungen zu heilen, womit sie jedoch einige Arzeneien verbinden. Wenn der Kranke durch Hülfe seiner Natur, oder durch die Wirkung der Arzeneien gesund wird, dann schreibt man die Heilung übernatürlichen Mitteln zu.

Es giebt auch Blinde, die das Gewerbe der Wahrsager treiben, und Frauen, welche sich für begeistert ausgeben und das, was den Abwesenden widerfährt, verkündigen. Endlich findet man noch Sterndeuter, welche das Wahrsagen in ein System bringen, und nach der Beschaffenheit des Himmels zur Zeit der Geburt oder Verheirathung, das Schicksal der Neugebornen oder der angehenden Eheleute vorhersagen.

Es würde unmöglich seyn, alle Vorbedeutungen und alle Arten des Aberglaubens, die über den Geist dieses Volkes herrschen, zu beschreiben. Der Flug und Gesang der Vögel bestimmen die günstigen oder ungünstigen Vorbedeutungen. Eine Henne, die wie ein Hahn kräht, verkündigt etwas Schlimmes und wird geschlachtet. *) Dies ist auch der Fall mit einem Hunde, der sich auf zwei Pfoten fortschleppt. **) Begegnet man des Morgens, wenn man vom Hause weggeht, einer Frau, so verwünscht man sie, weil dieses Begegnen ein Vorzeichen ist, daß der Fischfang, oder jedes andere Geschäft, warum man ausgeht, nicht glücken wird; wem aber ein Mann begegnet, dem muß Alles gelingen. Wenn die erste Person, die man unterwegs antrifft, nieset, so ist dies eine so fürchterliche Vorbedeutung, daß man sofort nach Hause zurückkehrt. Zu Folge solcher Vorurtheile berathschlagt man lange bei dem Baue eines Hauses, um ausfindig zu machen, nach welcher Seite man es hinrichten soll, um lange darin zu leben und viele Kinder darin zu haben. Abergläubische Kindereien! welche fast bei allen Völkern in den niedrigsten Klassen der Gesellschaft einen Beweis von der Schwäche des menschlichen Geistes ablegen. ***)

*) Etwas Aehnliches findet man sogar in einigen Theilen unseres aufgeklärten Vaterlandes. D. H.

**) Wahrscheinlich auf die Hinterpfoten, oder vielmehr Schenkel bei einem starken Reiz des Hinterleibes. D. H.

***) Der Verf. ist doch billiger, als sein Landsmann la Croix, denn dieser sagt geradezu, daß, obgleich er bei seiner Ankunft in Tunkin als ein vorurtheilsfreier Mann, aber

9) Ist nun gleich das gemeine Volk einer abgeschmackten, aber durch die Gesetze geheiligten Religion zugethan, so hangen dagegen die vornehmsten Personen im Staate, vorzüglich die Gelehrten, den Lehrsätzen des Confucius, welche nicht nur in China, sondern auch in Tunkin sehr geschätzt werden, an, und unterwerfen sich nur den Ceremonien jener Volksreligion, um nicht öffentlich Aergerniß zu geben.

Dieser Lehre, als Religion betrachtet, fehlt indeß der Hauptcharakter davon, nämlich der, von der Gottheit selbst mitgetheilt zu seyn; sie ist nur die Meinung eines Mannes, der mit Recht für einer der weisesten gehalten wird, und der dem Menschengeschlechte Ehre gemacht hat.

Die Lehren des Confucius sind Begriffe von einer hohen Weisheit. Sie erkennen ein höchstes Wesen an, und behaupten, daß die menschliche Vernunft ein Ausfluß davon sey; daß das Religionsgesetz sich auf die Vorschrift einschränke, sich dem Gesetze der Natur und dem Lichte des Verstandes gemäß zu verhalten. Ihre Vorschriften sind die Folgerungen aus diesen Grund-

die Wirkungen der dortigen bösen Geister nur gelächelt habe, so sey er doch nach einer Erfahrung von 17 Jahren hiervon zurückgekommen, und habe sich von den Wirkungen und Zaubereien des Satans bestimmt überzeugt. Er habe davon erstaunliche Dinge gesehen, z. B. ungeheuere Massen habe der Teufel, oder vielmehr die Zauberer durch seine Hülfe hinweggeführt!! La Croix Voy. T. III. p. 266 u. f.

ſuchen; nach Selbſterkenntniß zu ſtreben, um ſich ſelbſt zu vervollkommnern; die Natur der Dinge zu ſtudieren, um zu beſtimmen, was erlangt werden kann, und folglich verlangt und geſucht werden darf; und gute Beiſpiele zu geben, um zur Verbeſſerung ſeiner Mitmenſchen beizutragen.

Die Anhänger des Confucius, ob ſie gleich ein höchſtes Weſen, das alle Dinge regiert, annehmen, glauben dabei, ſo wie die griechiſchen Philoſophen, daß die Welt ewig ſey, worin doch ein offenbarer Widerſpruch liegt.

Sie verehren dieſen Beherrſcher der Welt, aber ohne einen in die Augen fallenden Dienſt, ohne Altäre und Prieſter. Sie huldigen ihm durch ein inneres Gefühl mit der Ueberzeugung, ſo wie die alten Philoſophen, daß die der Gottheit angenehmſte Huldigung darin beſtehe, ſich ihr durch Rechtſchaffenheit und Heiligkeit der Handlungen zu nähern und ihr an Tugend ähnlich zu werden *).

Doch errichten ſie dem Confucius Altäre, bringen ihm Opfer, machen ihm zu Ehren Libationen, betrachten ihn als ein über den Menſchen erhabenes Weſen, rufen ihn an, um von ihm das nöthige Licht zum Verſtehen ſeiner Bücher zu erhalten, und da Letzteres die Haupturſache dieſer Opfer iſt, ſo werden keine Frauen zugelaſſen.

Dieſe Tempel des Confucius ſind die einzigen, zu deren Bau und Erhaltung der Staat beiträgt. Er er-

*) Satis coluit deos, qui imitatus est.

richtet und erhält einen derselben in jeder Provinz. Die Unkosten für die anderen Tempel fallen denen zur Last, die sie besuchen; indeß sind dazu seit alten Zeiten Grund-Kapitalien angewiesen.

Die Anhänger des Confucius bringen ebenfalls den Vorfahren Opfer, legen ihnen aber nicht einen so großen Werth bei, als das gemeine Volk; sie haben auch nicht eben den Glauben daran; bilden sich nicht ein, daß die Seelen solcher Vorfahren den Geruch von den ihnen gebrachten Opfern einziehen, und finden in diesem Kultus nur eine Huldigung, eine Handlung der Verehrung, welche die kindliche Ehrfurcht zu erhalten sucht, als das erste Gefühl, die erste Pflicht der Natur, und als die Grundlage zu vielen löblichen Gesinnungen. Mehrere Regenten in China und Tunkin haben diese Auslegung angenommen.

Man behauptet, daß man bei dieser Sekte über den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele nicht einig sey; daß Einige der Meinung wären, die Seelen der Bösen vergehen mit dem Körper, nur die Seele des Frommen überlebe ihn und diese längere Dauer sey sein Lohn; dagegen Andere annehmen, die Seele müsse schon ihrer Natur nach unsterblich seyn; indeß glaubt man bei den beiden verschiedenen Meinungen nicht an eine künftige Vergeltung. Man denkt, daß die Vortrefflichkeit der Tugend schon ein zureichender Grund sey, um sie zu lieben und zu üben.

aber ein Krieg zwischen Tunkin und Cochinchina entstanden war, geriethen die Jesuiten, die in Cochinchina weit eher ansässig und mehr begünstigt waren, in den Verdacht, diesem Staate gedient, und die Portugiesen genöthigt zu haben, ihm Hülfe zu leisten; sie wurden folglich aus Tunkin vertrieben.

Ludwig XIV., der Religions-Absichten mit den politischen vereinigte, sandte dorthin Priester aus dem Seminario für ausländische Missionen, das zu Paris gestiftet war; und der Papst gab einigen von ihnen den Titel apostolischer Vikarien. Diese Missionarien gaben sich für Direktoren der Komptoire des Französischen Handels aus; und nachdem sie dem Kaiser und den vornehmsten Personen des Hofes Geschenke mit Waaren ihres Landes gemacht hatten, erhielten sie die Erlaubniß eine Niederlassung zum Handel zu stiften, welche zu einer evangelischen Schule wurde, wohin sie auch, um diese geistlichen Arbeiten zu fördern, einige Dominikaner und andere Geistliche beriefen.

Sobald die Portugiesischen Jesuiten sahen, daß die Ordnung in Tunkin wieder hergestellt sey, kamen sie zurück und weil sie diese Mission angefangen hatten, nahmen sie es übel, daß auch andere Priester sich dieselbe anmaßten. Die Streitigkeiten zwischen diesen zwei Arten von Missionarien wurden so lebhaft, daß der römische Hof genöthigt ward, sich ins Mittel zu legen. Dieser verordnete, daß die Jesuiten bis zur Entscheidung ihres Streits Tunkin verlassen sollten.

Dem Titel, den die Priester der ausländischen Missionen als Direktoren der Französischen Komptoirs angenommen hatten, merkte man die Täuschung bald an, weil wegen des Kriegs, den Ludewig XIV. mit den Seemächten führte, kein Französisches Schiff mehr an den Küsten von Tunkin erschien. Indessen behaupteten sich diese Missionarien noch einige Zeit vermittelst der Zuneigung und Achtung, die sie sich erworben hatten.

Während des ganzen 18ten Jahrhunderts ist die Uebung der christlichen Religion durch Gesetze in Tunkin verboten, wohl zuweilen geduldet, in verschiedenen Epochen aber mit Grausamkeit verfolgt. Unter schweren Strafen ist es verboten sie zu bekennen, und unter Todesstrafe sie zu predigen. Manche Missionarien sind unter den Martern gestorben, manche Neubekehrte ins Gefängniß geworfen, oder zu schändlichen Arbeiten verurtheilt, und viele Christen sind vom Glauben abgefallen. Die vorzüglichen Epochen der Verfolgungen waren die Jahre 1712, 1722 und 1773; aber zur Zeit der Unruhen und der bürgerlichen Kriege hat die Regierung auf diese Religions-Angelegenheiten nicht sehr geachtet. Im Jahre 1790 hat die christliche Religion eine günstigere Behandlung erfahren, und es ist den Missionarien erlaubt worden, sich unter dem Namen der Mathematiker im Lande niederzulassen. Aehnliche Abwechselungen haben auch in Cochinchina Statt gehabt. Manchmal sind hier die Christen mit großer Grausamkeit verfolgt, manchmal mit Nachsicht

behandelt werden. Im Jahre 1774 wurde befohlen, daß alle, welche ihrer Religion wegen im Gefängniß, oder zu andern Strafen verurtheilt wären, auf freien Fuß gesetzt werden sollten.

Sowohl in Tunkin, als in Cochinchina sind die Missionarien und Neubekehrten, selbst in den günstigsten Zeiten großen Bedrückungen ausgesetzt gewesen, weil die Mandarinen die Macht hatten, die Gesetze genau in Ausführung bringen zu lassen. Der jetzige Kaiser scheint in Absicht der Religion sehr freie Grundsätze zu hegen, und mit Duldung zu regieren. Ueberhaupt ist die Regierung in Tunkin von keinem Verfolgungsgeiste beseelt, und scheint keine große Wichtigkeit auf die Annahme religiöser Meinungen zu setzen; widersetzt sich aber der Einführung eines neuen Glaubens, als einer für den Staat, wo Gebräuche die Kraft der Gesetze haben, schädlichen Neuerung. Sie sieht in den Religionen weniger Sekten, als Parteien, und hat die katholische Religion in dem Verdacht, daß sie insgeheim durch Staatsabsichten geleitet werde.*)

Unabhängig von den günstigen oder widrigen Einrichtungen der Regierung, setzen sich mehrere Hinder-

*) Nach dem, was in älteren Zeiten in Japan durch die Portugiesischen Missionare wirklich geschehen ist, darf man es den Regenten der umliegenden Länder nicht verüblen, wenigstens gegen die Missionarien, und leider daher gegen das katholische Christenthum selbst, auf ihrer Hut zu seyn.

D. H.

nisse der Verbreitung des christlichen Glaubens entgegen: die Verpflichtung eines jeden kaiserlichen Unterthans, zum Dienste der Götzen beizutragen; die Nothwendigkeit bei den Festen, die zugleich einen bürgerlichen und religiösen Charakter haben, bisweilen zu erscheinen; die Huldigungen, welche den Vorfahren geleistet werden, und die einigen Anschein vom heiligen Dienste haben. Die Jesuiten hatten diese Gebräuche, wovon sich die Eingebornen schwerlich losmachen können, geduldet. Sie fanden es für zulässig und gut, daß man in dem Beitrage zu den Götzentempeln nur eine Auflage sähe, die von dem Regenten gefordert würde, und deren Bezahlung unvermeidlich wäre; daß man in den öffentlichen Ceremonien nur eine Bürgerpflicht fände, und daß in den Ehrenbezeugungen gegen die Vorfahren sich Alles auf Zuneigung und Sittlichkeit beziehe; doch der Hof zu Rom hat diese Nachsicht nicht gebilligt. Ein anderes, noch größeres Hinderniß ist die Entsagung der Vielweiberei und die Verpflichtung, die es jedem Neubekehrten aufgelegt, sich mit einer Frau zu begnügen, da hingegen Gesetze und Gewohnheit so viele erlauben, als man ernähren kann.

Dieser Schwierigkeiten ungeachtet, ist das Christenthum von ziemlich vielen Einwohnern dieser Länder angenommen worden. Im 18ten Jahrhundert hat man in Tunkin zuweilen gegen 2 bis 300,000 Christen gezählt. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts schätzte man die Anzahl der Christen in Tunkin auf

320,000 und in Cochinchina auf 60,000 *). Das macht für einen dieser Staaten ungefähr den 55sten Theil der Bevölkerung und für den andern den 25sten Theil aus; und diese Christen unterscheiden sich von ihren Landsleuten durch reinere Sitten, durch größere Rechtschaffenheit und durch Erfüllung aller Pflichten als Menschen, Bürger und Unterthanen.

Man muß es an den frommen Missionarien schäzzen, daß sie, indem sie dieser Nation die Pforten des Himmels öffnen, Aussichten zu einer ewigen Glückseligkeit darbieten, sie zugleich in bessere Menschen und bessere Bürger umschaffen, und um diese fromme und wohlthätige Absicht zu erreichen, den Beschwerden, Gefahren und Martern Troz bieten.

*) Diese Zahl trifft ziemlich genau mit der von la Croix angegebenen zu; er sezt für Tunkin 307,000 Katholiken, und für Cochinchina wie hier, 60,100. La Croix 3. p. 271. D. H.

Sechstes Kapitel.

Sitten.

1) Der Tunkinese, mit natürlicher Richtigkeit des Denkens und Gefühls begabt, hat einen Hang zu allem dem, was weise, gerecht und gut ist. Ob er gleich unter verschiedenen Umständen und bei mancherlei Gelegenheiten aus Mangel an Kenntnissen in große Verirrungen geräth und durch unsinnige Vorurtheile, durch die Heftigkeit der Leidenschaften und durch die Gewalt des Parteigeistes fehl geht, so zeigt er doch in seinem gewöhnlichen Betragen eine große Achtung gegen die Grundsätze der Sittenlehre.

Da das Eigenthumsrecht durch Beilegung eines ausschließlichen Genusses, alle Benutzung, außer die des Eigenthümers verwirft, so bringen die Angriffe auf dieses Recht, bei allen Völkern alle Arten der Unsittlichkeit hervor, und man hat bemerkt, daß dies weniger in Tunkin, als in den meisten andern Ländern Asiens Statt hat. Zuförderst sieht man hier durchaus nicht, wie in China, Diebe sich vereinigen, Armeen bilden, Schlachten liefern, das Land ausplündern, Städte belagern und einnehmen; den Geist

der Raubsucht sich auf den Meeren verbreiten und den Schiffern eine eben so große Furcht vor den Korsaren seiner Nation, als vor den feindlichen und den Stürmen einflößen.

Doch findet sich diese National-Rechtschaffenheit nicht in gleichem Grade bei den verschiedenen Völkern, die der kaiserlichen Herrschaft unterworfen sind; und zur Schande der menschlichen Gesellschaft, sind die am wenigsten gebildeten Völker gerade diejenigen, bei welchen man die Rechtschaffenheit am meisten bemerkt. In Laos giebt es Familien, die seit mehreren Jahren das Geschäft der Lastträger üben, und Ballen von Waaren aus Laos nach Tunkin und umgekehrt fortschaffen. Männer, Weiber und Kinder, sobald sie dazu fähig sind, werden zu diesem Geschäfte gebraucht; und man findet unter ihnen nie ein Beispiel von Untreue. Auf diesen Reisen lassen sie des Nachts den Eigenthümer der Waare auf einen hohen Baum steigen, um ihn gegen den Angriff wilder Thiere in Sicherheit zu setzen; sie selbst liegen auf der Erde bei den Waaren, um sie zu bewachen. Wenn bei den Handelsverhältnissen zwischen den Einwohnern von Lac-tho oder Laos und von Tunkin oder Cochinchina ein Betrug vorgeht, so findet er sich fast immer bei den Letztern. Indessen findet man bei keinem dieser Völker die Betrüglichkeit, die man den Chinesern vorwirft; Wortbrüchigkeit und Verfälschung der Waaren; doppelartige Waage, eine für den Verkauf, die andere für den Einkauf; Verachtung der Redlichkeit, Hinterlist und Be-

Malgerei werden in China für Beweise der Geschicklichkeit und eines sinnreichen Kunstfleißes angesehen. Man hat behauptet, daß sich bei den Tunkinesen nicht mehr Redlichkeit befände, als bei den Chinesen, außer daß jene nicht so sinnreich, fein und schlau wären. Zwar ist dieses Urtheil nicht ohne einigen Grund, allein es ist dennoch zu streng.

2) Man kann wenigstens den Widerwillen des Tunkinesers gegen Vergießung des Menschenbluts und seinen Abscheu an Morden keiner Unvollkommenheit zuschreiben. Man hat diesen Sinn bei den Zänkereien des gemeinen Volks bemerkt, die, wenn sie sich schlagen, durch die Schläge, die sie anbringen, stets zu vermeiden suchen, daß sie nicht tödtlich ausfallen.

3) Der Tunkinese ist nicht nur wegen seiner Empfindsamkeit weit entfernt seinem Nächsten zu schaden, sondern er sieht auch Elend und Schmerz nicht mit Gleichgültigkeit an. Ein jeder Leidende wird für einen Gläubiger dessen gehalten, der ihm helfen kann; und Hülfe dünkt diesem eine Pflicht.

Dieses Gefühl von Wohlthätigkeit und Großmuth zeigt sich sogar bei einer Klasse von Menschen, welchen ihr mäßiges Vermögen die Uebung dieser Tugend zu untersagen scheint. Der dürftigste Mensch, der auf der Jagd, oder im Fischfange glücklich gewesen ist, genießt seine Beute mit geringem Vergnügen, wenn er nicht einem Andern daran kann Theil nehmen lassen. Sprichwörter drücken gewöhnlich die Gesinnungen eines Volks aus,

und beständig ist das Sprichwort üblich: die Natur ist freigebig, man muß sie nachahmen.

4) Der Tunkinese kennt das Bedürfniß zarter Seelen, das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden; darunter muß man nicht bloß die Neigung verstehen, deren Keim aus der Verschiedenheit der Geschlechter entsteht, sondern diejenige Vereinigung der Seelen, die unabhängig von den Sinnen, eine reine Wollust gewährt.

Tunkin ist das Vaterland der Freundschaft, die sich durch die ehrenvollsten Erscheinungen und das edelmüthigste Betragen äußert; da verschwindet die Ungleichheit des Vermögens, da gilt keine Theilung des Eigenthums. Das Glück oder Unglück des einen Freundes macht das Glück oder Unglück des andern. Es sind zwei Wesen, die durch gleiche Gesinnung zu einem geworden sind.

5) Die Freundschaft keimt in dem Herzen des Tunkinesen, sobald er eines Gefühls fähig ist. Sie ist eine Folge von der gefühlvollen Ehrfurcht, die er von den ersten Augenblicken seines Daseyns an, gegen seinen Vater faßt und die sich nie verläugnet. Wir haben gesehen, daß die Vorfahren eine Art von Gottheiten sind und der Vater ist ein noch lebender Vorfahr. Von ihm geleitet, haben die jungen Leute einen Zaum gegen die Leidenschaften und moralischen Krankheiten, die von der Jugend unzertrennlich sind. Von der anderen Seite wird die kindliche Liebe durch die väterliche Zärtlichkeit ge-

weckt. *) In diesem Lande empfindet man das Glück, Vater zu seyn, am besten. Viele Kinder haben, heißt viele Diener haben, heißt sich mit vielen Freunden umgeben, heißt endlich, sich die Verehrung einer zahlreichen Nachkommenschaft sichern.

Die Pflichten, welche die Verwandtschaft auflegt, und die Gefühle, die sie einflößt, beschränken sich nicht bloß auf die nächsten Blutsfreunde; sie erstrecken sich auch auf alle diejenigen, welche einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Die Greise werden mit einer, ins Religiöse fallenden Achtung behandelt; ihre Erfahrung giebt ihnen einen vorzüglichen Rang, und ihre Rathschläge gelten wie Befehle. Bei öffentlichen Versammlungen räumt man ihnen den ersten Platz ein, wenn nicht der Rang nach den Ehrenstellen bestimmt ist. Man hat es bei allen Nationen anerkannt, daß dieses achtungsvolle Betragen gegen das Alter der Gewährsmann guter Sitten ist.

6) Die Frauen sind nicht, wie in einem großen Theile der Welt, Sklavinnen und Gefangene in ihren Häusern, sie sind nicht mehr und nicht weniger, als in manchen Europäischen Ländern. In solchen Klassen, welche sich von ihrer Hände Arbeit nähren müssen, theilen sie diese mit ihren Männern. In den höheren Volks-

*) Hiernach schiene es doppelt merkwürdig, daß der benachbarte Chinese, der ebenfalls seine Aeltern aufs höchste verehrt und seine Ahnen fast vergöttert, so edle Spuren der Freundschaft äußert. Sollte der Verf. nicht etwas übertrieben? [illegible]

Klassen beschäftigen sie sich mit allem dem, was ihnen Mittel zu gefallen verschaffen kann. In allen Ständen ist ihr Bemühen, mit den Vergnügungen der Liebe die Gefühle der Freundschaft, die Erfüllung der Pflichten einer guten Mutter und einer guten Hausfrau zu verbinden. Sie genießen eine große Freiheit, gehen allein aus, und dürfen ihren Freundinnen Besuche abstatten. Die einzige Einschränkung, welche Frauen von vornehmem Stande beobachten, ist, daß sie sich in Palankins mit Vorhängen, wodurch sie sehen, aber nicht gesehen werden können, austragen lassen. Der Tunkinese verwirft die Maßregeln der unruhigen Eifersucht der Chinesen und anderer Völker, und es ist selten, daß die Frauen diese Freiheit mißbrauchen. Sie überlassen sich der Gesellschaft nur mit großer Behutsamkeit, selbst bei den Besuchen, die man ihren Männern macht. Die Aufsicht über eine zahlreiche Familie, und die häuslichen Einrichtungen schützen sie gegen die schlimmen Folgen des Müssiggangs.

In diesem Lande schätzt man die Frauen und bewirbt sich um sie mit einer Art von Achtung, die vernünftiger ist als in Europa. Die Schönheit ist hier nur ein Verdienst vom zweiten Range, und man zieht selbst dem Vermögen einen gesunden und starken Körperbau vor, eine Bildung, die Fruchtbarkeit verspricht, einen Charakter, wovon man eine glückliche Gesellschaft erwarten, einen guten Verstand, worauf man sich wegen der Regierung des Hauses verlassen kann. Dabei legt man so wenigen Werth auf den ersten Genuß, daß, wenn ein

Mädchen ohne seine Schuld Gewalt gelitten und sich übrigens stets anständig betragen hat, dieser Vorfall kein Hinderniß wird, sich mit Eifer um ihre Hand zu bewerben.

Reiche Leute, welche viele Frauen haben, und die sie zu Kebsweibern nehmen, schätzen an ihnen die Schönheit weniger, als die Talente, welche ihre Gesellschaft angenehm macht, z. B. eine liebliche Stimme, Geschicklichkeit Instrumente zu spielen und das Gefällige im Tanz. Indeß sucht man in Tunkin nicht, wie in vielen anderen Theilen des Orients, die Mädchen durch solche verführerische Talente glänzen zu lassen; man setzt stets den Hauptzweck der Erziehung in eine edlere Entwicklung der natürlichen Anlagen.

7) Die Wohlanständigkeit ist eine Tugend, die man sehr schätzt und beobachtet; sie ist aber nicht von eben der Art, wie in andern Ländern. Die Frauen setzen weniger Werth darein, sich den Blicken der Männer zu entziehen. Das sanfte Klima veranlaßt, daß sie einen Theil des Körpers unbedeckt lassen, und was den bedeckten Theil betrifft, so läßt doch die leichte Kleidung die Formen leicht errathen. Oft baden sie sich in den Flüssen und Kanälen, sogar in geringer Entfernung von der Landstraße, wo sie sowohl beim Eingehen in das Bad, als beim Herausgehen leicht gesehen werden. Es ist auch eben nicht selten, daß Männer und Frauen sich in eben dem Weiher und Kanale baden. Die Frauen steigen nur von der einen und die Männer von der anderen

Klassen beschäftigen sie sich mit allem dem, was ihnen Mittel zu gefallen verschaffen kann. In allen Ständen ist ihr Bemühen, mit den Vergnügungen der Liebe die Gefühle der Freundschaft, die Erfüllung der Pflichten einer guten Mutter und einer guten Hausfrau zu verbinden. Sie genießen eine große Freiheit, gehen allein aus, und dürfen ihren Freundinnen Besuche abstatten. Die einzige Einschränkung, welche Frauen von vornehmem Stande beobachten, ist, daß sie sich in Palankins mit Vorhängen, wodurch sie sehen, aber nicht gesehen werden können, austragen lassen. Der Tunkinese verwirft die Maßregeln der unruhigen Eifersucht der Chinesen und anderer Völker, und es ist selten, daß die Frauen diese Freiheit mißbrauchen. Sie überlassen sich der Gesellschaft nur mit großer Behutsamkeit, selbst bei den Besuchen, die man ihren Männern macht. Die Aufsicht über eine zahlreiche Familie, und die häuslichen Einrichtungen schützen sie gegen die schlimmen Folgen des Müssiggangs.

In diesem Lande schätzt man die Frauen und bewirbt sich um sie mit einer Art von Achtung, die vernünftiger ist als in Europa. Die Schönheit ist hier nur ein Verdienst vom zweiten Range, und man zieht selbst dem Vermögen einen gesunden und starken Körperbau vor, eine Bildung, die Fruchtbarkeit verspricht, einen Charakter, wovon man eine glückliche Gesellschaft erwarten, einen guten Verstand, worauf man sich wegen der Regierung des Hauses verlassen kann. Dabei legt man so wenigen Werth auf den ersten Genuß, daß, wenn ein

Mädchen ohne seine Schuld Gewalt gelitten und sich übrigens stets anständig betragen hat, dieser Vorfall kein Hinderniß wird, sich mit Eifer um ihre Hand zu bewerben.

Reiche Leute, welche viele Frauen haben, und die sie zu Kebsweibern nehmen, schätzen an ihnen die Schönheit weniger, als die Talente, welche ihre Gesellschaft angenehm macht, z. B. eine liebliche Stimme, Geschicklichkeit Instrumente zu spielen und das Gefällige im Tanz. Indeß sucht man in Tunkin nicht, wie in vielen anderen Theilen des Orients, die Mädchen durch solche verführerische Talente glänzen zu lassen; man setzt stets den Hauptzweck der Erziehung in eine edlere Entwicklung der natürlichen Anlagen.

7) Die Wohlanständigkeit ist eine Tugend, die man sehr schätzt und beobachtet; sie ist aber nicht von eben der Art, wie in andern Ländern. Die Frauen setzen weniger Werth darein, sich den Blicken der Männer zu entziehen. Das sanfte Klima veranlaßt, daß sie einen Theil des Körpers unbedeckt lassen, und was den bedeckten Theil betrifft, so läßt doch die leichte Kleidung die Formen leicht errathen. Oft baden sie sich in den Flüssen und Kanälen, sogar in geringer Entfernung von der Landstraße, wo sie sowohl beim Eingehen in das Bad, als beim Herausgehen leicht gesehen werden. Es ist auch eben nicht selten, daß Männer und Frauen sich in eben dem Weiher und Kanale baden. Die Frauen steigen nur von der einen und die Männer von der andern

man in diesen Ländern nicht; sollten sie sich ja einzeln zeigen, so können sie doch bei der Seltenheit und Verheimlichung dieser Laster nicht für Nationalfehler gehalten werden.

Tunkin fängt nun auch an, sich von jenen Unmenschen, die ihres Geschlechts beraubt, weder die Annehmlichkeit des Geschlechts haben, wozu sie nicht gehören, noch die Kraft des Geschlechts, das ihnen die Natur ertheilt hatte, welche aber die Laster beider vereinigen, zu befreien. Vor der Regierung des jetzigen Kaisers war der Hof damit angefüllt; aber gegenwärtig lassen sich die Kaiserin, die andern Gemahlinnen des Kaisers und die Frauen vom vornehmen Stande von Personen ihres Geschlechts bedienen.

9) In dem Umgange und Verkehr mit Fremden, den die Regierung zuläßt, zeigt sich der Tunkineser in einem interessanten Lichte. Er hat nicht die kalte Gleichgültigkeit und den thörichten Stolz der Asiaten. Die Europäer finden ihn mittheilend, gesellig, dienstfertig, geneigt die Nachrichten zu geben, welche die Neugier wünscht und bemüht, durch Zeichen den Schwierigkeiten abzuhelfen, welche die Verschiedenheit der Sprachen der Mittheilung in den Weg legt, und zugleich eifrig bemüht Belehrung von den Europäern, deren Ueberlegenheit er wohl anerkennt, zu erhalten.

10) Auch steht diese Nation in dem Rufe unter allen Asiaten, den größten Hang zum Spielen und Vergnügen zu haben und zur Fröhlichkeit am meisten geneigt zu seyn.

11) Ebenfalls würde sie sich sehr für den Luxus geneigt zeigen, wenn nicht der Aufwand in Kleidern, Meublen und Häusern durch die Gesetze nach den verschiedenen Ständen bestimmt und beschränkt würde. Man könnte diese Einrichtung tadeln, indem sie den Genuß des Vergnügens hemmt, der Arbeit und dem Kunstfleiße eine angenehme Erholung benimmt. Allein von der anderen Seite ist es eine passende Einrichtung, um den übertriebenen Vergnügungen Gränzen zu setzen und in einem despotischen Staate besonders nützlich, indem es den mit Macht bekleideten Personen eine Auszeichnung giebt, die durch äußerliche Zeichen dem Volke Achtung und hierdurch Gehorsam einflößt.

12) In politischer Rücksicht ist der Tunkinese lobenswerth. Gegen seinen Regenten äußert er eine Zuneigung, wie zu einem Vater, ein Zutrauen, wie zu einem Führer und Gehorsam, wie gegen einen Herrn. Leidet er Bedrückungen, so schreibt er sie den Untergeordneten zu, rührt aber die Ungerechtigkeit unläugbar vom Throne her, so sieht er es für ein Unglück an, das die Beschaffenheit menschlicher Dinge mit sich bringt.

13) Obgleich die Tunkinesen wegen Mangel an Kriegszucht und Taktik sich seit einiger Zeit im Felde nicht sehr ehrenvoll ausgezeichnet haben, so beweisen sie doch immer mehr Tapferkeit, als die meisten Asiatischen Völker. Ihr Muth ist nicht jene kalte Unerschrockenheit, die dem Tod ohne alle Furcht entgegen-

liebt, sondern eine ungestüme Heftigkeit, die sich in Gefahren stürzt. In den Kriegen, die sie in den letztern Jahrhunderten mit den Chinesen geführt haben, sind letztere fast jederzeit von ihnen besiegt worden, und die feste Ueberzeugung, sie würden siegen, gab ihnen wirklich den Sieg. Seitdem bessere Mannszucht bei ihnen eingeführt ist, beweisen sie sich als gute Soldaten, ertragen lange Strapatzen und scheuen sich nicht eine stärkere Macht anzugreifen.

14) Wenn es auch anerkannt ist, daß die Ehre nicht die vorzügliche Triebfeder unter despotischen Regierungen ist, so ist es doch wenigstens nicht selten, daß sie sich daselbst mit Nachdruck äußert; und in den bürgerlichen Kriegen, worunter diese Länder litten, hat man großmüthige Männer gesehen, die sich als Gefangene ihrer Feinde lieber den schrecklichsten Martern aussetzten, ehe sie die Treue gegen ihre rechtmäßigen Oberherrn verletzten, oder ehe sie die Fahne verließen, der sie geschworen hatten.

15) So viele schätzbare Eigenschaften werden durch einige tadelnswürdige verdunkelt, die aber großen Theils nur Fehler, nicht Laster zu nennen sind. Wenn der Tunkinese sich selbst überlassen ist, liebt er die Ruhe mit Leidenschaft, in sofern die Trägheit eine Leidenschaft kann genannt werden. Läßt er sich auch zuweilen auf beschwerliche Unternehmungen ein, setzt er sich großen Strapatzen und angreifenden Arbeiten aus, so thut er es doch fast lediglich, um dadurch zum Genuß

einen langen Ruhe zu gelangen; und dieser Hang zur Trägheit, wenn gleich dem Wohle der Nation nicht zuwider, hält sie gewöhnlich von großen Thaten zurück.

16) Ein anderer Fehler, der aus der Faulheit herfließt und sie bestärkt, ist die Gefräßigkeit; ein Fehler, der bei den meisten Nationen nur in den niedrigsten Klassen der Gesellschaft stark bemerkt wird, der aber in Tunkin so allgemein ist, daß er für einen Nationalfehler gehalten werden kann. Bei den öffentlichen Festen ißt man nicht nur übermäßig, sondern verbirgt auch in den Kleidungen, was man nicht sofort genießen kann und nimmt es mit sich. Dieses niedrige Benehmen ist so gemein, daß es nicht mehr verborgen gehalten wird und das Schändliche verloren hat. Das Essen scheint der Thermometer des Glücks zu seyn, und wenn man Jemanden seine Theilnahme daran bezeugen will, fragt man ihn, wie viel Maas Reiß er bei seinen Mahlzeiten verzehre. Die Küche achtet man für das vorzüglichste Zimmer des Hauses, woher auch die Hausgötzen Götter der Küche genannt werden. Die Neigung zum Essen beschäftiget die Einbildungskraft des Tunkinesen so sehr, daß er von dieser Handlung fast alle seine Metaphern hernimmt. So sagt man vom zu Markte gehen, einen Markt essen; vom Stehlen, einen Diebstahl essen; vom Betrügen, einen Irrthum essen. Sogar der Genuß der Liebe wird auf ähnliche Weise ausgedrückt: so zeigt essen und sich bei einer Frauensperson aufhalten an, die höchste Gunst von ihr genossen zu haben. Das

Recht, mehr als ein Anderes zu essen, ist ein ehrenvoller Vorzug. Bei den Mahlzeiten grösserer Gesellschaften bekommen die vornehmsten Personen eine grössere Portion, als die andern. Ein großer Beweis der Gunst, die der Kaiser seinen Unterthanen erzeigt, besteht darin, daß er ihnen Schüsseln von seinem Tische schickt *); und bis auf diese letzten Zeiten trug man dem Regenten 12 bis 15 Gerichte auf. Bei diesem großen Hange zur Gefräßigkeit ist dies Volk dennoch der Trunkenheit nicht sehr ergeben, und man findet sie mehr bei den vornehmen, als niedrigen Volksklassen. Die jungen reichen und vornehmen Leute setzen einen Vorzug ins Trinken und einen Ruhm ins Betrinken.

17) Man kann den Tunkinesen ebenfalls eine zu große Achtung gegen alle Auszeichnungen vorwerfen, einen unregelmäßigen Hang zu allem dem, was den Schein eines Vorzugs hat: eine Eitelkeit, die fast immer der ächten Liebe zum Ruhme nachtheilig wird und die zur Niederträchtigkeit gegen Höhere, zum Stolz und Hochmuth gegen Niedrigere verleitet.

18) Die Verschlimmerung des National-Charakters fließet auch aus der Menge von Ceremonien und Demüthigungen, wozu man die vom niedrigen Stande beständig auffordert, und vorzüglich aus der Gewöhn-

*) Dies ist indeß auch der Fall bei mehreren Völkern, z. B. bei den Chinesen.

D. H.

halt der Regierung, den Gehorsam durch Schläge zu erzwingen, so, daß die Menschen wie die Thiere durch physischen Schmerz geleitet und gebändigt werden *): daß dieses Prügeln ein Regierungsmittel ist, dem die ganze Nation sich unterworfen sieht. Es ist also unmöglich, daß eine solche Art der Behandlung nicht den Geist niederdrückt und zu allem Edeln und Großen unfähig macht.

19) Man kann auch nicht ohne Unwillen und Mitleiden den Haß gegen die Chinesen, von welchen sie doch abstammen, ansehen; einen Haß, der aus den häufigen Kriegen mit ihnen entsteht und der auch in den ruhigen Zwischenzeiten fortdauert; eine Art von Gefühl, das noch jetzt den Charakter der aufgeklärtesten und achtungswürdigsten Nationen erniedriget. Fast bei allen Völkern Europa's findet sich diese Seelenkrankheit, der Nationalhaß. Man hat die Herrschaft dieses Hasses zwischen den Griechen und Trojanern, zwischen den Griechen und Persern, zwischen Sparta und Athen, ob sie gleich die Glieder eines Bundes waren, zwischen Rom und andern Italienischen Völkern, zwischen Rom und den Galliern, zwischen Rom und Karthago; endlich zwischen Rom und allen Völkern, die von ihm Barbaren genannt wurden und gegen welche die Römer wirkliche Barbaren waren, gesehen. In unsern neuern Zeiten findet man eben den Nationalhaß zwischen Spanien und Portugal, zwischen einigen Staaten

*) Genau wie in China.

D. H.

Italiens, zwischen den meisten Staaten Teutschlands, zwischen Schweden und Dänemark, zwischen Frankreich und nach und nach fast allen seinen Nachbarn, den Flamländern, den Teutschen und Italienern; zwischen den Franzosen und Spaniern seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts bis zum Ende des 17ten; zwischen Frankreich und Oesterreich, seitdem Oesterreichische Prinzen in Spanien regiert haben, bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts; zwischen Frankreich und England seit dem 12ten Jahrhundert und ohne daß man hoffen kann, ein baldiges Ende dieser Abneigung zwischen zwei Nationen zu sehen, welche durch ihre großen Eigenschaften an der Spitze der Andern stehen und ihnen ein gutes Beispiel geben sollten.

Was die Schuld der Tunkinesischen Nation noch mehr vergrößert, besteht in den Ausschweifungen, Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten zur Zeit der bürgerlichen Kriege; allein welche Nation hat sich nicht zur Zeit der inneren Gährungen und Konvulsionen verhaßt und verächtlich gemacht?

20) Die Sitten, welche wir hier jetzt beschrieben haben, finden sich bei den Einwohnern von Tunkin, Cochinchina und Camboge; aber die Sitten in Tsiampa, Laos und Lac=tho sind mehr oder weniger von jenen entfernt, nachdem die Einwohner dieser Länder mehr oder minder in der Ausbildung fortgeschritten sind.

Die Einwohner von Tsiampa, obgleich von Cochinchina umgeben, sind dennoch diesem Lande unbekannt, vorzüglich die Bewohner der Gebirge. Alles, was man von ihnen weiß, ist, daß sie umher streifen, und daß sie ein völlig wildes Leben führen. Man weiß noch von keinem Europäer, der in dieses Land gedrungen sey.

Der größte Theil der Einwohner von Laos nähert sich mehr dem Stande der Ausbildung; indessen macht noch eine große Anzahl derselben umher schweifende Horden aus, wovon viele sich einander nicht kennen, noch weniger aber das Ausland.

Bei einigen dieser Horden gehen die Menschen gänzlich nackend, und nähren sich nicht vom Reiß, sondern bloß von den Früchten, die ihnen die Erde ohne Kultur liefert, hauptsächlich aber von einer Frucht, Namens Nau, welche die Chinesen und Tunkinesen zum Färben brauchen.

Indessen giebt es doch in diesem Lande feste Wohnungen und Dörfer, wovon 15 bis 20 sich zusammenhalten und ein gemeinschaftliches Oberhaupt anerkennen. Man findet daselbst auch eine Hauptstadt, Tran-niah genannt, mit 4 bis 5000 Einwohnern, die aber großen Theils aus Fremden, nämlich Chinesen, Tunkinesen und Cochinchinesen bestehen, und die aus ihren Ländern durch Verfolgung einer feindlichen Partei getrieben, oder der Bedrückung entflohen, oder wegen begangener Verbre-

chen verjagt, einen Zufluchtsort in dieser Stadt gesucht haben, oder von Handels-Spekulationen dahin gezogen werden. Die Anhäufung dieser Fremden hat die Sitten der Eingebornen etwas sanfter und milder gemacht.

Eine ziemlich auffallende Art von Talent bei einem wilden Volke ist das Marionettenspiel, das fast dem in Europa völlig gleichkommt. Die Laocier besitzen darin eine große Geschicklichkeit, und kommen nach Tunkin, Cochinchina und dem Königreiche Siam, um ein Schauspiel darzubieten, das um desto mehr Liebhaber findet, je weniger das Volk gebildet und bei seiner Unvollkommenheit mehr geneigt ist, an dem Groben und Possirlichen Geschmack zu finden.

Die Gastfreundschaft, eine der frühesten Tugenden bei der Bildung der Societät, die heut zu Tage minder oder mehr aus Europa verbannt zu seyn scheint, ist in Lac-tho noch gewöhnlich, so wie bei mehreren Völkern des Orients. Sie äußert sich jedoch in diesen Ländern auf andere Weise, als in anderen. Der Beduine und Araber findet darin eine Religions-Handlung und glaubt, daß ihn Gott auffordere dem zu geben, der nichts hat, so wie den zu berauben, der etwas hat. Der Türke scheint die Gastfreundschaft für ein unverbrüchliches Gesetz zu halten. Es giebt Völker, bei welchen die Gastfreundschaft ein Gemisch von Härte und Güte ist; das Bezeugen des Wohlwollens wird bei ihnen beleidigend; man giebt einem Vorbeigehenden zu essen, wie man einem Hunde einen Knochen vorwirft.

Bei eiteln Völkern beruht sie auf Prunksucht; die Wohlthätigkeit zeigt die Ueberlegenheit des Reichen über den Armen. Bei empfindsamen Völkern geschieht sie mit Rührung; der, welcher giebt, genießt eben so viel, als der, welcher empfängt. In Lac-tho ist sie nur eine natürliche Handlung, wobei man weiter nichts denkt und die man nicht für wichtig hält. Derjenige, welcher nichts hat, wird für einen Gläubiger dessen gehalten, der Güter besitzt.

Die Häuser stehen dem Fremden offen; in dem Wohnzimmer der Familie ist ein Gefäß voll Speise. Wer Lust hat, kann daran Theil nehmen, ohne erst um Erlaubniß zu bitten; und wenn er seinen Appetit befriedigt hat, geht er hinweg, ohne sich zu bedanken, und ohne zu glauben, dafür verbindlich zu seyn. Gefällt sich der Fremde in dem Hause, so kann er da bleiben, so lange es ihm beliebt; doch muß er alsdann, wenn er die Nahrung mit der Familie theilt, auch an der Arbeit Theil nehmen.

Die Gärten stehen ihm ebensowohl offen, als die Häuser, und er kann nach Belieben die besten Früchte brechen und genießen; aber der Mißbrauch dieser Freiheit hat dem Anbau geschadet, indem der persönliche Eigennutz noch nicht so erloschen ist, daß Mancher nicht hierdurch vermocht werden sollte, sich schweren Arbeiten zu entziehen.

Man setzt ein so großes Vertrauen auf die Ehrlichkeit, daß man die Aerndte auf den Feldern ohne

Aufseher und ohne Schutz läßt. Es giebt fast kein Beispiel, daß Jemand etwas davon genommen habe; und wenn ein Diebstahl vorfiele, würde der Thäter bald entdeckt, verfolgt und mit dem Tode bestraft werden. Auch in Laos finden sich einige Dörfer, wo ein gleiches Betragen und eben solche gesellschaftliche Ordnung herrschen, als in Lac-tho. Bei dessen Bewohnern sind Gutherzigkeit und Redlichkeit gleichsam angeborne Eigenschaften, die von ihrer Natur unzertrennlich zu seyn scheinen. Sie sind wohlthätig ohne Aufmerksamkeit, ohne Rücksichten und ohne Höflichkeit, und tugendhaft, ohne zu wissen, daß sie es sind.

Der Blick verweilt mit Vergnügen auf diesen originellen Sitten, welche die Kindheit der Welt vorstellen, und es ist sehr zu bedauern, daß das in höher kultivirten größeren Staaten nothwendige Eigenthums-Recht diese edle Einfalt zum Theil mußte verlöschen lassen.

Nicht selten wohnen in diesen Gegenden mehrere Familien in einem Hause, und schlafen in einer Kammer; die Verheiratheten auf der einen Seite, die Unverheiratheten beiderlei Geschlechts auf der andern; dennoch ist fast niemals der Fall, daß von einer so großen Annäherung unerlaubte Vereinigungen entstehen. Man weiß, daß der Genuß der Liebe nur unter verheiratheten Personen Statt finden darf.

Ihre einzige Ausschweifung äußert sich bei ihren Gelagen. An besonderen Festtagen versammelt sich eine

gewisse Anzahl von Gästen um ein großes, mit Wasser angefülltes Gefäß, worein man einen Teig legt, der die Eigenschaft hat, in 3 bis 4 Minuten das Wasser in Gährung zu bringen, und es hierdurch in einen leichten Wein, in ein berauschendes Getränke umzuschaffen. Ein Jeder trinkt, wenn die Reihe an ihn kömmt, davon durch Anziehen vermittelst eines Hebers. Das Gefäß hat verschiedene Bezeichnungen in graduirten Abständen; und wenn der Trinker nicht durch sein ununterbrochenes Einsaugen macht, daß das Getränk bis auf den bezeichneten Grad herabsinkt, so füllt man das Gefäß bis auf diesen Grad wieder an, und nöthigt ihn von Neuem anzufangen, bis daß er das ihm festgesetzte Maas ausgeleert, oder sich völlig betrunken hat. Auch die Weiber nehmen an diesen Saufgelagen Theil.

21) Merkwürdige Verschiedenheiten in den Sitten finden sich von Staat zu Staat, von Provinz zu Provinz, von Städten zu Städten, und von einer Alden (Dorfe) zur andern, und dies um so mehr, je mehr oder weniger die in jeder Ortschaft vorhandene gerichtliche Gewalt auf ihre Einwohner und ihre Lebensart Acht hat.

Es findet sich auch eine Verschiedenheit unter den verschiedenen Ständen und Gewerben in der Gesellschaft. Die Großen im Staate nehmen den Schein von Achtung gegen die Tugend an, ohne sie zu üben, zuweilen ohne sie wirklich zu achten; das Volk thut sich in seiner Unsittlichkeit wenigeren Zwang an. Der National=

fehler der Gefräßigkeit hält sich bei den Reichen an die Beschaffenheit der Gerichte, und äußert sich durch geschickte Geschäftigkeit in ihrer Zubereitung. Die Gefräßigkeit des Volks hält sich an die Menge. Die gelehrten Mandarinen beobachten mehr Anstand, als die Mandarinen bei dem Militär u. s. w.; indeß könnte man dergleichen Verschiedenheiten bei allen Nationen auffinden.

Siebentes Kapitel.

Gewohnheiten.

1) So wie fast in dem ganzen Oriente, zeigt sich auch in Tunkin die große Herrschaft der Gewohnheiten.

Unter den in Tunkin befolgten Gewohnheiten stimmen manche zu der Einrichtung und den Bedürfnissen seiner Einwohner; einige sind sonderbar und ohne Grund; jedoch nicht gerade von übelen Folgen; manche andere sind dagegen wirklich schädlich. Der jetzige Kaiser, der Führer seines Volks durch Macht und Genie, hat das bestehen lassen, was nur sonderbar ist und die Klugheit gehabt, das nicht anzugreifen, was durch die stärksten Neigungen, oder durch religiöse und sehr hoch geschätzte Vorurtheile unterstützt wird, und in seinen Reformen hat er mehr sein Beispiel, als die Gesetze gebraucht.

2) Einer von den Gegenständen, worin in allen Ländern die Gewohnheiten sich am meisten verändern, ist der Putz. Nach einer unbegreiflichen Sonderbarkeit

vervielfältigt der Mensch die Mittel, um das zu scheinen, was er nicht ist, und oft bringt er dadurch weiter nichts zuwege, als das Meisterstück der Natur zu verhunzen. Denn während daß der hochcivilisirte Europäer sich die Ohrläppchen durchsticht, sich mit Puder bewirft und mit Schminke belegt, oder den Leib auf die schädlichste Weise einpanzert, drücken sich die roheren Bewohner der wärmeren Welttheile den Kopf platt, durchbohren sich die Lefzen und den Nasenknorpel, zersetzen sich die Haut, und beizen Blumen, Thiere, ja ganze Landschaften darauf ein.

Die Tunkinesen haben sich gegen die meisten von diesen lächerlichen Verirrungen verwahrt. Männer und Weiber lassen ihr langes schönes schwarzes Haar fliegen, ohne dessen Farbe zu verändern, oder es einer gewaltsamen Krümmung zu unterwerfen. Sie zeigen sich aber nicht so gescheid bei ihren übrigen Moden. Sobald sie ein Alter von 16 bis 17 Jahren erreicht haben, färben sie sich die Zähne; denn sie verachten weiße Zähne; sie wollen, wie sie sagen, hierin nicht den Hunden ähnlich seyn. Sie färben sie schwarz mit einer Salbe, die aus dem Safte eines einheimischen Baumes gezogen ist. Diese Salbe wird am Abende, wenn sie sich niederlegen, aufgestrichen, und ist diese Operation zwei bis drei Nächte hindurch geschehen, so reicht dies hin, um die Zähne auf immer zu schwärzen.*) Sie verdrängen eben-

*) So leicht als diese Operation hier beschrieben wird, ist sie nicht. Köster, der sich lange in Cochinchina aufgehalten und, wie es scheint, genau die Gegenstände beschreibt, giebt

falls die natürliche Fleischfarbe der Lippen durch hochrothe Farbe, die, mit der Schwärze der Zähne verbunden, dem Gesicht ein hartes und unangenehmes Ansehen giebt. Sie lassen ihren Bart wachsen und erhalten dadurch den Anschein von Kraft und Würde; sie lassen aber auch ihre Nägel wachsen, welches mit der Reinlichkeit nicht sonderlich übereinstimmt. Personen von einem gewissen Stande halten viel auf sehr lange Nägel, als auf einen Beweis, daß sie sich nicht mit Handarbeiten abgeben. Manche elegante Frauen malen ihre Nägel roth, wie die Lippen. Man mag übrigens noch so nachsichtig über die verschiedenen Moden des Putzes urtheilen, so lassen sich diese doch mit dem Geschmack nicht vereinigen *).

davon folgende Nachricht: „Da der tägliche Gebrauch des aromatischen Blattes, (des Betels,) sagt er, die Zähne gelblich färbt, so benutzen sie dieses Mittel, sie schwarz zu färben; indeß ist dies mit grossen Schmerzen verbunden, denn dieser Saft ist von solcher ätzenden Kraft, daß die Zähne dadurch 4 Tage hindurch so wackelnd werden, daß man während dieser Zeit keine solide Speise genießen kann, sondern nur Suppe einschlürfen muß. Nur nach 4 Wochen erhalten die Zähne ihre Festigkeit wieder, und nun ist das weiße Elfenbein in ein glänzendschwarzes Ebenholz verwandelt. Nur bei den höheren Ständen, nicht bei dem gemeinen Manne, ist diese Mode allgemein. Koefler Cochinchina p. 67 u. 68.
D. H.

*) Dies Färben der Zähne und einige andere, von verschiedenen Völkern Indiens entlehnte, Moden haben verursacht, daß die Chinesen, Stammväter der Tunkinesen, welche sie nicht angenommen haben, sie jetzt für Ausländer ansehen und sogar Barbaren nennen.

3) Man kauet fast immer eine Zusammensetzung von Areka-Nuß, Betelblättern, Kalk, Tabak und zuweilen Nelken. Das Kauen dieser Substanzen färbt auch die Lippen roth, giebt dem Athem einen guten Geruch und stärkt den Magen. Sie wird allen Personen, die zum Besuch kommen, angeboten, und es giebt Jahre, wo man auf diese Waare eben so viel, als auf den Reiß, den vorzüglichen Gegenstand der Nahrung, wendet. Die Armen bedienen sich des Betels vorzüglich bei der Arbeit, und wenn sie nicht im Stande sind, sich ihn zu verschaffen, so ersetzen sie ihn durch wohlriechende Kräuter.

4) Man sitzt auf der Erde mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen, wie fast überall im Orient, da es hier weder Lehnstühle, noch hohe und niedrige Stühle giebt. Die Sitze bestehen bei gemeinen Leuten in einer auf der Erde ausgebreiteten Decke, und bei den Reichen in kleinen, mit einem Teppich bedeckten Estraden, (Austritten,) höheren und niedrigeren, je nach dem Range der Personen.

Außer dem Hause trägt man einen Sonnenschirm; vornehme Personen lassen ihn von einem Bedienten tragen und die Größe dieser Schirme ist dem Stande gemäß eingerichtet. Außerdem zeigen zu oberst angebrachte Kugeln von Seide den Grad der Würde an.

Ist es nur irgend thunlich, so reiset man beständig zu Wasser; zu Lande reisen die gemeinen Leute selten anders, als zu Fuß. Es ist ihnen freilich nicht verboten,

sich der Pferde zu bedienen; allein man würde sie dann nicht nur für stolz halten, sondern sie setzten sich Beleidigungen aus, wenn ein Mandarin ihnen begegnete, er liehe ihnen vielleicht ihr Pferd ab und die Zeit der Zurückgabe möchte sehr ungewiß seyn. Die Mandarinen halten Pferde für die Leute von ihrem Gefolge.

Die reichen oder nur gemächlichen Leute reisen im Palankin, der in China eine Art von Stuhl ist; in Tunkin besteht er aus einem Gewebe von Nesselblättern, in Gestalt einer Hangmatte, wo man liegt oder mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen sitzt.

Gewöhnlich tragen ihn 2 oder 4 Männer. Grosse Herren aber haben wohl 16 und bei der Ablösung der Träger legt man 7 bis 8 Stunden täglich zurück.

Das Zeug zu den Palankins ist von verschiedener Farbe, und richtet sich nach dem Stande der Person, dem sie gehören. Für die Kriegsmandarinen ist es von rother, für gelehrte Mandarinen von blauer Farbe, und für den, der kein Mandarin ist, ist es weiß.

Die Kriegsmandarinen sind die Einzigen, denen es vergönnt ist auf Elephanten zu reisen. Einer von den Führern setzt sich auf den Hals des Elephanten, der andere auf das Ende seines Rückens.

5) Eine sehr sonderbare Gewohnheit, und wovon man den Grund nicht leicht einsehen kann, ist, daß Vater und Mutter den Namen ihrer Kinder annehmen und Vater und Mutter, Großvater und Großmutter von

diesem oder jenem genannt werden *). Wenn das Kind stirbt oder sich verheirathet, so verändern der Vater und die Mutter, der Großvater und die Großmutter den Namen und nehmen den Namen des zweiten Sohnes an. Ein Mann, der kein Kind hat, nennt sich nach dem Namen seines Neffen.

6) Die Tunkinesischen Höflichkeitsceremonieen sind nicht so umständlich und ehrerbietig, als die der Chinesen; denn diese unterwerfen die gleichgültigsten Handlungen und die geringsten Kleinigkeiten besonderen Regeln, die nach einem eigenen großen Buche, worin sie aufgezeichnet sind, studiert und sehr pünktlich beobachtet werden, so daß man einen gelehrten Chinesen durch die Genauigkeit und Feinheit seines Kompliments unterscheidet.

Indessen läßt die Tunkinesische Höflichkeit sehr viele Formalitäten und Schattirungen in gesellschaftlichen Verhältnissen zu. Ihre vielen Nüancen verrathen den Despotismus und Aristokratismus, denn sie gehen selbst bis ins Niederträchtige.

Die Begrüßung besteht nicht bloß, wie in Europa, in einer Verneigung des Kopfes, sondern in einer so tiefen Niederbeugung, daß die Stirn beinahe die Erde berührt **). Nur allein der Niedere grüßet, der Höhere

*) Etwas Aehnliches findet sich auf einigen Inseln des Südmeeres. D. H.

**) Solche Begrüßungen durch Niederwerfen waren vormals auch in Europa gebräuchlich. Noch im achten Jahrhundert

erwiedert den Gruß nicht, er zeigt nur, daß er ihn genehmige. Steht man sehr weit unter dem Begrüßten, so wiederholt man das Niederwerfen viermal. Wird man dem Kaiser vorgestellt, so wirft man sich viermal in dem Saale vor demjenigen Zimmer nieder, worin er sich befindet, der jenen durch ein Gitterfenster sieht, aber selbst nicht gesehen werden kann. Die Frauen grüßen dadurch, daß sie sich hinsetzen und dann den Kopf bis auf die Kniee verbeugen; in Lac-tho richten sich die Frauen bei jeder tiefen Verbeugung auf und setzen sich wieder hin.

Will man zu Jemanden hinein gehen, dem man Hochachtung schuldig ist, so läßt man seine Schuhe draußen und zeigt sich nur mit bloßen Füßen. Zum Kaiser geht man ohne Waffen, und wenn man in sein Kabinet hineingelassen wird, tritt man nur durch die Seitenthür ein. Besucht ein Mann von Stande einen andern, der kein öffentliches Amt bekleidet, so läßt er zuvor seine Ankunft ansagen, worauf man ihm zum Empfange in der Straße in einiger Entfernung vom Hause entgegengeht.

Ein Mann von einem gewissen Range geht nicht ohne ein oder zwei Bedienten aus, die seine Pfeife, seinen Betelbeutel, Fächer und Sonnenschirm tragen. Prinzen und Mandarinen zeigen sich nie ohne großes Gefolge.

begrüßte man einen Höheren, indem man sich ihm zu Füßen warf und seine Kniee umfaßte.

Wenn man unterwegs Jemanden begegnet, dem man Achtung schuldig ist, bleibt man stehen, steigt auch wohl vom Pferde oder aus dem Palankin. Redet man ihn an, so darf dies nur von der Seite geschehen, hierbei läßt man ihm die linke, weil diese die Ehrenseite ist; kommt man auf ihn zu, dann nimmt man die Seite, die er frei gelassen hat; wird er aufgehalten, so läuft man unter steten Verbeugungen vor ihm vorüber; geht er hingegen, während daß man aufgehalten wird, vorüber, so muß man ihm aus Ehrerbietung den Rücken zudrehen; das Frauenzimmer ist von diesem Ceremoniel frei.

Vor einem Vornehmen bleibt man stehen, bis er ein Zeichen zum Niedersetzen giebt, dann setzt man sich in einer größeren oder kleineren Entfernung, nach dem Grade der schuldigen Ehrerbietung; will man bei der Unterhaltung mit ihm eine Bitte vortragen, so bleibt man vor ihm so lange aufrecht stehen, bis er auf die Bitte geantwortet hat. Vor dem Kaiser muß man jederzeit stehen; doch erlaubt er zuweilen nach der Audienz, sich hinzusetzen und manchmal erlaubt er es den Fremden sogar während der Audienz.

Die Ehrfurcht erfordert es, vor dem Kaiser stets die Hände in den Aermeln eingeschlossen zu halten. Nach den Begrüßungen in Tunkin legt man seine Arme kreuzweise auf die Brust; in Cochinchina erhebt man sie über den Kopf. Das gewöhnliche Kompliment, das man dem Kaiser macht, ist, daß man ihn auf 2000 Jahre begrüßt;

dies zeigt an, man wünsche ihm ein Leben von 2000 Jahren. Ueberreicht man ihm eine Bittschrift, so darf dieses nur knieend geschehen.

Die Zeit zum Besuchen ist nur des Morgens; das ist auch die Zeit, wo der Kaiser Audienz giebt. Sie fängt mit der ersten Stunde des Tages, das ist bei uns des Morgens um sechs Uhr, an und dauert zwei Stunden.

Bei den Besuchen bietet man immer Thee, Areka und Betel an.

Es gehört zum guten Ton, nicht auf die Personen weiblichen Geschlechts, die im Hause sind, Acht zu haben, so lange sie bloß durch das Zimmer gehen; versammeln sie sich aber nochmals, um den Fremden zu bewillkommnen, dann unterhält man sich mit ihnen. Bei diesen Besuchen haben die Frauen aus Bescheidenheit den größten Theil ihres Gesichts mit ihren langen Haaren bedeckt. Sie reden nur, um auf Fragen zu antworten, und meistentheils sind ihre Antworten einsylbig. Nach einer kurzen Gegenwart bittet die Vornehmste von ihnen um Erlaubniß für Alle, sich weg zu begeben. Sie verschwinden und kommen nicht wieder zum Vorschein.

Eben der gute Ton gebietet auch dem Vornehmern, keine von den Möblen des Hauses, oder von den Kostbarkeiten, die er darin sieht, zu loben, weil man sich dadurch verbunden halten würde, sie ihm den andern Tag zu schicken.

Zweimal des Jahres müssen die Kinder feierlich ihren Aeltern ihre Ehrerbietung bezeugen, und hierzu ist der

erste Tag des Jahres und der fünfte des fünften Monds festgesetzt.

So wie im ganzen Oriente, ist es auch in Tunkin der Gebrauch, zu keinem Höheren zu gehen, ohne ihm ein Geschenk anzubieten, wären es auch nur einige Früchte oder andere Dinge von geringem Werthe. Man muß sich auch hüten, Mandarinen von ungleichem Range Geschenke von gleichem Werthe anzubieten, der Höhere würde sich dadurch beleidigt halten. Die Annahme der Geschenke ist ein Beweis von Gewogenheit, das Ausschlagen aber von Abneigung.

Bei den Mahlzeiten giebt es abgesonderte Tische, an deren jedem nur vier Gäste sitzen können; sie sind nach der Reihe hingestellt und man nimmt daran, nach seinem Stande, Platz. Man darf seinen Platz keinem Andern anbieten, denn die Plätze sind alle bestimmt, und wer den für ihn bestimmten nicht annehmen wollte, würde zurückgewiesen werden.

Die ersteren Tische werden besser besetzt als die letzteren, und es herrscht zwischen ihnen und den Gästen eines jeden Tisches eine aristokratische Ordnung. Man isset an keinem derselben, wenn man nicht zuvor das Beispiel und die Aufforderung dazu von den obern Tischen erhalten hat; und an jedem dieser Tische macht die vornehmste Person den Anfang mit dem Essen und ein höfliches Zeichen ladet sie zur Nachahmung ein. An jedem Tische und besonders an den untern, spricht man nur

halblaut, so daß man nur von seinen Beisitzern verstanden werden kann. Die Mahlzeit endiget sich mit Lobreden auf die gute Bewirthung. Dieses ist ein Tribut der Höflichkeit und Erkenntlichkeit, die man dem Hausherrn zollen muß; so vielfache und beschränkende Umstände mindern nothwendig das Vergnügen der Tafel, denn Alles erinnert sich auch hier an Unterwürfigkeit und Despotismus.

Bei der Mahlzeit hält man auf große Reinlichkeit. Anstatt mit den Fingern, wie es in Europa gewöhnlich ist, aus dem Munde die Knochen oder Fischgräten zu nehmen, geschieht dieses nur mit kleinen Stäbchen. Wenn man vom Tische geht, wäscht man sich den Mund, die Hände und das Gesicht.

Die Frauen sind von den öffentlichen Mahlzeiten ausgeschlossen, theils durch den Dünkel der Männer, die sie für geringere Wesen ansehen, theils aus Furcht, daß in einer Gesellschaft, wo man sich durch die Wirkung der Speise und des Trankes erhitzt, die Anständigkeit gegen das andere Geschlecht verletzt werde.

In der trockenen Jahreszeit essen die gemeinen Leute auf Decken vor der Thüre ihrer Häuser und scheuen sich nicht, ihre sparsamen Mahlzeiten dem Anblick der Vorbeigehenden auszusetzen.

Wenn wir von der Sprache handeln, werden wir sehen, wie vieler ehrfurchtvollen Wendungen die Rede fähig sey. Für jetzt wollen wir nur bemerken, daß die Personen vom ersten Range, vorzüglich die Gelehrten,

mit mehr Behutsamkeit und Nachdruck reden, als das Volk, ihre Ausdrücke besser wählen, sich von denen enthalten, die eine zu freie Auslegung leiden können und ihre Achtungs-Bezeugungen mit größerer Feinheit ausdrücken. Diese Abwägung der Worte zeigen sie nur in Gesellschaft, aber im Innern ihrer Häuser entziehen sie sich dieser Beschränkung und haben da die Weise und Sprache des Volks.

Beerdigungen.

7) Von allen Ceremonieen ist die Beerdigung die feierlichste, ansehnlichste, kostbarste und allerwichtigste. Zu allen Zeiten haben die Menschen den entseelten Ueberresten der Personen, welche ihnen lieb waren, große Achtung bezeugt. Schwerlich hat aber irgend ein Land **Tunkin** in Ansehung der Pracht und des Glanzes bei den Feierlichkeiten der Leichenbestattung übertroffen.

Die Ehre eines schönen Begräbnisses zu erhalten, ist ein Ziel, wonach der Ehrgeiz der Tunkinesen vorzüglich strebt. Sie arbeiten ihr ganzes Leben hindurch dafür und versagen sich jede Art von Vergnügen, damit durch die Früchte ihrer Sparsamkeit ihr Leichen-Gepränge desto herrlicher werde. Wenn der Verstorbene kein hinreichendes Vermögen zu dieser Ausgabe hinterläßt, so verkauft man sein Land, um dazu genug zu haben; wenn sein Land nicht zureicht, legen die Kinder, zum Beweise der kindlichen Liebe, zusammen, und um ihr ein Genüge zu thun, verkaufen sie oft-

mals ihre eigenen Ländereien, auch legen die Verwandten und Freunde des Verstorbenen zuweilen zusammen, um die Kosten der Beerdigung zu bestreiten. Man macht ein Verzeichniß von diesem Aufwande, und bei dem Tode dessen, der sich ihm unterzogen hat, ist man gebunden, für ihn ein Gleiches zu thun. Ist die Familie arm, so kann sie die Gemeinde, woraus der Verstorbene ist, um einen Beitrag bitten. Dieser Beitrag wird niemals abgeschlagen, und alle Einwohner tragen dazu, theils mit baarem Gelde, theils durch ihre Arbeiten, bei. Ein schönes Leichenbegängniß macht einer Familie große Ehre. Manchmal spricht man noch 50 Jahre nachher davon, als von einer merkwürdigen Begebenheit.

Die Särge sind prächtig, von auserlesenem Holze gemacht, polirt, überfirnißt, gewöhnlich roth gemalt, oft mit Bildhauerarbeit geziert, an den eingeschnittenen Stellen vergoldet und mit Inschriften geschmückt, welche Wünsche enthalten, daß der Verstorbene ein glückliches Schicksal an dem Orte, wohin er nun gelangt ist, genießen möge.

Reiche Leute lassen sich ihren Sarg bei ihren Lebzeiten machen, stellen ihn, wie eine Möbel, zur Verzierung in den Gesellschafts-Saal auf und bedienen sich desselben, bis zum letzten Gebrauch, wie eines Koffers. Personen, die zum Besuche ins Haus kommen, ermangeln nicht, eine besondere Aufmerksamkeit auf diesen Sarg zu richten, und daran den Geschmack und die Zierlichkeit zu loben.

Zuweilen legen die Kinder zusammen, um für ihren Vater oder einen anderen Verwandten insgeheim einen prächtigen Sarg machen zu lassen; und wenn der Sarg fertig ist, überraschen sie den, welchem er bestimmt ist, auf eine angenehme Weise damit, indem sie ihn unvermuthet in sein Zimmer bringen lassen. Dieses Verfahren kindlicher Liebe wird auch von Fremden aus Dankbarkeit gegen Wohlthäter nachgeahmt.

Man behält die todten Körper sehr lange Zeit vor der Beerdigung bei sich. Bei reichen Leuten dauert dies ein, auch wohl zwei Jahre, weil solcher Aufschub zur Zubereitung der Feierlichkeit, oder zum Verkauf der Ländereien nöthig ist, von deren Ertrag diese Feierlichkeiten bestritten werden. In dieser ganzen Zeit bleibt der Sarg in dem Gesellschafts-Saale stehen, verbreitet aber keinen üblen Geruch, weil er von sehr dichtem Holze verfertigt und sehr geschickt zugemacht ist. Man füllet ihn mit Reis, Geräthschaften und Zeuge an, um dem Verstorbenen in der andern Welt zu nützen; auch legt man ihm Gold- und Silber-Münzen in den Mund. Die Armen ersetzen dies durch vergoldetes oder versilbertes Papier. Bei jeder Mahlzeit bringt man dem Todten mit Feierlichkeit und mit einer Trauermusik verschiedene Gerichte und ladet ihn zum Essen ein. Das Haupt der Familien hält ihm eine Lobrede, beklagt seinen Verlust und bietet dem Himmel sehr große Summen zu seiner Wiedererweckung an. So lange nun der Todte noch dort bleibt, kommt man, um ihn zu besuchen, und wer ihn besucht, er mag auch noch so

vornehm seyn, erscheint vor ihm wie ein Geringerer und nähert sich dem Sarge mit vier tiefen Verbeugungen.

Das Fortbringen zu der Grabstätte geschieht mit großen Feierlichkeiten, wovon eine der merkwürdigsten darin besteht, daß der älteste Sohn oder nächste Verwandte des Verstorbenen vor dem Sarge, indem er seinen Kopf mit Stroh umwunden hat, hergeht und sich von Zeit zu Zeit auf die Erde wirft, um den Todten aufzuhalten und ihn zu hindern, die Familie zu verlassen. Auf den Sarg setzt man ein Gefäß mit Wasser; ist dann kein Tropfen herausgefallen, so hält man die Erhaltung dieses Gleichgewichts für ein sehr glückliches Zeichen und die Träger werden belohnt. Das Fortbringen dauert lange, weil man sehr langsam geht und viele Pausen macht. Das Leichengepränge endiget sich mit einem großen Gastmahle, zu welchem alle Begleiter eingeladen werden: denn Essen ist in diesem Lande der Beschluß aller fröhlichen und traurigen Feierlichkeiten.

Man legt eine große Wichtigkeit auf den Ort des Begräbnisses. Dieser muß eine gewisse Verbindung mit den Bergen und Flüssen haben, die durch Erfahrne untersucht ist. Der Platz, der günstige Eigenschaften hat, wird 40 bis 50 mal theurer, als wenn ihm diese fehlen; und wenn man in der Folge einen noch günstigern Platz entdeckt, so bringt man die Ueberreste des Verstorbenen dahin. Es würde der Familie zur Schande und zum Unglück gereichen, wenn der Begräbnißort nicht unver-

letzt bliebe. Man würde glauben, daß der Verstorbene dadurch das Vermögen verloren hätte, für das Glück seiner Familie zu wirken.

Die Leichenbegängnisse der Großen im Staate geschehen mit unglaublichem Gepränge und Aufwande. Bei dem kaiserlichen werden die Armee, Elephanten und Galeeren zugleich in Bewegung gesetzt, und man verschwendet seidene Zeuge, Gold, Silber, wie auch Eßwaaren, ja man vergräbt mit dem kaiserlichen Leichnam große Summen. Im letzten bürgerlichen Kriege haben die Rebellen ihre Gräber geplündert; und wenn gleich ein Theil ihren Händen entgangen ist, so war doch ihre Beute so beträchtlich, daß einige Zeit hindurch die Münzen dadurch weit gemeiner wurden.

Der jährliche Todestag wird mit Ceremonieen von gleicher Art gefeiert, die zwar nicht so prächtig sind, aber doch in ansehnlichen Familien durch mehrere Generationen, ja zuweilen bis auf die zwanzigste fortgesetzt werden. Alle Verwandten werden zu diesen Feierlichkeiten eingeladen und genöthigt zu den Kosten beizutragen. Wer sich weigerte, würde sich entehren und gerichtlich zu einer Geldbuße verurtheilt werden.

Die Trauer.

8) Zur Trauer trägt man weiß. Die Kleidung darf nur von grobem Zeuge seyn, und wird lediglich von einem schlichten Gürtel zusammengehalten. Man schneidet sich die Haare bis auf die Schultern ab.

Während der Trauerzeit schlafen die Kinder des Verstorbenen nicht in Betten, sondern auf bloßen Decken, versagen sich den Gebrauch aller gegohrnen Getränke, und behelfen sich mit einfachen und groben Speisen, die in einem Gefäße von gewöhnlicher Art aufgetragen werden. Man darf nicht öffentlich erscheinen, weder zur Hochzeit, noch zu einer großen Gesellschaft gehen, noch ein öffentliches Geschäft verrichten, im Fall man seinen Platz ersetzen kann. Ist man genöthigt sich bei der Versammlung der Gemeinde einzufinden, so setzt man sich nicht nach seinem Range. Wird um den Kaiser getrauert, welches von Allen geschieht, so muß man sich zwar bei den Zusammenkünften der Gemeinde einfinden, allein diese geschehen dann ohne Feierlichkeit und ohne Beobachtung des Ranges.

Man hält sich zu Hause mit Frau und Kindern und nimmt nur die Besuche der mittraurenden Verwandten an. Fällt in dieser Zeit eine Sache von Wichtigkeit vor, so enthält man sich, so viel als möglich, die Person, womit man es abzumachen hat, zu besuchen, oder ersucht sie zu sich zu kommen. Indeß ist es erlaubt sein Feld zu bauen, oder zu fischen und alle Arbeiten, die man allein verrichten kann, vorzunehmen. Ist man genöthigt, sich mit Arbeiten zu beschäftigen, die da Hülfe bedürfen, so muß man dabei schweigen, oder nur gerade das Allernothwendigste absprechen.

Während der Trauer dürfen sich die Kinder nicht verheirathen; jedoch mit Ausnahme des ältesten Sohns, da

letzt bliebe. Man würde glauben, daß der Verstorbene dadurch das Vermögen verloren hätte, für das Glück seiner Familie zu wirken.

Die Leichenbegängnisse der Großen im Staate geschehen mit unglaublichem Gepränge und Aufwande. Bei dem kaiserlichen werden die Armee, Elephanten und Galeeren zugleich in Bewegung gesetzt, und man verschwendet seidene Zeuge, Gold, Silber, wie auch Eßwaaren, ja man vergräbt mit dem kaiserlichen Leichnam große Summen. Im letzten bürgerlichen Kriege haben die Rebellen ihre Gräber geplündert; und wenn gleich ein Theil ihren Händen entgangen ist, so war doch ihre Beute so beträchtlich, daß einige Zeit hindurch die Münzen dadurch weit gemeiner wurden.

Der jährliche Todestag wird mit Ceremonieen von gleicher Art gefeiert, die zwar nicht so prächtig sind, aber doch in ansehnlichen Familien durch mehrere Generationen, ja zuweilen bis auf die zwanzigste fortgesetzt werden. Alle Verwandten werden zu diesen Feierlichkeiten eingeladen und genöthigt zu den Kosten beizutragen. Wer sich weigerte, würde sich entehren und gerichtlich zu einer Geldbuße verurtheilt werden.

Die Trauer.

8) Zur Trauer trägt man weiß. Die Kleidung darf nur von grobem Zeuge seyn, und wird lediglich von einem schlichten Gürtel zusammengehalten. Man schneidet sich die Haare bis auf die Schultern ab.

Während der Trauerzeit schlafen die Kinder des Verstorbenen nicht in Betten, sondern auf bloßen Decken, versagen sich den Gebrauch aller gegohrnen Getränke, und behelfen sich mit einfachen und groben Speisen, die in einem Gefäße von gewöhnlicher Art aufgetragen werden. Man darf nicht öffentlich erscheinen, weder zur Hochzeit, noch zu einer großen Gesellschaft gehen, noch ein öffentliches Geschäft verrichten, im Fall man seinen Platz ersetzen kann. Ist man genöthigt sich bei der Versammlung der Gemeinde einzufinden, so setzt man sich nicht nach seinem Range. Wird um den Kaiser getrauert, welches von Allen geschieht, so muß man sich zwar bei den Zusammenkünften der Gemeinde einfinden, allein diese geschehen dann ohne Feierlichkeit und ohne Beobachtung des Ranges.

Man hält sich zu Hause mit Frau und Kindern und nimmt nur die Besuche der mittraurenden Verwandten an. Fällt in dieser Zeit eine Sache von Wichtigkeit vor, so enthält man sich, so viel als möglich, die Person, womit man es abzumachen hat, zu besuchen, oder ersucht sie zu sich zu kommen. Indeß ist es erlaubt sein Feld zu bauen, oder zu fischen und alle Arbeiten, die man allein verrichten kann, vorzunehmen. Ist man genöthigt, sich mit Arbeiten zu beschäftigen, die da Hülfe bedürfen, so muß man dabei schweigen, oder nur gerade das Allernothwendigste absprechen.

Während der Trauer dürfen sich die Kinder nicht verheirathen; jedoch mit Ausnahme des ältesten Sohns, da

er nothwendig eine Frau zur Haushaltung bedarf. Aber die lange Dauer der Trauer erhält zuweilen die Töchter mehrere Jahre hindurch im ehelosen Stande, daher sie auch, wenn Vater und Mutter in eine schwere Krankheit verfallen, sich baldigst zu verheirathen suchen.

Die Frau trauert über den Tod des Mannes 3, und der Mann über den Tod der Frau 2 Jahre; die Trauer der Kinder über den Verlust des Vaters und der Mutter dauert eben so lange. Ueber den Tod des Regenten soll man 3 Monat trauern; aber fast immer wird die Abkürzung dieser Zeit anbefohlen, so daß sie gewöhnlich nur 27 Tage dauert. Während dieser Zeit giebt es weder Schauspiele, noch Lustbarkeiten, noch Feste. Gemeindeversammlungen oder andere finden nicht Statt, außer im Fall der größten Nothwendigkeit.

Die Nebenfrauen des Regenten können sich nach seinem Tode in die Tempel begeben und da mit Anstand, aber eingezogen leben. Sie können auch ihre Eingezogenheit verlassen und sich verheirathen, jedoch nur mit gemeinen Leuten, wo sie alsdann ihren Rang und Gehalt verlieren. Ein Mann von Stande würde sich nicht unterstehen eine Wittwe des Regenten zu heirathen, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, er wünsche die Geheimnisse des Verstorbenen kennen zu lernen. Man weiß kein Beispiel, daß die erste Gemählin des Regenten sich wieder vermählt habe. *)

*) In Ansehung der Beerdigung des Königs von Cochinchina bemerkt Köfler, daß man nur allein die Leiche des Königs

wegungen und Kühnheit ihrer Wendungen. An einem andern Orte wollen wir einen Begriff von ihren dramatischen Vorstellungen mittheilen.

Spiele.

11) Alle Arten von Spielen finden in Tunkin ihre Liebhaber; Spiele zur Leibesübung, Spiele der Behendigkeit, Glücksspiele und Kommerzspiele. Man spielt Ball mit größerer Geschicklichkeit als in Europa, und statt einer Rakete oder platten Ballholzes braucht man einen bloßen Stock.

Das Spiel mit dem Federball erfordert eine große Behendigkeit. Wenn der Ball zurückfällt, macht der Spieler einen Sprung und schlägt ihn mit der Fußsohle zurück.

Bei Kartenspielen bestehen die Partieen aus 4 Personen. Die Karten zeigen keine Figuren, sondern geschriebene Charaktere, und der Gewinn hängt von dem Zusammentreffen dieser Charaktere ab.

Man hat auch ein Spiel, welches mit dem, das man in Europa das Solitairspiel nennt, große Aehnlichkeit hat.

Die Hahnengefechte können ebenfalls unter die Spiele gerechnet werden. Reiche Leute lassen Hähne zu diesen Gefechten aufziehen und abrichten, und über den Sieg stellt man Wetten an. Der Kaiser hat Hähne, die fast beständig Sieger sind. Die Hofleute ermangeln nicht gegen diese Hähne zu wetten, und der Verlust

len und giebt vielen reichen Leuten Gelegenheit in Verfall zu gerathen.

Diese lange Zeit der Unthätigkeit und des Vergnügens vernichtet die Lust zur Arbeit und flößt Geschmack an Müssiggang und Zerstreuung ein. Unsere Einrichtung, die Tage der Ruhe einzeln mit den Arbeitstagen abwechseln zu lassen, ist in dieser Rücksicht vernünftiger. Uebrigens versammeln sich müssige Leute auch zu andern Zeiten, als an diesen Festtagen, in öffentlichen Häusern, um daselbst Thee zu trinken, oder Früchte zu essen: man trinkt aber dort keine geistige gegohrne Getränke, diese kauft man nur von denen, die sie verfertigen.

Schauspiele.

10) Die Tunkinesen lieben die Schauspiele sehr, doch haben sie zu ihrer Vorstellung keine öffentlichen Gebäude, wo Jedermann für sein Geld zugelassen wird. Große Herren und Reiche haben in ihren Wohnungen große Säle, wovon der eine Theil das Theater ausmacht, der andere von den Zuschauern eingenommen wird. Giebt man ein großes Gastmahl, so miethet man für diesen Tag die Komödianten, Tänzer und Springer. Die Zuschauer gehen in diesen Saal beliebig ein und aus, und so lange noch einer da ist, dauert die Vorstellung fort. Die starken und geschickten Wendungen erregen Erstaunen, und die Seiltänzer in Europa kommen den Tunkinesen nicht gleich, in Rücksicht der Richtigkeit und Bestimmtheit ihrer Be-

wegungen und Kühnheit ihrer Wendungen. An einem andern Orte wollen wir einen Begriff von ihren dramatischen Vorstellungen mittheilen.

Spiele.

11) Alle Arten von Spielen finden in Tunkin ihre Liebhaber; Spiele zur Leibesübung, Spiele der Behendigkeit, Glücksspiele und Kommerzspiele. Man spielt Ball mit größerer Geschicklichkeit als in Europa, und statt einer Rakete oder platten Ballholzes braucht man einen bloßen Stock.

Das Spiel mit dem Federball erfordert eine große Behendigkeit. Wenn der Ball zurückfällt, macht der Spieler einen Sprung und schlägt ihn mit der Fußsohle zurück.

Bei Kartenspielen bestehen die Partieen aus 4 Personen. Die Karten zeigen keine Figuren, sondern geschriebene Charaktere, und der Gewinn hängt von dem Zusammentreffen dieser Charaktere ab.

Man hat auch ein Spiel, welches mit dem, das man in Europa das Solitairspiel nennt, große Aehnlichkeit hat.

Die Hahnengefechte können ebenfalls unter die Spiele gerechnet werden. Reiche Leute lassen Hähne zu diesen Gefechten aufziehen und abrichten, und über den Sieg stellt man Wetten an. Der Kaiser hat Hähne, die fast beständig Sieger sind. Die Hofleute ermangeln nicht gegen diese Hähne zu wetten, und der Verlust

der Wette ist eine verdeckte Manier, dem Könige ein Geschenk zu machen.

Von allen Spielen ist keines, als dasjenige, das unserm sogenannten Münz oder Flach, oder Penneken gleicht; hierbei wagt man mehr Geld, als bei den übrigen, und richtet sich öfter zu Grunde. Man läßt ein Stück Geld auf einem Teller sich herumdrehen, bedeckt es darauf mit einer Schale und wettet über die Seite, auf welche das Stück fallen wird.

Das hiesige Schachspiel ist das berühmteste. Es kann für ein Nationalspiel angesehen werden, und aus diesem Grunde verdient es beschrieben zu werden. Es ist malerischer, verwickelter und mehrerer Verbindungen fähiger, als das Europäische. Das Schachbret stellt ein Schlachtfeld vor, das der Breite nach aus neun, und der Länge nach aus zwölf Linien besteht. Die sechs oberen Linien stellen den Raum vor, der von der einen Armee, und die sechs untern Linien den, der von der andern Armee besetzt ist. Zwischen diesen beiden Armeen ist ein leerer Platz, der einen Fluß anzeigt.

Jede Armee besteht aus einem Könige, zwei Mandarinen, zwei Elephanten, zwei Pferden, zwei Wagen, zwei Kanonen, fünf Bauern oder Soldaten, diese machen zusammen, wie in dem Europäischen Spiele, 16 Steine aus: doch werden die Steine auf die Linien und nicht in die Fächer gestellt. Der König, die Mandarinen, Elephanten, Pferde und Wagen stehen

auf der Mittellinie; die Kanonen zwei Linien darüber, die Soldaten auf der fünften Linie voran. Der König hat ein Hauptquartier, das aus 9 Plätzen besteht und hieraus darf er nicht gehen. Er marschirt nach jeder Seite, darf aber nicht mehr als einen Schritt auf einmal thun. Die beiden Mandarinen, welche bei dem Könige stehen, haben eben den Marsch, als er, und dürfen eben so, wie er, nicht aus dem Hauptquartiere gehen: die Pferde nehmen eben die Richtung, wie die Reiter im Europäischen Spiele: die Elephanten eben die, wie die Pferde, nur mit dem Unterschiede, daß sie über eine Querlinie schreiten; sie dürfen aber nicht über den Fluß gehen. Die Wagen nehmen den Weg der Thürme. Die Kanonen dürfen von einem Ende des Schachbrets bis zum andern in gerader Linie gehen; es muß aber ein feindlicher Stein zwischen ihnen und dem Steine seyn, den sie nehmen. Die Bauern thun nur einen Schritt, und dürfen den Fluß passiren; bis sie dieses gethan haben, können sie nur vorwärts und in gerader Linie marschiren. Wenn sie über den Fluß gekommen sind, dürfen sie in gerader Linie sowohl zur Rechten, als zur Linken gehen, aber nicht zurückweichen.

Der Gewinn der Partie hängt von dem Nehmen des Königs ab; man sagt's vorher, wenn man ihm Schach bietet. Wenn beide Könige sich auf derselben Linie befinden, ohne daß ein Stein darzwischen steht, so hat der, welcher sich zuletzt dahin gestellt hat, verloren, und er kann gezwungen werden, diese Stellung

zu nehmen, wenn er in der seinigen angegriffen wird und keine andere mehr frei hat, wo er sicher seyn könnte.

Außer den Gesellschaftsspielen giebt es auch öffentliche und prächtige Spiele, die nach Regeln und mit Gepränge gefeiert werden; als Hahnengefechte, woran man großen Antheil nimmt, Kampfspiele, die zuweilen einen religiösen Charakter haben; Wettlauf der Galeeren, wo die, welche den andern zuvorkommt, den Preis erhält; Schachpartieen, wo statt der Steine lebende Personen auf einen großen, mit Bretern umgebenen Platz, worauf die Fächer bezeichnet sind, gestellt werden; auf der einen Seite des Schachbrets sind Mannspersonen in eine Farbe und auf der andern Mädchen in eine andere Farbe gekleidet; beide stellen die Steine vor, und tragen die Aufschrift davon auf dem Kopfe. Die Gemeinden spielen eine wider die andere, und einzelne Zuschauer stellen Wetten an. Man ernennt auf jeder Seite die Spieler oder Führer der Partie, und eine vorzügliche Geschicklichkeit bei diesem Spiele macht sehr berühmt.

Achtes Kapitel.

Sprache.

1) Die Sprache einer Nation giebt uns einen Abriß von ihrem Denken und ihren Kenntnissen, trägt das Gepräge ihrer Neigungen und ihres Geschmacks, und bietet daher ein Bild von dem Nationalgeiste und Charakter dar. Voll Nachdruck und übertrieben *) in heißen Ländern, einfach und natürlich in kalten; gemäßigt und lieblich in temperirten Gegenden; roh, bei einer entstehenden Gesellschaft; fein, bei einer gebildeten Nation; bei einer keuschen Nation frei, ohne unanständig zu seyn; bei einer verdorbenen zurückhaltend und verschleiert; kurz und kraftvoll, in der Demokratie; niedrig und kriechend, unter dem Joche des Despotismus.

2) Die Wahrheit obiger Bemerkungen wird auch in der Tunkinesischen Sprache, die von den Europäischen Sprachen wesentlich verschieden ist und sich dem Charakter der Orientalischen Sprachen anschließt, bewährt ge-

*) Exagerée, vielleicht schwülstig?

D. H.

funden, einem Charakter, den diese Sprachen von dem Bau der Asiaten, von ihren Begriffen, Neigungen und Vortheilen erhalten. Aus China ausgewandert, hat der Tunkinese die Mundart beibehalten; aber lange Zeit hindurch als Feind des ursprünglichen Vaterlandes und durch den Krieg davon geschieden, hat er die Aussprache dieser Mundart so umgeändert und entstellt, daß die beiden Nationen sich heut zu Tage nicht mehr verstehen. Cochinchina redet, als ein Theil von Tünkin, einerlei Sprache; aber von diesem Lande durch Gebirge und oft durch Kriege getrennt, hat es in seinen Redensarten ganz besondere Abänderungen. Das untere Camboge, das genau mit Cochinchina verbunden ist, redet eben die Sprache; doch können wir nicht sagen, ob sie im obern Camboge eben so ist. *)

Tsiampa, Lac-tho und Laos haben ihre eigne Sprache, und selbst in dem letztern Lande können sich mehrere daselbst befindliche und herumirrende wilde Horden, die nur selten zu einander kommen, einander nicht verstehen.

In jedem dieser Länder ist der Grad der Bildung, wozu die Einwohner gelangt sind, an der Mundart,

*) Die Tunkinesische Sprache, sagt la Croix, ist sanft, angenehm und zur Beredsamkeit geschickt. La Croix III. p. 286. Das Cochinchinesische ist von ersterer nicht mehr unterschieden, als das Portugiesische von dem Spanischen. Kösler p. 68. doch, setzt er hinzu, weicht die Hofsprache gänzlich von der Volkssprache ab.

D. H.

die sie angenommen und an den eingeführten Abänderungen merklich.

Die Nationalsprache ist die einzige, welche die Tunkinesen sprechen; auf ihr Land eingeschränkt, haben sie auch keine andere nöthig. Doch reden die Kaufleute ein verdorbenes Portugiesisch, welches die Sprache des Indischen Meeres ist, so wie die Sprache der Franken die des Mittelländischen. Die Regierung hält Dolmetscher für einige Sprachen benachbarter Länder, aber für keine Europäische, die Portugiesische ausgenommen.

3) Wenn man den Bau der Tunkinesischen Sprache betrachtet, so zeigt sie gleich bei dem ersten Anblick die Fehler einer wilden Sprache, welche in ihren Ausdrücken die Abwechselungen der Begriffe nicht bezeichnet. Wirklich hat sie weder genus, numerus, tempus, noch Deklination und Konjugation; dieser Mangel wird aber durch Partikeln ersetzt, die der Mundart eine gewöhnliche Hülfsquelle verschaffen.

Die Wörter haben meistentheils nur eine Sylbe; enthalten sie mehrere, so sind sie doch fast immer in der Aussprache von einander unabhängig und werden im Schreiben getrennt; doch wird ihr Zusammenhang durch einen Strich merklich gemacht, man hat auch keine Wörter zum Unterscheiden des Einzelnen und der Mehrheit; doch zeigt eine Partikel an, ob von einem oder mehreren Dingen die Rede sey. Der Verstand davon kann ebenfalls durch Zusetzung eines

andern Worts, dessen Numerus durch eine Partikel angezeigt ist, bestimmt werden, so bedeutet z. B. Kopf des Menschen, einen Kopf, und Kopf der Menschen, mehrere.

Manche Wörter sind zugleich Hauptwörter und Zeitwörter; alsdann haben sie noch eine Partikel neben sich, die den Verstand bestimmt.

Die Fürwörter werden durch sehr mannichfaltige Ausdrücke gegeben, welche die Bedeutung verändern. Das fragende Fürwort qui, wer, wenn es nach dem Zeitwort steht, sagt so viel als jemand.

Wenn die Beiwörter ihrer Natur nach nicht deutlich anzeigen, welches das Rechte oder Unrechte der Eigenschaften sey, die sie ausdrücken sollen, so bestimmt ein dem Beiworte nachgesetztes Nebenwort (Adverbe) die Billigung oder Mißbilligung. Partikeln drücken auch den Komparatif und Superlatif aus. Anstatt des verneinenden Beiworts, welches in unsern Europäischen Sprachen durch eine, mit dem Worte genau verbundene, oder vor das Beiwort gesetzte Partikel gebildet wird, läßt man die eigentlich verneinenden Partikeln voran gehen, z. B. anstatt zu sagen ingnai sagt man non oui.

Da das Zeitwort nur einen Infinitif hat, so wird es auch dafür genommen, wenn nicht ein Hauptwort oder Fürwort vorangeht. Die Person, oder der Numerus, wornach sich das Zeitwort richten soll, werden

durch ein vorhergehendes Fürwort bezeichnet; als je parler, toi parler, il parler, nous parler, ich reden, du reden, er reden, wir reden. —

Die verschiedenen Tempora, das Imperfectum, Parfectum und Futurum werden durch verschiedene Partikeln angezeigt; das Praesens bedarf sie nicht. Auch der Optatif, Imperatif und Subjonctif werden durch Partikeln angegeben. Ein Passivum hat man nicht, es wird aber durch einen Ausdruck ersetzt, der einen unpersönlichen Charakter hat. Eben so wenig hat man ein Participium; man ersetzt es durch ein Verbindungs-Fürwort. Anstatt zu sagen aimant, liebend, sagt man qui aime, der da liebt.

Diese Sprache hat Präpositionen, die mit den unsrigen (par; pour, avant, après) durch, für, vor, nach übereinstimmen; sie hat auch Verbindungs- und Trennungs-Partikeln. Sie hat einen Ueberfluß an Nebenwörtern, deren Wiederholung den Ausdruck des Sinns verstärkt. Viele Interjektionen drücken die Freude und den Schmerz aus, und in den Lobreden auf die Todten bei Leichengeprängen, setzt man zu jeder Redensart (Phrase) eine Interjektion des Schmerzens.

Wenn man öffentlich redet, fügt man zu den wichtigsten noch Zusetzungs- und Ergänzungsworte, wovon man glaubt, daß sie zur Verstärkung dienen.

Stehen zwei Hauptwörter zusammen, so regiert das eine das andere; Geld, Jacob, will sagen, Jacobs Geld.

Die Verkleinerungen (Diminutifs) werden durch Hinzusetzung einer Sylbe ausgedrückt; durch eben dergleichen Zusätze bezeugt man auch Achtung oder Verachtung.

Eine Sonderbarkeit der Französischen Sprache besteht darin, daß man solchen Dingen ein Geschlecht beilegt, welche keines haben und keines haben können, und sie unter das männliche oder weibliche Geschlecht rechnet, nicht vermöge der Natur dieser Dinge, sondern nach der Natur des Schalls ihrer Benennungen. Der klügere Tunkinese giebt in seinen Ausdrücken nur belebten Wesen ein Geschlecht, und bemerkt solches durch die Endigung der Sylben.

Der Gang dieser Sprache ist vernünftig und regelmäßig, und die Ordnung der Ausdrücke richtet sich nach der Ordnung der Begriffe. Die Hauptsache wird erst genannt, und dann die Eigenschaft, und zwischen beiden herrscht eine genaue Verbindung. Wird ein Satz umgekehrt, so verändert es den Sinn, als toi rire heißt, du lachst, und rire toi, man lacht über dich.

4) Gehet man von der Zergliederung des Mechanismus dieser Sprache zu der Beobachtung ihres Charakters über, so findet man sie reich oder arm in Ansehung verschiedener Gegenstände, je nachdem sie die Aufmerksamkeit fesseln oder Gefühle erwecken. Sie ist reich in der Herzählung der Landesprodukte, in der Unterscheidung der Perioden des Wachsens, Säens, Rei-

mens und Zunehmens; der Reiß hat verschiedene Namen, wenn er gepflanzt, reif, geärndtet und trocken wird. Ebenfalls hat man verschiedene Ausdrücke für die Wasserthiere, je nach ihren verschiedenen Arten, und für die Verschiedenheiten, die sich bei einer Art befinden, für ihr verschiedenes Alter, für ihre List, Geschicklichkeit und Geräthe, deren man sich zu ihrem Fange bedient. Aber diese, in Absicht solcher Dinge so reiche Sprache ist arm, wenn sie das Verfahren bei mechanischen, noch mehr, wenn sie es bei den schönen Künsten ausdrücken soll. Sie ist durchaus dürftig zum Ausdruck abstrakter Begriffe.

Gefühlvoll, vorzüglich wenn sie den Kummer ausdrückt, den der Verlust der Aeltern einflößt, hat sie für den Schmerz empfindsame Benennungen, für die es in anderen Sprachen schwer seyn würde, gleich vielsagende Ausdrücke zu finden; bestimmt aber die Stufen der Empfindung nicht genau. Wenn die Auslassung der Artikel den Ausdruck abkürzt, so verlängert ihn die Menge der Partikeln, ohne ihn allemal weitschweifig zu machen.

Selten gebraucht man die Metaphern, wenn man aber einem Gegenstande einen Ausdruck anpaßt, der einem andern zukommt, so ist es ziemlich gewöhnlich, daß im Binnenlande das entlehnte Wort von den Geschäften bei dem Ackerbaue, längs den Küsten hingegen von den zum Fischfange gehörenden Geschäften hergenommen ist.

Diese Sprache hat besonders einen Ueberfluß an Formeln der Unterthänigkeit und an Bezeugungen der Abhängigkeit. Die Versicherung der Hochachtung, welches in allen Sprachen das Zeugniß von dem ehrenvollsten Gefühl gegen den, welchen man ehren will, seyn sollte, ist in der Tunkinesischen, so wie in allen anderen Sprachen civilisirter Völker, ein Tribut der Unterwürfigkeit, und nicht ein Beweis der Hochachtung *). Die achtungsvollen und unterthänigen Ausdrücke sind nicht nur gewöhnlich, wenn man mit einem Manne von Stande spricht, sondern sie finden auch sogar im Umgange zwischen Verwandten Statt. Ein Sohn darf sie nicht weglassen, wenn er mit seinem Vater oder Mutter spricht; selbst der Kaiser richtet sich, seiner höchsten Würde unbeschadet, nach dieser Regel gegen seine Mutter. Redet eine Frau mit ihrem Manne, so nennt sie sich seine Dienerin. Die Benennung der Erstgeburt ist ehrwürdig, und hat einen ausgezeichneten Vorzug; wenn die Tochter einer Nebenfrau mit der ersten Frau spricht, nennt sie sie ihre Mutter, und da sie diesen Titel nicht zwei Personen geben kann, so nennt sie ihre rechte Mutter ihre älteste Schwester. Man hat Ausdrücke, die eben so viel als: mein Herr

*) Man sieht es nicht ohne Widerwillen, daß ein hoher Rang sich eine Huldigung anmaßet, welche nur dem Talente und der Tugend gebührt. Doch vielleicht ist diese Art von Anmaßung nicht die tadelnswürdigste; denn die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung scheint es zu fordern, daß man den Vorzug des Verdienstes bei dem Vorzuge des Ranges zum voraus setze.

und Madam, sagen wollen und andere, die mit den Ausdrücken Excellenz, Hoheit und Majestät gleichgeltend sind.

Wir Europäer haben jetzt die Gewohnheit, höhere Personen, ja unseres Gleichen im Plurali anzureden. Diese sonderbare Höflichkeit findet sich in Tunkin nicht; doch giebt es Wörter, die den höheren oder niederen Rang einer Person, mit welcher man spricht, bestimmen.

Es giebt auch viele feine, zärtliche und solche Formeln, die von dem hohen Grade der Ausbildung zeugen. Man hat nicht ohne Grund gesagt, daß die Höflichkeit das Ich verstecken müsse, da es die Eigenliebe des Andern beleidigt. Auch bei dem Tunkinesen ist dieser Ausdruck mit grosser Kunst gemäßigt. Man rechnet neun Wörter, die das Wort Ich auf verschiedene Art ausdrücken, und von diesen ist eins, das ausschließlich dem Kaiser zukommt.

Diese Sprache hat auch einen Charakter der Anständigkeit und Schamhaftigkeit.

Die Sprachen in Laos und Lac-tho enthalten, da die dortigen Einwohner nur einen geringen Grad von Bildung haben, wenige Ausdrücke der Höflichkeit, und in Lac-tho reden die Kinder mit ihren Aeltern, wie mit ihres Gleichen, ohne Ausdrücke, die von Ehrfurcht zeugen.

Tunkin's Sprache ist sanft, und selbst melodisch. Menschenfreundlicher und milder als die Chinesen, haben die Tunkinesen auch eine Stimme, die ihrer Denkungsart angemessen ist. Diese Sprache hat, vorzüglich, wenn sie in ihrer ganzen Reinigkeit, so wie zu Bac-kinh, gesprochen wird, stufenweise Erhebungen, die sich von dem wirklichen Gesange nur durch eine mindere Stärke der Stimme unterscheiden und diese Ausrede könnte, wie ein Gesang, in Noten gesetzt werden.

Unglücklicher Weise hat man sich mancherlei Abänderungen in der Aussprache bedient, um einem Worte verschiedene Bedeutungen zu geben. Hierdurch erscheint die Sprache als arm, und es kann leicht zu Zweideutigkeiten Veranlassung geben. Das Wort Ma hat nach der Art, wie man es ausspricht, sechs unterschiedene Bedeutungen. Teufel, die Partikel aber, Wange, ein Leichnam, den man beerdigt, der Reiß, wenn er gepflanzt wird, und die Schale eines Thiers *).

Es ist für einen Europäer weit leichter, sich mit den Tunkinesen, als mit den Chinesen in eine münd-

*) Solcher Mangel und Armuth sind in mehreren Sprachen, wiewohl in geringerem Grade merklich, besonders im Chinesischen. Manchmal wird selbst im Französischen die Verschiedenheit der Bedeutung weder durch die Aussprache, noch selbst einmal durch die Orthographie angezeigt: autel und hôtel unterscheiden sich nur im Schreiben und wenig in der Aussprache; coeur bedeutet das Herz, und choeur, das Chor; die Aussprache ist sich gleich.

und Künste nöthig. Die Tunkinesen haben die Chinesische Sprache durch die Aussprache entstellt und sie im Schreiben nicht weniger verändert. Diese Veränderung ist so stark, daß man an den Charakteren nicht mehr die Originalzeichen erkennet. Daher sind erst viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe Tunkinesische Gelehrte mit Chinesischen einen Briefwechsel führen können.

In Absicht des Mechanismus ist die Schrift in China und Tunkin einerlei. Die Europäer schreiben von der linken zur rechten, die Araber von der rechten zur linken Hand, und die Tunkinesen senkrecht von oben herunter. Die Bewohner von Tsiampa und Lac-tho wissen vom Schreiben gar nichts. Einige Bewohner von Laos schreiben; ihre Schrift geht aber nicht von oben herunter.

6) Die Europäischen Missionarien, welche sich einen Eingang in Tunkin verschafft haben, waren wegen des großen Hindernisses verlegen, welches die Mangelhaftigkeit und sehr verwickelte Beschaffenheit der Tunkinesischen Schrift in den Weg legten, und dachten darauf sie einfacher, also leichter zu machen und dazu das Europäische Alphabet zu gebrauchen.

Nach einer genauen Aufmerksamkeit auf die Tunkinesische Sprache haben sie daraus zu sehen geglaubt, daß der Ton aller Wörter, welche diese Sprache ausmachen, bis auf sehr wenige Ausnahmen, durch den Ton, den unsre Buchstaben angeben, ausgedrückt wer-

Wörter darstellen. Die Zahl dieser Worte ist aber so vervielfältigt durch die besonderen Benennungen, die in dieser Sprache den Abänderungen einer und eben derselben Sache und den Abstufungen ihrer Eigenschaften gegeben werden, daß sie sich, so wie in der Chinesischen, auf ungefähr 80,000 erstreckt. Auch bringen die Gelehrten beinahe ihr ganzes Leben damit zu, um diese Schrift kennen zu lernen, daher sie fast keiner von ihnen in ihrem ganzen Umfange kennt. Sie können sich ihrer mithin nur erst nach langem und mühsamen Fleiße bedienen, um die Kenntnisse zu erwerben, die man durch Lesen erhält. Bei dem übrigen Theile des Volks ist es nicht gewöhnlich Leute zu finden, die da lesen und schreiben können; doch nimmt man an, daß in Tunkin unter drei Menschen einer einige Charaktere zeichnen oder sie lesen könne; in Cochinchina rechnet man hingegen von Dreißigen nur einen. Die Frauen hingegen entbehren die Kenntniß des Lesens als eine überflüssige Kunst, die ihnen, nach dem Confucius, nur als ein Hülfsmittel zu heimlichen Ränken dienen kann. Also ist die größte Volksmasse lediglich auf die Art der Belehrung verwiesen, die man durch Erfahrung erwerben kann, nämlich auf Beispiele und mündliche Ueberlieferung.

Die Gelehrten schränken sich nicht bloß auf ihre Sprache ein, sondern lernen auch die Chinesische, die für sie das ist, was die Lateinische für den jetzigen Europäer, nämlich die gelehrte Sprache; sie ist in diesem Lande zum Lesen fast aller Werke über Wissenschaften

Neuntes Kapitel.

Wissenschaften.

1) Die Laufbahn der menschlichen Kenntnisse geht ins Unendliche. Je weiter man darauf vorwärts kommt, desto mehr entdeckt man, wie sehr groß noch der Raum sey, den man zu durchlaufen hat. Alle gebildete Nationen rücken darauf beständig weiter, wandeln aber mit ungleichem Schritte, und Tunkin ist noch weit von dem Punkte entfernt, zu welchem man in Europa gekommen ist. Cochinchina ist noch weiter zurück, und die angränzenden Länder sind noch mehr davon entfernt. Manche scheinen noch nicht einmal aus dem Stande der ursprünglichen Unwissenheit gegangen zu seyn. In Tunkin und Cochinchina schränken sich die wissenschaftlichen Begriffe nur auf die Klasse der Nationalgelehrten ein, welche zwar als Asiatische Gelehrte sich auszeichnen; aber doch nur für wirkliche Gelehrte bei einer wenig aufgeklärten Nation gelten können. Als Schüler der Chinesischen Gelehrten stehen sie diesen fast in allen Arten von Kenntnissen nach.

2) Die Metaphysik, die überhaupt genommen, das Werkzeug zu allen übrigen Wissenschaften ist, wird

den können. Um das Fehlende zu ersetzen, haben sie noch vier hinzugefügt, nämlich ein zweites o, ein zweites u, ein zweites b und ein zweites d. Die hinzugesetzten Vokale werden wie Zweilauter ausgesprochen, o wie ô und u wie ua.

Um sich desto pünktlicher nach dem Tunkinesischen Angeben der Töne zu richten, haben sie fünf Accente gebraucht, deren drei von der Griechischen Sprache hergenommen sind, accentum acutum, gravem et circumflexum, wozu sie noch das Jota und unser Fragezeichen mit einer Unterschrift gefügt haben. Also werden 6 Grundtöne dieser Sprache ausgedrückt: der gleiche, der durch keinen Accent bezeichnet wird, der scharfe, nachdrückliche, stumme, schwere und leichte Ton. Endlich sind noch, um mehr Bestimmtheit in den so entscheidenden Klang bei der Bedeutung der Tunkinesischen Wörter zu bringen, drei Hülfs-Accente beigefügt worden, welche die Abänderungen in den Grundtönen anzeigen.

Möchte doch diese sinnreiche und nützliche Erfindung von den Einwohnern bei ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an jede alte Gewohnheit, angenommen werden! Dann würde die Einführung dieses neuen Mittels, seine Gedanken mitzutheilen, den Fortgang der Wissenschaften ungemein beschleunigen.

der Menschen das, was ihm nützen oder schaden kann, zu suchen, hat man sich darauf gelegt, in der Bildung des Körpers und den Zügen des Gesichts charakteristische Zeichen von der Beschaffenheit der Seele, von dem Grade und der Natur der Leidenschaften und viel zu gewagte Muthmaßungen zu finden, obgleich sie oftmals nicht gänzlich falsch sind. Ueberhaupt zeichnet sich der Tunkinese vielmehr durch ein glückliches Gedächtniß und eine glänzende Einbildungskraft, als durch seine Beurtheilungskraft und tiefes Denken, aus.

3) Die wichtigste Wissenschaft *), die Arzeneikunde, ist der Gegenstand, worüber die Tunkinesen am meisten geschrieben haben. Ihre Werke sind fast sämmtlich Kommentare über Chinesische Bücher, denen sie ziemlich gut gerathene Beschreibungen von allen Theilen des menschlichen Körpers beigefügt haben, jedoch ohne vielen Gebrauch von diesen Werken zu machen. Der Theil der Arzeneikunde, den sie am besten verstehen, ist der von der Heilung der Krankheiten durch Kräuter, deren Wirksamkeit in diesem Lande sehr groß ist. In der Botanik sind sie wirklich gelehrt und haben sehr gut gerathene Verzeichnisse von den Pflanzen und Heilungsmitteln ihres Landes, von ihren Beschaffenheiten und Eigenheiten, obgleich diese Verzeichnisse wegen der Menge und Verschiedenheit der Pflanzen und Heilungsmittel nur sehr unvollkommen sind und seyn können.

Man läßt selten zur Ader, und das Aderlassen geschieht nicht, wie in Europa, am Arme oder Fuße,

*) Hier ist nur vom zeitlichem Nutzen die Rede.

durch eitle, unnütze und lächerliche Spitzfündigkeiten ersetzt. Die Mathematik wird gar nicht getrieben, und es würde schwer halten, in dem ganzen Lande einen Mann zu finden, der den Namen eines Mathematikers verdiente. Man kennt keine Regel der Logik und das Vernünfteln hat keinen Führer. In der Chemie, so weit sie die Färberei angeht, haben die Tunkinesen Kenntnisse, die nicht zu verachten sind; sie schränken sich indeß nur auf einzelne gemachte Erfahrungen ein, und umfassen nicht die ganze Wissenschaft.

Ob sie gleich nicht die Hauptgrundsätze der Mechanik verstehen, so kennen sie dennoch die Wirkung einzelner Maschinen.

In der Astronomie sind ihre Kenntnisse sehr geringe; sie haben nur sehr wenige Instrumente und wissen manche von denen, die sie besitzen, nicht einmal anzuwenden. Sie sind nicht im Stande die Breite, noch die Länge der Lage eines Orts anzugeben. Der Tag wird in drei Theile, Morgen, Mittag und Abend, getheilt. Der Morgen und Abend machen die eine Hälfte des Tages aus; der Mittag die andere Hälfte. Die Nacht theilt man in fünf Nachtwachen. Die Eintheilung des Jahres wird durch den Kalender bestimmt; er ist das Werk der Gelehrten, die man die Mathematiker des Kaisers nennt. Oft artet die Beobachtung des Himmels und der Erscheinungen an demselben in Astrologie und Vorhersagungen aus. Man legt sich auch etwas auf die Physiologie; aber anstatt in der Einrichtung und dem Bau

der Menschen das, was ihm nützen oder schaden kann, zu suchen, hat man sich darauf gelegt, in der Bildung des Körpers und den Zügen des Gesichts charakteristische Zeichen von der Beschaffenheit der Seele, von dem Grade und der Natur der Leidenschaften und viel zu gewagte Muthmaßungen zu finden, obgleich sie oftmals nicht gänzlich falsch sind. Ueberhaupt zeichnet sich der Tunkinese vielmehr durch ein glückliches Gedächtniß und eine glänzende Einbildungskraft, als durch seine Beurtheilungskraft und tiefes Denken, aus.

3) Die wichtigste Wissenschaft*), die Arzeneikunde, ist der Gegenstand, worüber die Tunkinesen am meisten geschrieben haben. Ihre Werke sind fast sämmtlich Kommentare über Chinesische Bücher, denen sie ziemlich gut gerathene Beschreibungen von allen Theilen des menschlichen Körpers beigefügt haben, jedoch ohne vielen Gebrauch von diesen Werken zu machen. Der Theil der Arzeneikunde, den sie am besten verstehen, ist der von der Heilung der Krankheiten durch Kräuter, deren Wirksamkeit in diesem Lande sehr groß ist. In der Botanik sind sie wirklich gelehrt und haben sehr gut gerathene Verzeichnisse von den Pflanzen und Heilungsmitteln ihres Landes, von ihren Beschaffenheiten und Eigenheiten, obgleich diese Verzeichnisse wegen der Menge und Verschiedenheit der Pflanzen und Heilungsmittel nur sehr unvollkommen sind und seyn können.

Man läßt selten zur Ader, und das Aderlassen geschieht nicht, wie in Europa, am Arme oder Fuße,

*) Hier ist nur vom zeitlichem Nutzen die Rede.

sondern an der Stirn. Man braucht auch wenige Abführungsmittel, und schränkt die Kranken in Rücksicht der Diät wenig ein; indessen untersagt man ihnen doch schwer zu verdauende Speisen: man erlaubt ihnen aber Fisch und schreibt ihnen vorzüglich Reiß mit Wasser gekocht, als das beste Heilungsmittel vor. Den Gebrauch der Klystire kennt man nicht. Man setzt oft Schröpfköpfe. Kein Mittel wird aber so häufig angewendet, als das Brennen an einzelnen Theilen der Haut, so wie es auch vor Alters bei den Wundärzten in Europa üblich und unter dem Namen Moxa bekannt war. Jetzt bedient man sich dieses Mittels noch in einigen Gegenden, besonders in Afrika *). Dieses Brennen geschieht mit duftenden Kräutern; es wird 10 bis 15 Mal wiederholt nach der Größe der Krankheit, und der Theil des Körpers wird mit der größten Aufmerksamkeit untersucht, an welchem die Operation geschehen soll. Man mißt mit ängstlicher Genauigkeit die Entfernung des zu brennenden Theils von dem Theile, welchen man für den Sitz des Uebels hält, und glaubt, daß eine zu große oder zu kleine Entfernung, oder eine falsche Richtung die traurigsten Folgen nach sich ziehen könne. Dieses Mittel bewirkt eine Eiterung, die zuweilen die glücklichsten, ja fast unmöglich scheinenden Kuren hervorbringt. Glieder, die seit langer Zeit gelähmt waren, sahe man völlig wieder belebt, der Gebrauch mancher Sinne ward wieder hergestellt, ja, wie man vorgiebt,

*) Und vorzüglich in Japan.

D. H.

unfruchtbare Frauen wurden fruchtbar; ist man aber bei diesem Brennen nicht vorsichtig genug, so verursacht es schreckliche Zuckungen und beschleunigt zuweilen den Tod des Kranken. Die abergläubischen Aerzte behaupten, daß das zu diesem Mittel zu gebrauchende Feuer von der Sonne hergenommen werden müsse, damit es rein sey. Andere Aerzte glauben nicht an die Nothwendigkeit des Sonnenfeuers, und heilen darum nicht mehr und nicht weniger.

Die venerische Krankheit ist in diesem Lande nicht unbekannt, aber nicht so gewöhnlich und so gefährlich, als in Europa; sie wird auch nur mit Kräutern geheilt. Dieses ist nach jetzt angenommenen Grundsätzen nur eine Palliativ-Kur und kann keine gründliche Heilung bewirken. Nach einem abgeschmackten Vorurtheile glaubt das Volk, daß eine von dieser Krankheit angesteckte Person geheilt werden könne, wenn sie sich mit einer gesunden Person abgiebt.

Obgleich die Pocken eine große Sterblichkeit in diesem Lande anrichten, so kennt man doch noch keine Impfung und keine Vaccination.

Die Arzeneikunde ist unter zwei Klassen getheilt. Eine besteht aus Theoretikern, welche die Grundsätze ihrer Wissenschaften aus Chinesischen Büchern schöpfen und annehmen, daß alle Krankheiten ihren Grund im Blute haben. Ihre Gelehrsamkeit verschafft ihnen ein großes Ansehen. Die andere Klasse der Aerzte hat die

Erfahrung zur Führerin, hält ein Register von den Wirkungen, welche die mancherlei Arten von Pflanzen hervorbringen, und von dem Erfolge ihrer Anwendung in verschiedenen Krankheiten. Nach ihrem System ist die Diät eines der besten Hülfsmittel; dies sind die Aerzte, denen man die meisten Heilungen verdankt.

Jeder, dem es beliebt, übt die Arzeneikunde innerlich und äußerlich; man hat aber Patente für Doktoren und Wundärzte des Kaisers, welche öffentlich ein vorzügliches Ansehen geben, weil diese Patente nur nach vorhergegangener Prüfung ertheilt werden, die mit ihnen über die Beschaffenheit und Eigenschaften der Pflanzen angestellt sind. Zuweilen kommen auch Chinesische Aerzte, um sich in Tunkin zu besetzen und erlangen daselbst großen Ruf, weil sie sich in der Kenntniß des Pulses auszeichnen, vielleicht auch weil sie Ausländer sind. Wird ein reicher Mann krank, so läßt er gleichsam einen Wettstreit über die Heilung anstellen, um den geschicktesten auszufinden, versucht verschiedene Mittel und das, welches am besten anschlägt, verschafft dem Arzte, der es verordnet hat, den Vorzug.

In der Chirurgie hat man noch geringere Fortschritte gemacht, als in der Arzeneikunde. Bei Verrenkungen braucht man oft nichts weiter, als Kräutermittel.

4) Die Buchdruckerei, dieses so fruchtbare Mittel zur Verbreitung der Kenntnisse ist nicht unbekannt, wird

Zehntes Kapitel.

Literatur.

1) Was die Blumen den Früchten, der Firniß der Sache, welche er bedeckt und die schönen Künste den mechanischen sind, das ist die Literatur den Wissenschaften: sie ist der Prachtaufwand des Geistes. In dieser Darlegung und Ausschmückung der Begriffe haben die Tunkinesen eine große Meinung von ihren Talenten. Da sie eingestehen müssen, daß sie den Chinesen in den Wissenschaften nachstehen, maßen sie sich dagegen in der Literatur einen Vorzug vor ihnen an. Zu einer solchen Art von Anmaßung ist die Eitelkeit der Nationen leicht fähig, weil in Sachen des Geschmacks die Grundbegriffe und Gränzen weder so genau bestimmt, noch so merklich sind, als in dem Umfange der Wissenschaften: doch ungeachtet der vortheilhaften Meinung, welche die Tunkinesen von ihren literarischen Produkten gefaßt haben, können sie doch bloß in Tunkin Bewunderer finden.

2) Der Reichthum der Tunkinesischen Sprache, die Menge ihrer Wörter, die unterschiedenen Ausdrücke,

Es giebt öffentliche Schulen, wo man Lektionen in der Sittenlehre, im Landbau, in den kameralistischen Wissenschaften, in der Kriegskunst, Beredsamkeit und Dichtkunst ertheilt. Die Studierenden sind von Frohndiensten frei, und gelangen zu dem Stande der Gelehrten, der sie über das übrige Volk erhebt. Man hat drei Grade für Gelehrte, nämlich: Bakkalauren, Licentiaten und Doktoren, Grade, wozu man nicht durch eine gewisse Zeit des Studierens gelangt, sondern welche jährlich bei der dazu bestimmten Wahlversammlung nach den Stimmen solcher Personen, die darüber zu urtheilen fähig sind, ertheilt werden, und es giebt keine Stellen, auf deren Ertheilung die Gunst wenigern Einfluß habe. Mit dem Stande eines gelehrten Doktors wird die Würde des Mandarins verbunden, aber ohne öffentliche Geschäfte. Die Freiheit hiervon ist um desto weiser, weil solche Geschäfte von dem Fleiße in den Wissenschaften ableiten würden, und weil diese nicht immer zur Regierung geschickt machen.

kunst. Es ist ihnen an der Uebung darin um desto mehr gelegen, da ihr glücklicher Erfolg großes Ansehen verschafft. Durch Beredsamkeit empfiehlt man sich in den Versammlungen der Gemeinden, und in religiösen Versammlungen kann man sich zum Prediger erheben. Bei gerichtlichen Verhandlungen, wo man außer sich selbst keinen Vertheidiger hat, und also nur in sich selbst Schutz findet, sind eine genaue und wohl überdachte Erläuterung und ein reiner Ausdruck von großem Nutzen. Die Redner sprechen aus dem Stegreif und überdenken vorher nur ihren Plan, welches ihren Reden eine Kraft und Wärme giebt, die bei einer auswendiggelernten Rede nicht Statt findet. Ihre Art der Beredsamkeit läßt keine große Bewegungen und gewagte Bilder zu. Eine solche glänzende und hochtrabende Rede würde bei gerichtlichen Verhandlungen wenig Beifall finden, vielmehr ein Mittel zur Verführung scheinen und die Richter abgeneigt machen. Sie würde eben so schlecht bei der Verkündigung himmlischer Wahrheiten angebracht werden und zum Aergerniß gereichen. Indessen finden sich zuweilen in den Reden pathetische Züge, welche die Meister in der Kunst nicht abläugnen werden.

5) Man schreibt viel über die Sittenlehre, aber fast alle Werke, welche diese Materie abhandeln, sind nur Uebersetzungen oder Erklärungen Chinesischer Bücher, vorzüglich der Bücher des Confucius.

6) Die Geschichte der Tunkinesen schränkt sich auf Jahrbücher ein, die noch dazu fehlerhaft sind. Sie liefert

welche die geringsten Abänderungen einer und eben der Sache bezeichnen und die Abstufungen der Eigenschaften scheinen der Literatur einen wesentlichen Vortheil zu verschaffen, deren Worte den Stoff dazu ausmachen. Da aber dieser Ueberfluß und diese Verschiedenheit sich gänzlich auf die Theile und Produkte der Erde einschränken, so ist dieser Reichthum an Benennungen ein Vortheil von geringem Einflusse auf die Literatur, welche mehr ausmalt, als bestimmt, und deren vorzügliches Geschäft die Darstellung und Abzeichnung der Meinungen und Gefühle ist.

3) Die Tunkinesische Schreibart ist gut, und nicht gezwungen. Man bedient sich keiner übertriebenen Metaphern, oder übermäßigen Hyperbeln, die dem Oriente eigen zu seyn pflegen. Die Berge springen nicht wie die Widder; die Nase eines hübschen Frauenzimmers gleicht nicht einem Thurme. Es würde eine unterhaltende Beobachtung seyn, wenn man den Styl der Nationen nach ihrem Klima und ihren Sitten untersuchte. Man würde die Zonen in dem Style bemerken können, den Norden, wie er ohne Bilder und Bewegung, und doch nicht immer ohne Kraft sich ausdrückt, den Süden, wo man mit Nachdruck redet und schreibt, die gemäßigtern Gegenden, wo man der richtigern Mittelstraße folgt. Ganz natürlich würde man dann dem sanften Klima, das die Tunkinesen genießen, die Ordnung und Richtigkeit ihres Styls zuschreiben.

4) Eine Art der Literatur, worin sich die Tunkinesen am meisten und glücklichsten auszeichnen, ist die Rede-

kunst. Es ist ihnen an der Uebung darin um desto mehr gelegen, da ihr glücklicher Erfolg grosses Ansehen verschafft. Durch Beredsamkeit empfiehlt man sich in den Versammlungen der Gemeinden, und in religiösen Versammlungen kann man sich zum Prediger erheben. Bei gerichtlichen Verhandlungen, wo man außer sich selbst keinen Vertheidiger hat, und also nur in sich selbst Schutz findet, sind eine genaue und wohl überdachte Erläuterung und ein reiner Ausdruck von großem Nutzen. Die Redner sprechen aus dem Stegreif und überdenken vorher nur ihren Plan, welches ihren Reden eine Kraft und Wärme giebt, die bei einer auswendiggelernten Rede nicht Statt findet. Ihre Art der Beredsamkeit läßt keine große Bewegungen und gewagte Bilder zu. Eine solche glänzende und hochtrabende Rede würde bei gerichtlichen Verhandlungen wenig Beifall finden, vielmehr ein Mittel zur Verführung scheinen und die Richter abgeneigt machen. Sie würde eben so schlecht bei der Verkündigung himmlischer Wahrheiten angebracht werden und zum Aergerniß gereichen. Indessen finden sich zuweilen in den Reden pathetische Züge, welche die Meister in der Kunst nicht abläugnen werden.

5) Man schreibt viel über die Sittenlehre, aber fast alle Werke, welche diese Materie abhandeln, sind nur Uebersetzungen oder Erklärungen Chinesischer Bücher, vorzüglich der Bücher des Confucius.

6) Die Geschichte der Tunkinesen schränkt sich auf Jahrbücher ein, die noch dazu fehlerhaft sind. Sie liefert

eine Menge von erdichteten, unwahrscheinlichen und unmöglichen Vorfällen; wenn auch die Erzählung wahr ist, so leitet sie doch nicht zum Denken, flößet keine Liebe zur Tugend ein und enthüllet nicht den Ursprung des Unglücks in den Fehlern.

7) In ihrer Dichtkunst sind sie etwas glücklicher; sie haben eine ziemlich große Menge von Dichtern, wovon jedoch die meisten nur den Namen der Versmacher verdienen. Ihre Verse sind wohlklingend, gereimt oder reimfrei, bestehen aber doch aus einer gewissen Anzahl von Worten, die ein Sylbenmaß ausmachen. Ihre Poesien sind am gewöhnlichsten Sinngedichte und Lieder, vornämlich aber Sammlungen von Kantaten von 3 bis 400 Versen, welche die reichen Leute bei ihren Festen, die arbeitenden Leute bei ihren Geschäften mit Frauen und Kindern singen, und so der Arbeit das Unangenehme benehmen. So hat man die Verse zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgebracht, nämlich dazu, daß sie gesungen werden.

Der gewöhnlichste und fast einzige Inhalt dieser Gedichte ist schöne Thaten, Siege und manche andere rühmliche Begebenheiten für's Vaterland zu preisen. Dieses ist eine löbliche Anwendung der Dichtkunst, daß man durch sie den Muth und die Tugend verewigt. Zuweilen machen die Nachkommen großer Männer zur Ehre ihrer Vorfahren Gedichte, die das Andenken ihrer edlen Thaten auf die Nachwelt bringen; und diese poetischen Archive gereichen den Familien zu großem Ruhme.

8) Man schreibt keine Romane, bearbeitet aber das Drama, doch nimmt man darin einen ganz anderen Gang, als die Europäer. Die meisten ernsthaften sind nur in Verse gebrachte National-Begebenheiten. Da ist keine Eintheilung in Akte, da sind Auftritte von ungleicher Länge, da ist keine Kunst im Dialog, keine durchgeführte Intrigue, kein stufenweises Interesse. Man redet mehr für die Augen, als für den Verstand, und für das Herz. Die komischen Stücke bestehen meistentheils aus Possen. Man läßt einen Spaßmacher von Profession auftreten, den die Italiener Gracioso nennen, dessen Späße vorzüglich aus unanständigen Ausdrücken bestehen, die mit einer erzwungenen und lächerlichen Pantomime begleitet werden. Mehrere Schauspiele sind von dem Chinesischen Theater hergenommen. Eines von den gewöhnlichsten hat das, was am häufigsten das Theater beschäftiget, die Liebe und das Streben nach der Heirath zum Gegenstande. Eine Frau, die einen Liebhaber hat und kein besseres Mittel, sich dem forschenden Blicke ihres Mannes zu entziehen, finden kann, als ihn umzubringen, benutzt den Augenblick, wo der Ehemann im Bette liegt, welches auf das Theater gestellt ist, um ihm einen Schlag mit der Axt auf den Kopf zu geben. Die Axt ist mit einem Bogen ausgeschnitten, so, daß sie in den Kopf gedrungen zu seyn scheint, und der Schlag wird so geschickt angebracht, daß er die an die Stirn gemachten und mit Blut angefüllten Blasen zerreißt. Der Mann springt aus seinem Bette und läuft über das Theater, indem er die Axt, die ihn verwundet hat, an dem Kopfe trägt. Das Blut fließt über das Gesicht; er erhebt ein großes

Geschrei und stirbt nach vielen schmerzhaften Zuckungen. Sein Geschrei lockt die Nachbarn herbei; ein Mandarin kommt darauf zu, befragt die Frau, erklärt sie für schuldig und verurtheilt sie lebendig geschunden zu werden. Dieses wird sogleich hinter den Coulissen ausgeführt; aber die geschundene Frau erscheint wieder auf der Bühne und singt dem Mandarin zärtliche Arien vor, um ihn zu nöthigen, daß er sich mit der zugefügten Strafe begnüge und ihr Vergebung ihres Verbrechens angedeihen lasse, damit sie in die andere Welt, wohin sie sich begeben will, nicht den Namen der Schuldigen mitbringe!

9) Die bürgerlichen Kriege, Räubereien und Verwüstung, welche Tunkin und Cochinchina verheerten, haben die Musen aus diesem Lande, wo sie ohnehin noch keinen festen Fuß gefaßt hatten, entfernt und verscheucht. Es ist möglich, daß sie dereinst ihren Sitz daselbst wieder einnehmen, um so mehr da der Nationalgeist Fähigkeit zu Produkten der Einbildungskraft besitzt. Diese Epoche würde beschleuniget werden, wenn man die vorzüglichsten Europäischen Werke der schönen Literatur in die Tunkinesische Sprache übersetzte.

Gegenwärtiger Zustand der Reiche

Tunkin, Cochinchina, Camboge, Laos und Lac-tho.

Dritter Theil.

Gegenwärtiger Zustand der Reiche

Tunkin, Cochinchina, Camboge, Laos und Lac-tho.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Vorzügliche Begebenheiten in Tunkin, Cochinchina und in den übrigen Staaten.

1) Durch welche Begebenheiten sind die Völker, wovon wir eben ein Gemälde entworfen haben, in ihren gegenwärtigen Zustand versetzt worden? Dies wollen wir jetzt erläutern, ohne jedoch den Vorsatz zu haben, ihre Geschichte genau zu schreiben, denn diese ist eben so dunkel und ungewiß, als langweilig. Es ist weder angenehm noch wichtig zu wissen, was eine Nation gewesen sey, und was sie zu einer Nation gemacht habe, so lange ihre Einrichtungen, Sitten und Gebräuche nichts Merkwürdiges dargeboten haben, und eben so wenig einen Mann hervorgebracht hat, der durch sein Genie oder seine Tugenden, oder wohl durch tief verbundene und wirksame Verbrechen verdient hat, berühmt zu werden. Die einzigen Vorfälle, welche hier unsere Aufmerksam-

keit auf sich ziehen sollen, sind der Ursprung dieser Völker, die merkwürdigen Veränderungen, die sich in ihrer moralischen und politischen Existenz ereignet haben, und endlich die traurigen Auftritte, die den gegenwärtigen Zustand herbei führten.

2) In dieser Absicht müssen wir vier Epochen unterscheiden: die erste, welche bis auf den alten Ursprung der Tunkinesen herauf geht, und sich bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erstreckt. Das ist ein sehr großer Zeitraum; allein wir dürfen darauf nur einen Blick werfen, weil er uns wenige merkwürdige, viele verwirrte und verschieden erzählte Begebenheiten mittheilt, wovon keine mit dem gegenwärtigen Zustande in genauer Verbindung steht.

Tunkin, zu einem unabhängigen Reiche erhoben, war Anfangs glücklich, nachher aber erlitt es Unruhen, und eine große Veränderung in seiner Einrichtung. Tunkinesen wanderten nach Cochinchina aus, welches damals eine Monarchie war. Dieses ist die zweite Epoche, die sich gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts endigt.

Die Regierung von Tunkin geräth in Verfall. Cochinchina, obgleich Tunkin unterworfen und zinsbar, wird an Macht seine Nebenbuhlerin. Es beginnt ein fast beständiger Kampf zwischen beiden Staaten, und die Begebenheiten des einen haben Einfluß auf den andern. Dieses ist die dritte Epoche, die sich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts endigt.

Die vierte Epoche, ein vorzüglicher Gegenstand

Die chinesische Nation, auf die Länder, die jetzt das Centrum dieses Reichs ausmachen, ursprünglich eingeschränkt, hat sich durch Auswanderungen in die untern südöstlichen Gegenden ausgebreitet. Tunkin ist eins von den ersten Ländern, das auf diese Weise bevölkert ward, wozu der Anfang vor etwas mehr als 2000 Jahren gemacht ist. Auswanderungen aus Tunkin haben Cochinchina bevölkert. So haben sich die Menschen aus diesen Ländern nach Laos, Camboge, Tsiampa und fast durch die ganze Halbinsel jenseits des Ganges verbreitet. So glaubt man auch, daß die Bewohner von Siam aus Laos gekommen sind.

Mehrere Jahrhunderte hindurch sind die Tunkinesen als Wilde, bloß damit beschäftigt gewesen, sich die nothwendigen physischen Bedürfnisse zu verschaffen. Sie führten ein Leben, das nichts Merkwürdiges enthielt; und da sie übrigens keine Schrift hatten, konnte das Andenken an das Vergangene nur durch mündliche Ueberlieferung erhalten werden, welches Mittel seiner Natur nach täuschend und verdächtig ist, und daneben oftmals lächerlich und abgeschmackt bei einem ungebildeten und unwissenden Volke ausfallen muß, das stets geneigt ist, aus Liebe zum Wunderbaren das Unglaubliche vorzüglich für wahr anzunehmen. Erst seit ungefähr 600 Jahren haben die Tunkinesen ihre Geschichte zu schreiben angefangen. Heut zu Tage ist ein eigener Geschichtschreiber dazu bestellt, die Begebenheiten seiner Zeit aufzusetzen, wozu ihm die Materialien von der Regierung geliefert werden. Diese Annalen werden aber geheim

gehalten, aus Furcht sie möchten die Fehler und Ungerechtigkeiten der Regierung aufdecken. Man macht sie gewöhnlich nicht eher bekannt, als bei Veränderungen der Dynastieen, weil die Censur der vorigen Dynastie ihre Entfernung vom Throne zu rechtfertigen sucht.

Die Annalen von Tunkin gehen fast bis auf die Zeit, wo man das Land zu bewohnen anfieng, und begreifen beinahe 2000 Jahre; melden aber von den ersten Zeiten nur die Namen der Regenten, übrigens aber wenig andere zuverlässige, und wichtige Vorfälle.

2) Nachdem die Tunkinesen ziemlich lange nur umherstreifende Horden gewesen waren, vereinigten sie sich, wählten sich eine feste Wohnung und nahmen den Stand einer Nation an. Sie waren dem Kaiser von China unterworfen, der einen von ihnen in seinem Namen regieren ließ. Bald bekamen sie Neigung, sich selbst ein Oberhaupt zu wählen, und so hat sich mehrere Jahrhunderte hindurch der Zustand dieses Staats verändert, bald war er eine Provinz des chinesischen Reichs, bald ein besonderer Staat.

3) Während dieser Abwechselung waren die berühmtesten Dynastieen, die über Tunkin regiert haben, die von der Familie Trien, deren Regierung 97 Jahre gewährt hat: die von der abendländischen Familie Han, welche 149 Jahre, die von der morgenländischen Familie Han, welche 144 Jahre und die von der Familie Ngvolé und Luong, welche 314 Jahre hindurch re-

giert haben. Die Chinesen hatten ihre Herrschaft darin seit 304 Jahren wieder errichtet, als Dinh, ein bloßer Hirte, der ein, in die Gebirge Tunkiäs geflohener Tatar gewesen zu seyn scheint, mit einigen seiner Landsleute eine Rebellion anhub, sich an die Spitze der Tunkinesen stellte, die Chinesen besiegte, und den königlichen Titel annahm. Bei einer neuen Empörung aber, die entweder durch den Mißbrauch der Gewalt dieses Hirtenkönigs, oder durch Mißvergnügen, das die Chinesen befördert hatten, veranlaßt worden, wurde Dinh oder Trinh umgebracht. Nun entstanden bürgerliche Kriege, mehrere Tunkinesen stritten um den Thron, von welchen einer mit Namen Lé = day = hong darauf gesetzt wurde. Die Chinesen griffen ihn an, und er blieb in einer von den Schlachten, die er ihnen lieferte.

Sein glücklicher Nachfolger erfocht mehrere Siege über die Chinesen, und setzte sie außer Stand sein Reich zu beunruhigen. Er war es, der den prächtigen Pallast der Könige von Tunkin erbaute, wovon nur noch einige Trümmer übrig sind. Seine Nachkommen trugen 269 Jahre die Krone. Eine Prinzessin aus diesem Hause, brachte sie bei dem Mangel männlicher Erben, durch Heirath an das Haus der Han, die sie schon vor Alters besessen hatten und die hierauf noch 188 Jahre regiert haben. *) Unter dieser letzten Dynastie ereigne-

*) Laut einiger Erzählungen hieß diese Familie Tran. Der erste wurde nebst seiner Gemahlin, die ihm die Krone zugebracht hatte, ermordet.

I.

ten sich viele Unruhen und Ursurpationen. Einige Parteien riefen den Kaiser von China zu Hülfe; er sandte Armeen dahin, bemächtigte sich des Landes, befestigte seine alte Herrschaft daselbst, regierte es nach einer neuen Art und schickte Vicekönige aus China mit Truppen zu ihrer Beschützung.

Als sich die Vicekönige großer Bedrückungen schuldig gemacht hatten, erregten die Tunkinesen einen Aufstand, tödteten den Vicekönig und stellten einen Prinzen aus der alten königlichen Familie, Namens Le-loi, an ihre Spitze. Dieser Prinz, ein tapferer Krieger, erfocht mehrere Siege, wurde König, vertrieb die Chinesen aus dem Lande, gieng selbst nach China und nöthigte den dortigen Kaiser, die Tunkinesische Monarchie anzuerkennen *); doch mit der Bedingung, daß jeder Prinz bei der Besteigung des Tunkinesischen Throns dem Kaiser huldigen und einen Tribut zahlen mußte **) Von der Zeit an, als Tunkin von Chinesischen Vicekönigen regiert wurde, fieng es an sich zu civilisiren. Die Religion, Gesetze, Sitten, Gewohnheiten und Künste der Chinesen, welche schon durch gleichen Ursprung einge-

*) Es ist nicht ganz ausgemacht, ob es dieser Prinz, oder sein Nachfolger gewesen sey, der die Chinesen durch seine Siege zwang, die Tunkinesische Monarchie anzuerkennen.

**) Dieser Tribut bestand zuerst in goldenen Bildern, welche um Gnade bittende Schuldige vorstellten, um dadurch die Versöhnung für die Ermordung des Chinesischen Vicekönigs auszudrücken. Nachher hat der Tribut in Goldstangen bestanden.

führt waren, entwickelten sich mehr und mehr, und gewannen eine Festigkeit, die allen nachher vorgefallenen Veränderungen widerstanden hat. Eben diese Fortschritte in der Ausbildung fanden auch in Cochinchina Statt, und wurden nachher durch mehreren Umgang mit Ausländern begünstiget. Aber die Bewohner von Lac-tho, Laos und Obercamboge, welche tiefer im Lande liegen, haben an der Verfeinerung weit weniger Antheil genommen, und ein Theil von diesen Völkern ist noch völlig unkultivirt geblieben.

Zweite Epoche.

Die Könige von Tunkin haben vom Anfange an, so wie alle Monarchen in Asien, eine große Gewalt besessen. Hievon haben die Prinzen vom Hause Lé mehrere Generationen hindurch einen sehr weisen, gerechten und mäßigen Gebrauch gemacht, und sich wohl dabei befunden. Unter dem zehnten Könige aus diesem Hause, erregte einer seiner Unterthanen, mit Namen *) Mac einen Aufruhr und bemächtigte sich des Throns. Diese neue Familie blieb 67 Jahre hindurch im Besitz desselben, als ein tunkinesischer Herr, Nquien Phuoe, ein Verwandter des königlichen Hauses, diese Macs angriff, sie des Throns beraubte, und die Lé wieder darauf setzte. Zur Belohnung dieses Dienstes erhielt er für sich und seine Nachkommen die Würde eines Chua-Vua, der die Regierung des Staats unter den Dova bringt.

*) Einige Schriftsteller haben diesen Namen Mack geschrieben.

a) Ein Chua, der einen seiner Stallmeister sehr lieb gewonnen hatte, gab diesem, *) welcher Trinh hieß, seine Tochter zur Ehe. Dieser schlau, voll Ränke und treulos bekam den Einfall, seinem Schwiegervater in der Würde des Chua zu folgen, und seine Schwäger zu verdrängen. Bei dem Tode des Chua verfiel er darauf, sich Statthalter von Tunkin zu nennen, und bald nachher maßte er sich mit Erfolg auch den Titel des Chua an.

Doan-jong, der älteste von den Nquien und von Trinh verdrängt, spürte die Gefahr seiner Lage und stellte sich, um sich derselben zu entziehen, wahnsinnig. Da sich aber Trinh durch den vorgegebenen Wahnsinn nicht täuschen ließ, verließ Doan-jong die Verstellung, entschloß sich, Tunkin zu verlassen und nach Cochinchina zu gehen, um da die Macs zu bekriegen, welche sich als Flüchtlinge aus Tunkin, wo sie sich die Krone angemaßt, in die Gebirge von Cochinchina begeben, und ihre Feindseligkeit gegen die Lé beibehalten hatten. Er gieng wirklich mit einer kleinen Anzahl Tunkinesen nach Cochinchina, und setzte sich daselbst in den Ebenen fest. Da aber Mac eine Armee gegen ihn geschickt hatte, der er eine Schlacht zu liefern zu schwach war, verschanzte er sich, trieb die Angreifenden zurück, erhielt in kleinen Treffen Vortheile über sie, brachte einen Theil der Macschen Armee auf seine Seite, nöthigte Mac Cochinchina zu verlassen,

*) Einige haben diesen Namen Trinq geschrieben.

und machte sich zum Herren des ganzen Landes, regierte es aber nur im Namen des Königs Lê.

3) Er that auch öfters Reisen an den königlichen Hof unter dem Scheine der Huldigung, eigentlich aber, um sich bei ihm Eingang zu verschaffen. Es gelang ihm, und da er es ihm bemerklich gemacht hatte, daß ihn die Trinh in einer schändlichen Abhängigkeit hielten, wiegelte er mit geheimer Bewilligung des Königs einige Statthalter in der Provinz auf, das Ansehen der Trinh nicht mehr anzuerkennen, erklärte sich für die Rebellen, und unterstützte sie selbst mit bewaffneter Hand. Hierauf entstand zwischen den Trinhs von Seiten Tunkin's, und den Nquiens von Seiten Cochinchina's ein Krieg, der dann und wann durch Verträge unterbrochen, mit neuer Wuth wieder anhub, und beinahe 200 Jahre fortdauerte. Während einer von diesen kurzen ruhigen Zwischenzeiten, errichtete man auf der kleinen Ebene, wodurch beide Länder nur von einander getrennt wurden, nach dem Muster der chinesischen eine Mauer, um die Einfälle des einen Volkes in das Gebiet des andern zu verhindern, doch hatte man sie nicht einmal so gut gebaut, obgleich letztere selbst noch sehr unvollkommen war.

4) Im Jahre 1533, wo man einige Zeit von diesen Kriegen ausruhte, wurden die Rechte der Nquien über Cochinchina anerkannt, und dieser Staat zu einer Monarchie erhoben, doch so, daß der König desselben dem Könige von Tunkin huldigen und Tribut bezahlen

mußte. Die Nquien haben von der Annahme der königlichen Würde an die Huldigung und Bezahlung des Tributs an den König von Tunkin jederzeit geleistet, außer in Kriegszeiten, denn sie wandten alsdann zur Entschuldigung vor: dieser Tribut gehöre den Trinhs und diene zur Besoldung der Soldaten gegen Cochinchina.

Dritte Epoche.

Seit der Anstellung eines erblichen Chua in Tunkin haben die Könige dieses Landes, die man Dova nennt, nur eine scheinbare Macht besessen. Die Chuas waren eben das, was in Frankreich ehemals zur Zeit der ersten Dynastie die Majores domus waren. Sie hatten das Kommando der Truppen und die Regierung des Staats. Sie bestimmten die Abgaben, setzten die öffentlichen Bedienten ein und ab und entschieden über Krieg und Frieden. Freilich konnten ihre Befehle nicht ausgeführt werden, wenn sie der Dova nicht untersiegelt hatte; dieses war indeß nur eine bloße Förmlichkeit, die unausbleiblich auf die Unterschrift erfolgte. Der Dova galt so wenig, daß er nicht einmal unter seinen Kindern seinen Nachfolger wählen durfte; die Entscheidung hieng von dem Chua ab. Als rechtmäßiger Regent, wirklich aber nur als gekrönter Unterthan und als ein Gefangener in seinem Pallaste, zeigte er sich nur außerhalb des Pallastes bei Feierlichkeiten, die fast jederzeit aus religiösen, selten aus politischen Absichten angestellt wurden. Ein Chua wollte sogar einmal dem Himmel das gewöhnliche Opfer bringen und sich so einen

religiösen Vorzug, der dem Könige ausschließlich zukam, anmaßen; aber das Volk ließ es nicht zu, und die Chuas sahen sich genöthigt, sich mit ihrer Allmacht in politischen Dingen zu begnügen.

Während dieser Regierungs-Verfassung entstanden einige Kriege zwischen China und Tunkin. Fast immer hatten die Tunkinesen den Vortheil auf ihrer Seite, doch ereigneten sich keine wichtige Vorfälle, auch erfolgte keine Eroberung. Im Innern des Staats äußerte sich, als sich die Macht des Chua zu weit ausgedehnt hatte und in Mißbrauch und Bedrückungen ausgeartet war, die Unzufriedenheit des Volks durch einige Empörungen, die aber nach Bestrafung der Empörer gestillt und geendiget wurden. Indessen sank der Staat bei der Abneigung des Volks gegen eine Macht, die besonders deßhalb unangenehm war, weil sie sich nicht in den Händen befand, worin sie seyn sollte.

2) Zu gleicher Zeit gewann Cochinchina, das fast immer von guten und tugendhaften Fürsten regiert wurde, unter welchen sich große Männer befanden, an Ausbildung, Reichthum und Festigkeit, so daß es keine Nebenbuhlerin von der Macht wurde, welcher es zinsbar war. Die Fürsten, die in Cochinchina bis zur letzten Umwälzung regiert haben, sind Doan-Jong, der 49 Jahr; Sai-Nquien-Vuong, der 23 Jahr; Luong-Nquien-Vuong, der 20 Jahr; Hien-Nquien-Vuong, der 40 Jahr; Ngai-Nquien-Vuong, der 5 Jahr; Minch-Nquien-Vuong, der 42 Jahr;

Minch-Nquien-Buong, der zweite dieses Namens, von dem man die Zeit der Regierung nicht mit Gewißheit angeben kann, und Vo-Nquien-Buong, der 28 Jahr regiert hat. Unter allen diesen ist Hien-Nquien-Buong der berühmteste. Ihm hat Cochinchina die Eroberung eines Theils von Tsiampa und der nördlichen Provinzen von Camboge, so wie auch die Vollendung seiner Ausbildung zu verdanken.

Vierte Epoche.

Bei einer solchen Einrichtung der Regierung von Tunkin, hatten Leben und Tod des Königs keinen großen Einfluß auf den Staat: so verhielt es sich aber nicht mit dem Chua-Bua, in dessen Händen sich die ganze Macht befand. Als einer von diesen Chuas, der keine Kinder hatte, von einem seiner Vertrauten heimlich ermordet war, stritten seine Verwandten, sobald sie seinen Tod erfahren hatten, über das Recht ihm nachzufolgen. Die Nation theilte sich unter ihnen; die Provinzen und Bezirke ergriffen verschiedene Parteien, und es fehlte nicht viel daran, daß nicht jede Aldee mit der benachbarten in Krieg gerathen wäre: die Länder wurden verwüstet und mit dem Blute ihrer Anbauer gedüngt, und binnen 8 Jahren verdarben und entvölkerten Krieg und Hunger diesen Staat. Indessen griff der König, um diese Uneinigkeiten zu benutzen, die verschiedenen Parteien an und unterwarf sie. Die Würde eines Chua-Bua hörte auf erblich zu seyn, und die Beförderung dazu hieng von der Wahl des Königs ab.

a) Cochinchina war noch traurigern Vorfällen und längerm Unglück unterworfen. Vo-Nquien-Vuong, der im Jahre 1732 den Thron bestieg, verlor durch sein unordentliches Betragen die sonst unter den Cochinchinesen gewöhnliche Ehrfurcht und Zuneigung gegen ihren König. Dieser Fürst von seinen Maitressen und einem geschickten, doch bösartigen, Minister beherrscht, vermehrte die Lasten des Volks und verübte große Ungerechtigkeiten. Auf Zubringen eines seiner Favoritinnen beschloß er einen Sohn, den er von ihr hatte, zum Nachtheil der beiden Söhne seiner gesetzmäßigen Gemahlin, zum Thronfolger zu ernennen. Er machte deßhalb ein Testament, vertraute es seinem Minister und trug ihm auf, alle nöthige Maßregeln anzuwenden, um die Ausführung desselben zuzubereiten und zu sichern. Dem zu Folge übertrug dieser Minister die vorzüglichsten Stellen bei der Regierung Männern, worauf er sich verlassen konnte, und entfernte alle die, deren Widerstand er zu fürchten hatte. Bei der letzten Krankheit des Königs, ließ er Niemanden, als Vertraute, zu seiner Person. Seinen Tod verbarg er, bis er die gehörigen Maßregeln genommen hatte, den Nachfolger sicher bekannt zu machen. Die von der rechtmäßigen Gemahlin entsprossenen Söhne ließ er einsperren, und rief den Anh-Vuong, den Sohn der Favoritinn, zum König aus.

Diese Verkehrung der Ordnung in der Thronfolge erregte allgemeines Mißvergnügen und Unwillen; der Plan war aber so gut angelegt und ausgeführt, daß

der Widerstand unmöglich, und die Unterwerfung unvermeidlich war. Die rechtmäßigen Söhne überlebten ihre Gefangennehmung nicht lange. Der neue, noch junge und zum Regieren unfähige König ließ seine ganze Macht in den Händen des Ministers, dem er sie zu verdanken hatte, und welcher mit Fleiß die Kindheit seines Herrn zu verlängern suchte, indem er ihm Geschmack an unnützen Beschäftigungen, Schauspielen und Ausschweifungen einflößte. Er selbst mißbrauchte das anvertraute Ansehen, unterdrückte das Volk und machte seine Regierung zum Abscheu.

3) Ungeheure Ungerechtigkeiten und empörende Bedrückungen mußten ein allgemeines Mißvergnügen erwecken und zu irgend einer Hauptveränderung führen. Anfangs enstanden nur in einigen Provinzen Unruhen, welche noch unterdrückt wurden; dieses war aber bloß ein erstickte Feuer. Endlich brach im Jahre 1774 die Revolution aus, die durch einen Krieg von 28 Jahren und eine unglaubliche Abwechselung von Begebenheiten zu dem gegenwärtigen Zustande geführt hat.

Als die Mandarinen die Bewegungen des Volks, die sie heimlich erregt hatten, für unzulänglich hielten, entschlossen sie sich zu einem kräftigern Mittel, und riefen den König von Tunkin zu Hülfe, von welchem der König von Cochinchina ein Vasall war. Auf diese Einladung wurde eine Tunkinesische Armee nach Cochinchina gesandt, und der Eingang wurde

ihr von den Einwohnern erleichtert. Der Tunkinesische General, der eben so staatsklug als tapfer war, berichtete dem Könige, daß er nicht in seine Staaten gekommen wäre, um ihn zu bekriegen, sondern die Unterthanen von der harten Behandlung zu befreien, die sie von seinem Minister hätten ertragen müssen; wenn er ihm denselben auslieferte, wolle er sich sofort wieder zurückziehen. Der junge Fürst, bestürzt über die Gefahr, glaubte sich ihr zu entziehen, wenn er den Minister übergäbe. Sobald aber der Minister in seiner Gewalt war, zog er gegen den König selbst. Da dieser seinen Rathgeber verloren hatte und sich selbst nicht zu rathen wußte, so sah er kein anderes Mittel übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Er floh mit solcher Eilfertigkeit in das untere Cochinchina, daß er seine Schätze nicht mitnehmen konnte, die nun dem Sieger zur Beute wurden.

4) Vor diesem Einfalle war unter den ausgebrochenen Empörungen eine, die nicht hatte unterdrückt werden können, an deren Spitze stand ein Mann von niedriger Herkunft, Namens Nhac, dessen Familie den Beinamen Tai-son führte, das ist abendländische Gebirge, er ward ihr beigelegt, weil sie aus diesen Theilen von Cochinchina herstammte. Diese Familie, die an den Begebenheiten, welche das Schicksal von Cochinchina und Tunkin entschieden haben, den größesten Antheil hatte, bestand aus drei Brüdern. Der älteste Nhac war ein reicher Kaufmann, so wie es ein Kaufmann in einem Lande seyn konnte, wo der

Handel fast nichts bedeutet. Dieser, auf sein Vermögen stolze Mann hatte sich an die Spitze einiger Rebellen gestellt und sich einen Anhang verschafft. Der zweite Bruder war ein Bonze, der sich sonst mit öffentlichen Angelegenheiten wenig befaßt hatte, und auch nicht sehr fähig war sie zu leiten. Er hatte aber ein großes Ansehen unter den Bonzen, und durch diese unter dem Volke, nahm dahei den Schein der Gerechtigkeit und einer gewissen Heiligkeit bei seiner Partei an. Der dritte Bruder, Namens Long-Nhu-ong, noch unternehmender, muthiger, kriegerischer und schlauer, als der älteste, besaß große Fähigkeit, jenes Entwürfe durchzusetzen, wenn sein Privatvortheil ihn nicht antrieb, sich ihnen zu widersetzen und für sich selbst zu handeln.

Als die Tunkinesen nach Cochinchina kamen, benutzte Nhac die natürliche Abneigung der Cochinchinesen gegen diese Nation, und erklärte, daß er gesonnen sey, den König zu vertheidigen: allein er griff die königliche Steuer-Einnehmer unter dem Vorwande an, daß sie mit dem Feinde ein Verständniß hätten, plünderte ihre Häuser und die öffentlichen Kassen.

5) Dieses Verfahren und diese Räubereien giengen so weit, daß man sich in der Absicht Nhacs nicht irren konnte; deshalb der König von Cochinchina brachte ein großes Heer zusammen, um gegen ihn und die Tunkinesen zu marschiren. Als Nhac sich zu schwach zum Widerstande fühlte, behauptete er, die Waffen nur zum Dienste des Königs ergriffen zu haben, und stets

bereit zu seyn, sie dem Generale des Königs zu übergeben, den er dann durch diese List hintergieng. Nachdem er einen Theil seiner Truppen zum Abfall verführt und den andern Theil geschlagen hatte, nöthigte er ihn die Flucht zu ergreifen. Er bezeugte dem Könige sein Bedauern über diesen Vorfall, den er der Ungerechtigkeit und Unbesonnenheit des Generals zuschrieb, der ihn hätte überrumpeln und zu Grunde richten wollen, anstatt sein Anerbieten und seine Unterwerfung anzunehmen.

Der junge König, welcher sich während dieser Schlachten begnügte Befehle zu geben, ohne auf die Ausführung zu dringen, gieng unterdessen nur allein seinen Vergnügungen nach, und ließ sein Land plündern und wegnehmen. Hierüber aufgebracht, stieß ihn das Volk als unwürdig vom Throne, und berief statt seiner einen Enkel des letzten rechtmäßigen Königs von Cochinchina, der bei der Ermordung seiner Verwandten entflohen war. Der König nahm die Flucht, und da er noch stets eiteln Vergnügungen ergeben war, wurde er bei dem Ausgange aus der Komödie ergriffen und umgebracht.

6) Der in seine Rechte wieder eingesetzte König hatte vor dieser Einsetzung gehofft von Nhac Beistand zu erhalteu, sich mit ihm verbunden und sogar seine Tochter geheirathet. Nachdem er aber die treulosen Absichten seines Schwiegervaters gemerkt hatte, entronn er noch zeitig genug seinen Händen. Er warb darauf

eine kleine Armee, und zog gegen diesen Rebellen zu Felde, konnte ihm aber nicht widerstehen und sah sich gezwungen, sich seinen Händen zu überliefern. Anfangs wurde er mit Ehrfurcht behandelt, allein bald darauf verschwand er mit seinen vornehmsten Offizieren, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden war.

Der Sohn dieses Prinzen errichtete eine Armee, und zog wider die Tay-sons, um seinen Vater zu befreien, den er noch am Leben zu seyn glaubte. Aber Long-Nay-ong, der dritte von den Tay-sons, kam als Ueberbringer der Befehle des verschwundenen Königs zu der Armee. Durch ein förmlich abgefaßtes Patent wurde ihr befohlen die Waffen niederzulegen, und diesen Sohn, der die schuldige Achtung gegen den Vater aus den Augen gesetzt hätte, auszuliefern. Die Armee gehorchte, der Prinz wurde ausgeliefert; aber die Prinzessin, seine Gemahlin, die sich bei der Armee befand, entwich mit ihrem zweiten Sohne Ong-Nguy-en-Chung, dem jetzigen Kaiser *). Man machte dem Prinzen, als einem angeblichen Rebellen den Proceß, und er wurde auf dem öffentlichen Platze zu Say-son, welche Stadt sich für ihn erklärt hatte, enthauptet. Diese Stadt ist geschleift und fast alle Einwohner sind nieder gemacht worden. Viele Prinzen von der königlichen Familie wurden hingerichtet, und

*) Ong bedeutet einen Herrn, Nguyen ist der Familienname. Chung ist der Vorname, den dieser Prinz in der Kindheit geführt hat.

eine Anzahl konföderirter Christen, welche dem Könige treu geblieben waren, wurde zerstreut und vernichtet.

Der junge Nguy-en-Chung floh, in Begleitung seiner Mutter, in die Wälder, wo sie einige Monate hindurch, auf dem Gipfel eines dickbelaubten Baumes verborgen, keine anderen Nahrungsmittel hatten, als welche ihnen einige mit ihrem Aufenthalte bekannte Freunde brachten, und sie konnten nicht eher diesen Aufenthalt verlassen, als mit Hülfe eines Bischofs von Adran, eines Bischofs in partibus und des Haupts einer christlichen (Französischen) Mission. Dieser Mann, der wegen seiner Tugenden und vorzüglichen Kenntnisse sehr geschätzt wurde, hat einen großen Einfluß auf alle Entschließungen des Königs und nachherigen Kaisers, wie auch auf die Einsetzung in seine Rechte gehabt.

Nguy-en-Chung hatte damals nur einen schwachen Anhang; und wurde allein in der Provinz Dong-nai als König anerkannt: kurz nachher aber nahm die Zahl seiner Anhänger zu, und er brachte eine Armee von 40,000 Mann zusammen. Indessen konnte er sich doch nicht mit der Besiegung der Rebellen schmeicheln, weil ein Krieg zwischen verschiedenen Partheien in Cochinchina, wegen des von Gewässern durchschnittenen Landes erfordert, daß die Landmacht von einer Macht zur See unterstützt werde, und letztere fehlte ihm. In dieser Lage verfuhr er mit Klugheit und Geschicklichkeit, bemächtigte sich durch Ueberfall vieler Schiffe der Rebellen, richtete einen Theil davon zu

seinem Dienste ein, und verbrannte den andern. Dieser glückliche Vorfall schien ihm den Weg zum Siege zu bahnen. Im folgenden Jahre vermehrte er seine Armee bis auf 70,000 Mann, und nachdem er mit den eroberten Schiffen noch stärkere, die ihm die Portugiesen vermietheten, vereinigt hatte, marschirte er gegen den Feind: aber die Portugiesen verließen ihn mitten in der Schlacht, worauf die Unternehmung scheiterte; dieses geschah 1781. Nhac wurde kühner, handelte wieder offensiv und griff den König an, der genöthigt wurde sich zurückzuziehen, und den ein Theil seiner Truppen verließ. Indem er immer muthig gegen sein Schicksal kämpfte, zog er sich über Camboge, verstärkte daselbst seine Armee und lieferte eine Schlacht, wo er beinahe den Sieg davon getragen hatte, als die Elephanten der feindlichen Armee, welchen er keine entgegen stellen konnte, auf seine Armee eindrangen und sie in Unordnung brachten.

8) Besiegt, hülflos, ohne Zufluchtsort und ohne Vertheidiger in seinen Staaten, begab er sich heimlich mit seiner Familie nach der kleinen wüsten Insel Pullovai, die im Siamischen Meerbusen liegt, wo er nur mit der größesten Mühe die nothwendigsten Lebensbedürfnisse erhalten konnte, welche ihm heimlich aus Cochinchina zugeführt wurden. Die Tay-sons vermutheten, daß er nach dieser oder einer benachbarten Insel geflohen wäre, und beschlossen deshalb, Truppen und Schiffe hinzuschicken, um ihn aufzuheben, welches ihn bestimmte nach Siam zu fliehen.

Der König von Siam hatte ihm schon einen Zufluchtsort angeboten: doch hatte der König bisher das Anerbieten nicht benutzen wollen, weil er diesem Fürsten, der als ein treuloser Tyrann bekannt war, nicht trauete. In der schrecklichen Lage, worein er gerathen war, glaubte er sich der geringern Gefahr aussetzen zu müssen, und begab sich nach Siam.

Er wurde sofort freundschaftlich aufgenommen, und bald darauf mußte der König von Siam, da er gegen einen benachbarten Feind eine Schlacht verloren hatte, seine Zuflucht zu seinem Beschützten nehmen, der sich mit 3000 bis 4000 Cochinchinesen, welche ihm nachgefolgt waren, mit der Siamischen Armee vereinigte und die Feinde schlug, die vergeblich um Frieden baten. Ihre Armee wurde zu Grunde gerichtet, die Anführer gefangen und nach der barbarischen Gewohnheit des Landes niedergemacht.

Bei der Rückkehr aus diesem glänzenden Feldzuge erhielt der Sieger von dem Könige von Siam großes Lob und große Geschenke und bekam zugleich eine Armee von 10,000 Mann, mit welchen er wieder nach Cochinchina gieng. Diese Armee, unterstützt durch die Ueberreste seiner Partei, hatte Anfangs einiges Glück; bald nachher aber beschäftigten sich die Siamesen nur mit Plünderung des Landes, dem sie zu Hülfe gekommen waren. Nhuy-en-Chung, hierüber unwillig, verließ, um nicht zum Verderben seiner Unterthanen mit zu wirken, die Armee, und kam nach Siam.

zurück. Dahin folgte ihm auch bald der Siamensische General, nachdem er eine Schlacht verloren hatte; dennoch ward dieser für seine Räubereien und Niederlage nur allein mit einem Verweise bestraft.

9) Die Tay-sons, da sie für das niedere Cochinchina nichts mehr zu fürchten hatten, beschäftigten sich damit die Tunkinesen, welche sich des obern Theils bemächtiget hatten, daraus zu vertreiben. Long-nhu-ong leitete diese Unternehmung, war dabei glücklich, überfiel die Tunkinesen und hieb sie fast Alle nieder. Nachdem er das obere Cochinchina besiegt hatte, strebte er nach höhern Dingen, und um das Mißvergnügen, welches die Trinhs, die sowohl den König, als sein Volk tyrannisirten, in Tunkin erregt hatten, zu benutzen und mit großer List, die nur in einem Lande gelingen konnte, in welchem die Gemeinschaft mit den angränzenden Ländern stets sehr beschwerlich und zur Zeit des Krieges durchaus verboten war, gab er sich für den Nguy-en-Chung, den rechtmäßigen König von Cochinchina, der damals Flüchtling war, aus. Er wandte dabei vor, er sey gekommen, um den König von Tunkin, dessen Vasall und Freund er wäre, von dem Drucke der Trinhs zu befreien. Dieser Betrug verschaffte ihm die günstigste Aufnahme. Die Armee, welche die Trinhs gegen ihn schickten, weigerte sich zu fechten, und legte die Waffen nieder. Der Anführer der Trinhs vertheidigte sich in seinem Pallaste; da er sich aber dennoch gefangen geben mußte, nahm er sich selbst (1770) das Leben, um einem schimpflichen Tode

zu entgehen. Der Sieger bemächtigte sich der Schätze des Besiegten und einer großen Menge von Kriegs-Munition, setzte darauf den König von Tunkin Li wieder in den Besitz der Regierung und heirathete seine Tochter, immer noch unter dem angenommenen Namen des Nhuy-en-Chung.

Kaum war der Preis dieser Betrügerei errungen, als der ältere Nhac in Tunkin erschien und seinem Bruder, von dem und dessen Schicksal er lange nichts erfahren hatte, aus Furcht, daß er einen Unfall erlitten hätte, zu Hülfe kam. Diese Erscheinung entdeckte den Betrug und den falsch angenommenen Namen. Dadurch wurden beide Brüder genöthigt Tunkin zu verlassen.

10) Nach der Rückkehr in Cochinchina wollte der ältere Nhac Theil an der Beute aus Tunkin nehmen. Sein Bruder weigerte sich, und sie waren schon im Begriff sich zu bekriegen, als der zweite Bruder ins Mittel trat, und sie wieder aussöhnte. Cochinchina wurde nun unter die drei Taysons getheilt. Der älteste, Nhac bekam den mittlern, der zweite den niedern und der Long-nhu-ong den obern Theil des Landes. Die beiden jüngern Brüder erkannten den ältesten für ihren Oberherrn.

Nachdem sich Long-nhu-ong in dem obern Cochinchina fest gesetzt hatte, gieng er wieder nach Tunkin, und da er nun weder seinen Namen, noch

seine Absichten mehr geheim hielt, griff er den König Lé offenbar an, bemächtigte sich seiner Staaten und zwang ihn zum Kaiser von China zu fliehen, dessen Schutz er sich, als sein Vasall ausbat.

Long-nhu-ong, der nun im Besitz von Tunkin war, setzte dort einen Statthalter ein, und begab sich nach dem obern Cochinchina, wo er sich ohne Truppen befand, als er vernahm, daß eine Armee von 40,000 Chinesen geschickt wäre, um den König Lé wieder einzusetzen. Sogleich sammelte er eine Armee, eilte mit forcirten Märschen, um die Chinesische Armee anzugreifen, raffte unterwegs alle Menschen zusammen, welche die Waffen tragen konnten, zwang sie, sich seiner Armee anzuschließen, nahm alle Lebensmittel für seine Truppen mit, ließ die Greise, Weiber und Kinder ohne Nahrung, verbrannte die Häuser aller derer, welche ihm die Hülfe versagten, oder welche aus Bestürzung die Flucht genommen hatten, fiel unvermuthet und verzweifelungsvoll über die chinesische Armee her, und erlegte auf dem Schlachtfelde 20,000 Mann. Die andern kamen auf der Flucht, oder in den Wäldern um, in welche sie sich verbergen mußten. Man behauptet, daß nicht mehr als 40 bis 50 Chinesen in ihr Vaterland zurückkehren konnten, um die Nachricht von diesem Unglück zu überbringen. Ohne sich weiter bei seinen Siegen aufhalten zu lassen, gieng er nach China und kam bis auf einige Stunden von Canton und da verlangte er von dem Kaiser von China, ihn für den König von Tunkin anzuerkennen und erhielt diese An-

erkennung unter der Bedingung, sich nach Peking zu begeben, um daselbst zu huldigen, den Eid der Treue zu leisten, und die feierliche Belehnung zu erhalten. Wenn man dem, in diesem Lande für wahr angenommenen Gerüchte glaubt, so trauete Long-nhu-ong sich nicht, die verlangte Reise zu unternehmen, und stets fruchtbar an Betriegereien schickte er an seiner Stelle einen von seinen vornehmsten Officieren, der sich als den neuen König darstellte, und die vorgeschriebenen Pflichten erfüllte. Als dieser Officier von seiner Sendung zurückgekommen war, ließ ihn Long-nhu-ong nebst seinen Begleitern heimlich hinrichten, damit keine Spur von Zeugen dieses trugvollen Streichs übrig wäre. Da er nun Beherrscher eines großen Staats geworden war, veränderte er nach Gewohnheit der Fürsten, die den Thron besteigen, seinen Namen und nannte sich Quan-trung *). Zu mächtig, um seinen ältesten Bruder für seinen Herrn anzuerkennen, ließ er ihm ankündigen, daß er unabhängig von ihm seyn wollte. Dieser ließ voller Wuth den Abgeordneten seines Bruders die Köpfe abschlagen, und überließ sich den größesten Ausschweifungen. Um sich zu rächen, marschirte Quan-trung wider seinen Bruder: doch endigte sich dieser Zwist durch eine Zusammenkunft. Der neue Aufruhr in dem südlichen Cochinchina nöthigte sie, die Wirkungen ihres Hasses zu verschieben.

Unterdessen daß die Nhacs Cochinchina unter

*) Quan-trung bedeutet Mittagslicht.

sich theilten, und der Eine von ihnen Tunkin erobert hatte, hatte Nguy=en=Chung den König von Siam nachdrücklich, doch vergeblich ersucht, ihm eine Armee zu geben, um mit mehrerem Glücke, als bei dem ersten Zuge, in seine Staaten zurück zu kehren. Seine Lage war damals um desto bedenklicher und gefährlicher, da der König von Siam eine Neigung zu der Schwester dieses unglücklichen Fürsten gefaßt hatte, und sie zur Neben=Gemahlin haben wollte, indem er ihr keinen andern Rang geben konnte. Dem Nguy=en=Chung war diese Erniedrigung zuwider, und er erfuhr alle Unannehmlichkeiten, welchen vom Throne vertriebene und flüchtige Fürsten ausgesetzt sind. Endlich als er befürchtete fest gehalten zu werden, entschloß er sich, einen neuen Zufluchtsort auf der kleinen Insel Pullo=vai zu suchen, reis'te plötzlich mit seiner Familie, an der Spitze von 1,500 Cochinchinesen ab, die zu ihm nach Siam gekommen waren, gelangte zu einem Hafen, ehe man ihn hatte einholen können, bemächtigte sich mit Gewalt einiger Schiffe, segelte nach seiner Insel, befestigte sich daselbst mit den Kanonen, die auf den Schiffen waren, und zog seinen Proviant aus dem niederen Cochinchina.

Dahin unterhielt er Verbindungen von seiner Insel und da er vernommen hatte, daß die Brüder Tay=son uneinig wären, und sich einander mit bewaffneter Hand angegriffen hätten, so versicherte er sich eines Mandarins, der in der Stadt Caucao das Commando hatte und landete daselbst. An der Spitze einiger Truppen

erhielt er verschiedene Vortheile, wovon der wichtigste die Wegnahme einer Bedeckung war, wobei sich ein Brief von so großer Wichtigkeit befand, daß dadurch das Schicksal des Staates geändert wurde. Obgleich Nhac mit seinem jüngsten Bruder wieder ausgesöhnt war, trauete er ihm dennoch nicht, und beobachtete alle seine Schritte. Er entdeckte, daß er einen geheimen Briefwechsel mit einem Mandarin, welcher General der Truppen im niedern Cochinchina war, unterhielt, und trug seinem zweiten Bruder, der in diesem Lande regierte, auf, diesen Mandarin auf die Seite zu schaffen. Dieser Brief wurde bei der eroberten Päckerei gefunden. Indeß zog aber eben dieser Mandarin, der den Tay-sons diente, wider den König, schlug seine kleine Armee, bemächtigte sich seines Gepäcks, und fand dabei den Brief, worin sein Kopf für vogelfrei erklärt war. Darauf wandte er seine Armee gegen diesen Bruder des Nhac, für den er gefochten und gesiegt hatte, zwang ihn seine Staaten zu verlassen und bemächtigte sich derselben.

Der König begab sich nach seiner Niederlage (1788) mit seiner noch übrigen kleinen Mannschaft in einen engen Paß, wo es schwer war ihm beizukommen, und erwartete daselbst günstigere Vorfälle für seine Unternehmungen.

11) Dieser Prinz hatte bei seiner zweiten Flucht nach der Insel Pullo-vay die Erziehung seines Sohns den Bischof von Adran anvertraut, und ihm aufgetragen

ihn mit nach Frankreich zu nehmen, um ihn weiteren Unglücksfällen zu entziehen. Zugleich hatte er ihm den Auftrag gegeben, eine Allianz zwischen Frankreich und Cochinchina zu schließen, und von Frankreich Hülfe zu verschaffen. Wenn man den Nachrichten, die man über einen, zwischen den Königen von Frankreich und Cochinchina geschlossenen Tractat gegeben hat, glauben soll, so wurde eine beständige offensive und defensive Allianz zwischen diesen Königen ausgemacht *). Der König von Frankreich verpflichtete, sich dem Könige von Cochinchina eine Escader von 20 Schiffen und 7 Regimenter zu stellen, wovon 5 aus Europäern und 2 aus Eingebornen von den Französischen Kolonien bestehen sollten; und ihm binnen 4 Monat fünf Millionen Piaster, die Hälfte baar und die andere Hälfte in Kriegs-Munitionen zukommen zu lassen; die Französischen Truppen sollten unter dem Willen und Befehlen des Königs von Cochinchina stehen. Von der andern Seite überließ dieser dem Könige von Frankreich als völliges Eigenthum den Hafen und das Gebiet von Hau-son, und die dabei liegenden Inseln von Fay-fo im Süden an bis Hai-vueyn **) gegen

*) Der ganze Allianztractat findet sich in *Barrows* Voyage to Cochinchine in the years 1792 and 1793 containing a general View of the valuable Productions, and the political Importance of this flourishing kingdom etc. etc. London 1806. 4. p. 261 — 264. Es sind von Seiten Frankreichs 5, von Seiten Cochinchinas 7 Artikel festgesetzt.

D. H.

**) Barrow schreibt nur Haiwen.

Norden, und in dem überlassenen Gebiete verwilligte er Freiheit der Religion und Hebung der Abgaben zum Vortheil Frankreichs, zur Erhaltung dieses Gebiets. Der König von Cochinchina machte sich auch anheischig, Materialien und Arbeiter zu den kleinen Festungen und zum Bau anderer Werke anzuschaffen; in seinen Forsten alles, zum Bau Französischer Schiffe nöthige Holz hauen zu lassen, und 14 Linienschiffe zum willkürlichen Gebrauche des Königs von Frankreich zu halten. Im Fall die dem König von Frankreich dort gehörigen Besitzungen angegriffen würden, sollte ihm der König von Cochinchina wenigstens 60,000 Mann liefern, sie besolden und erhalten. Im Fall der König von Frankreich in einem Theile Indiens Krieg führte, durfte er 14,000 Mann in den Staaten des Königs von Cochinchina anwerben, welcher aber doch zur Leistung dieser versprochenen Hülfe nicht eher verpflichtet wäre, als nach der Einsetzung in seine Staaten *). Dieser Tractat enthielt auch Verträge, die sich auf den Handel beider Nationen und auf die Rechte, Empfangscheine über die Ein- und Ausfuhr anzunehmen, bezogen. Es ist noch zu bemerken, daß, wenn gleich in einem despotischen Staate Alles im Namen des Regenten geschieht, es doch in diesem Tractate zu desto größerer Sicherheit der den Franzosen zugestandenen Bedingungen ausgemacht war, daß eben diese

*) Barrow führt noch als einen besondern Artikel an, daß Frankreich die Erlaubniß habe, in jedem ihm beliebigen Küstenorte einen Consul anzustellen.

D. H.

Bewilligung von dem Könige in Cochinchina und seinem Staatsrathe gemacht werden sollte.

Dieser Tractat, der Frankreich in den Besitz der vortrefflichen Bai von Turon setzte, würde ihm den Handel mit den Küsten von Cochinchina in dem östlichen Theile der indischen Halbinsel jenseits des Ganges, der an dem Chinesischen Meere liegt, verschaffen *). Zu gleicher Zeit gab dieser Tractat dem Könige von Cochinchina die einzigen Mittel, die damals möglich zu seyn schienen, um seinen Thron wieder zu besteigen. Sobald er von der Unterzeichnung dieses Tractats unterrichtet war, benutzte er ihn mit großer Geschicklichkeit, machte die Hülfe bekannt, die Frankreich ihm schicken würde, gab Hoffnung, daß sein Land bald mit Französischen Soldaten bedeckt seyn würde, die seine Feinde vernichten würden; hierdurch wurde diese in Furcht gesetzt, bei seiner Partei stieg die Hoffnung; er brachte nun Truppen zusammen, gieng wieder in das niedere Cochinchina und eroberte das Land von dem Mandarin, was dieser den Tay-sons entrissen hatte.

*) Nicht nur diese, sondern weit bedeutendere Vortheile, mußten daraus für Frankreich hervorgehen. Eine solche Kriegsmacht, und solche daurende Anlagen für große Flotten, konnten Frankreich in ganz Ostindien zu einer bisher vergeblich gesuchten Höhe heben, und Englands Uebermacht gänzlich herabdrücken, besonders da ersteren eine große Anzahl guter Ankerplätze offen standen. Barrow läßt dieß ebenfalls deutlich merken.

D. H.

Bei diesem Feldzuge gab er ein, in diesem Lande noch unbekanntes Beispiel seiner Milde. Nachdem er nämlich einen Mandarin von der feindlichen Armee gefangen hatte, sagte er zu ihm: du hast die Waffen wider deinen König geführt, weil du ihn nicht kanntest; nun lerne ihn kennen. Ich schenke dir das Leben, lasse dir den Titel eines Mandarins, und versichre dir die zur Erhaltung deines Standes nöthigen Einkünfte. Dieser Unglückliche, unempfindlich gegen eine so großmüthige Behandlung, zettelte bald darauf eine Verschwörung gegen seinen Wohlthäter an, und zwang letzteren dadurch, ihm eine nur zu sehr verdiente Strafe widerfahren zu lassen.

Dieses war indeß nicht der einzige Beweis der Großmuth des Königs, während dieses Krieges. Er hatte eine Stadt durch Capitulation erobert; als er daselbst einzog, gab man Feuer auf ihn und sein Gefolge, und tödtete mehrere Personen neben ihm. Den Urheber dieser Verrätherei hatte, als er ergriffen und in Ketten gelegt war, die Verwegenheit dem Könige zu erklären, daß es sein Glück wäre ihn hinrichten zu können, weil er bis auf seinen letzten Augenblick gegen ihn würde gefochten haben. Der Fürst gab ihm, anstatt seine Treulosigkeit und Wuth zu bestrafen, unter gewissen Bedingungen die Freiheit. Der Unglückliche gebrauchte sie aber nur, um wieder zur feindlichen Armee zu gehen und gegen seinen Befreier zu fechten, und starb im folgenden Jahre auf dem Schlachtfelde, ein

Bewilligung von dem Könige in Cochinchina und seinem Staatsrathe gemacht werden sollte.

Dieser Tractat, der Frankreich in den Besitz der vortrefflichen Bai von Turon setzte, würde ihm den Handel mit den Küsten von Cochinchina in dem östlichen Theile der indischen Halbinsel jenseits des Ganges, der an dem Chinesischen Meere liegt, verschaffen *). Zu gleicher Zeit gab dieser Tractat dem Könige von Cochinchina die einzigen Mittel, die damals möglich zu seyn schienen, um seinen Thron wieder zu besteigen. Sobald er von der Unterzeichnung dieses Tractats unterrichtet war, benutzte er ihn mit großer Geschicklichkeit, machte die Hülfe bekannt, die Frankreich ihm schicken würde, gab Hoffnung, daß sein Land bald mit Französischen Soldaten bedeckt seyn würde, die seine Feinde vernichten würden; hierdurch wurde diese in Furcht gesetzt, bei seiner Partei stieg die Hoffnung; er brachte nun Truppen zusammen, gieng wieder in das niedere Cochinchina und eroberte das Land von dem Mandarin, was dieser den Tay-song entrissen hatte.

*) Nicht nur diese, sondern weit bedeutendere Vortheile, mußten daraus für Frankreich hervorgehen. Eine solche Kriegsmacht, und solche daurende Anlagen für große Flotten, konnten Frankreich in ganz Ostindien zu einer bisher vergeblich gesuchten Höhe heben, und Englands Uebermacht gänzlich herabdrücken, besonders da ersteren eine große Anzahl guter Ankerplätze offen standen. Barrow läßt dieß ebenfalls deutlich merken.

D. H.

Bei diesem Feldzuge gab er ein, in diesem Lande noch unbekanntes Beispiel seiner Milde. Nachdem er nämlich einen Mandarin von der feindlichen Armee gefangen hatte; sagte er zu ihm: du hast die Waffen wider deinen König geführt, weil du ihn nicht kanntest; nun lerne ihn kennen. Ich schenke dir das Leben, lasse dir den Titel eines Mandarins, und versichre dir die zur Erhaltung deines Standes nöthigen Einkünfte. Dieser Unglückliche, unempfindlich gegen eine so großmüthige Behandlung, zettelte bald darauf eine Verschwörung gegen seinen Wohlthäter an, und zwang letzteren dadurch, ihm eine nur zu sehr verdiente Strafe widerfahren zu lassen.

Dieses war indeß nicht der einzige Beweis der Großmuth des Königs, während dieses Krieges. Er hatte eine Stadt durch Capitulation erobert; als er daselbst einzog, gab man Feuer auf ihn und sein Gefolge, und tödtete mehrere Personen neben ihm. Der Urheber dieser Verrätherei hatte, als er ergriffen und in Ketten gelegt war, die Verwegenheit dem Könige zu erklären, daß es sein Glück wäre ihn hinrichten zu können, weil er bis auf seinen letzten Augenblick gegen ihn würde gefochten haben. Der Fürst gab ihm, anstatt seine Treulosigkeit und Wuth zu bestrafen, unter gewissen Bedingungen die Freiheit. Der Unglückliche gebrauchte sie aber nur, um wieder zur feindlichen Armee zu gehen und gegen seinen Befreier zu fechten, und starb im folgenden Jahre auf dem Schlachtfelde, ein

umgekommen, und kurz nachher starb dieser schlaue und grausame Tyrann zum Glücke dieser Länder selbst, 1792. Sein Sohn Canh-thin war ihm in der Regierung gefolgt, und hatte vernommen, daß sein Oheim Nhac angegriffen sey. Bei dieser Gelegenheit zog er mit einer großen Armee ihm zu Hülfe. Nhac war zu wohl von den Grundsätzen und Verfahren seiner Familie unterrichtet, um sich in den Absichten seines treulosen Beschützers zu irren. Er gab der Nothwendigkeit nach und brauchte sein Alter und die Thätigkeit, welche die gegenwärtigen bedenklichen Umstände erforderten, zum Vorwande, um die Regierung zu Gunsten seines Neffen niederzulegen. Zugleich bezeugte er seine Zufriedenheit darüber, daß seine Staaten im Besitze seiner Familie blieben. Jedoch war Canh-thin mit dieser Abdankung noch nicht zufrieden, er bemächtigte sich vielmehr der Schätze seines Oheims, und ließ dessen vorzüglichste Dienerschaft umbringen. Nicht lange nachher 1796 starb der Oheim selbst vor Kummer.

13) Als der König dem Canh-thin nicht widerstehen konnte, war er nach dem niedern Cochinchina zurückgekehrt, um neue Truppen auszuheben, und hatte seinem Sohne, unter der Leitung des Bischofs von Adran, das Commando über einen Gränzplatz anvertraut, der vor kurzem nach Europäischer Art befestigt war, und wovon er vorhersah, daß er bald würde angegriffen werden. Dies geschah auch wirklich 1796; allein der Feind, der mit der Art des Angriffs solcher Festungswerke unbekannt war, konnte den Platz nicht

erobern, und ließ dem Könige Zeit ihm zu Hülfe zu kommen. Die Belagerung wurde aufgehoben.

Einige Jahre darauf 1799 erregte ein Sohn des ältesten Nhac, der sich in der Stadt Qui-n-hom, der Hauptstadt des mittlern Cochinchina aufhielt, einen Aufruhr gegen seinen Vetter Canh-thin und erklärte, daß er sich dem Könige unterwerfen wollte. Die Stadt wurde aber dem Canh-thin, der ein Einverständniß mit Einigen darin hatte, übergeben, und der Sohn des Nhac zum Tode verurtheilt.

Unterdessen näherte sich der König dieser Stadt mit einer großen Armee, und es gelang ihm Canh-thins Flotte in Brand zu stecken, dieser schickte dagegen um sich zu rächen, seine Armee in den Theil von Cochinchina, welcher dem Könige unterworfen war. Durch diese Bewegung fand sich Phu-xuan, die Hauptstadt des oberen Cochinchina, ohne Vertheidigung, und da der König gekommen war, sie anzugreifen, wurde Canh-thin, der daselbst residirte, genöthigt zu fliehen und sogar sich zu verkleiden, bis er nach Tunkin kam, wo er die Zeichen seiner Würde wieder annahm.

14) Dieser Canh-thin hatte weder den Muth, noch die großen Mittel, wodurch sich sein Vater den Erfolg seiner Grausamkeiten sicherte. Unfähig dem Unglück, welches ihn bedrohete, zu widerstehen, hatte er sich bisher nur noch durch die Leitung des Generals

seiner Armee gehalten, den er eben nach dem niedern Cochinchina geschickt hatte. Dieser war der größte Kriegsheld, den je diese Länder gekannt haben, und eben so durch die Hoheit seiner Seele, als durch kriegerische Talente über seine Landsleute erhaben.

Die Gemahlin dieses Generals, die in ihrem Geschlechte das war, was ihr Gemahl in dem seinigen, verschaffte sich einen großen Einfluß auf den Geist Canh-thins. Sobald er wieder in seinen Staaten war, theilte sie ihm Pläne mit, die seines Thrones würdig waren, trieb ihn an, eine große Armee zu werben, die, wie man behauptet, aus 300,000 Menschen bestanden haben soll; und nöthigte ihn, sich an die Spitze dieser Armee zu stellen, und nach Cochinchina zu marschiren. Sie selbst kommandirte ein Corps. Nhuyen-Chung vertheidigte mit einer weit schwächern Armee die Mauer, die beide Staaten trennt, und er war dem Unterliegen sehr nahe, als es ihm gelang, ein kleines Corps von Canh-thins Truppen auf seine Seite zu bringen. Nachdem er diesen Abfall benutzt hatte, ließ er durch ein geschicktes Manöuvre seine Flotte im Rücken der Armee erscheinen, als wären Truppen darauf eingeschifft, um eine Landung zu machen, die Arriergarde anzugreifen, und einen neuen Abfall zu begünstigen. Canh-thin verlor Muth und Besonnenheit, und nahm die Flucht. Die von ihrem Anführer verlassene Armee zerstreute sich, und es entstand eine allgemeine Flucht. Die Heldin allein zog sich an der Spitze ihres Corps in Ordnung zurück, holte den

Canh=thin ein und nahm ihn mit zur Hauptstadt, konnte aber die Armee nicht wieder vereinigen. Indessen wagte es der Sieger nicht, die Besiegten zu verfolgen, noch sich nach Tunkin zu begeben, so lange noch mitten in Cochinchina der noch immer siegende General Canh=thin Fortschritte machte, bereits eine wichtige Stadt erobert hatte und sich vornahm, das ganze Land zu unterwerfen.

15) Dieser General, der die große Gefahr vernommen hatte, worein Tunkin gebracht war, sah die Nothwendigkeit ein, seine Armee wieder dahin zu führen. Da die Wege mit königlichen Truppen besetzt waren, beschloß er durch die unwirthbaren Länder von Laos zu marschiren. Aber dieser Umweg war ihm schädlicher, als eine verlorne Schlacht. Fast seine ganze Armee kam darauf von Ermattung, Hunger und Gift um, womit Brunnen und Bäche verdorben waren. Bei dem Auszuge aus diesem Lande, mitten in wüsten Gegenden, kam ihm seine heldenmüthige Frau entgegen, gab ihm Nachricht von der traurigen Lage Tunkins, und machte sich anheischig, jedes Schicksal mit ihrem Gemahl zu theilen. Ob er gleich nur einige Hundert Mann bei sich hatte, wagte man es doch nicht, ihn im Freien mit Nachdruck anzugreifen, denn man war überzeugt, er werde sich nicht ergeben, sondern sein Leben theuer verkaufen. Man griff also zur List. In Bauern verkleidete Soldaten kamen, um ihm Proviant zu bringen, und nahmen ihn nebst seiner Gemahlin gefangen.

16) Sobald der König seine Staaten von der feindlichen Armee befreiet hatte, gieng er nach Tunkin, drang bis zur Hauptstadt und bemächtigte sich derselben. Auf die Nachricht, daß der General, zu dem die Tunkinesen das größte Zutrauen hatten, gefangen wäre, gieng Alles zu dem Sieger über. Das Volk arretirte die Mandarinen und brachte sie zum König. Eben so lieferte man den regierenden Tay-son und seinen Bruder dem Sieger aus, der nun weiter keine Feinde zu fürchten, noch zu bekämpfen hatte. Doch war er nur nach Tunkin gegangen und günstig aufgenommen, weil er angekündigt hatte, daß er den König Lé wieder in den Besitz seiner Staaten, welche Tay-son usurpirt hatte, einsetzen wollte. Da aber der König Lé während der Zeit der Eroberung gestorben war, so stellte Nguyen-Chung vor, daß kein königlicher Abkömmling mehr vorhanden wäre, und er also, als sein Verwandter das Recht hätte, ihm in der Regierung zu folgen. Diese Erlöschung des königlichen Hauses war nichts weniger als gewiß; da er aber Sieger und sehr mächtig war, fand er keinen fernern Widerspruch. Uebrigens machte er es den Unterthanen begreiflich, daß die Vereinigung Tunkins und Cochinchinas unter eine Herrschaft das einzige Mittel sey, den Kriegen, die seit so langer Zeit beide Länder unglücklich gemacht hätten, ein Ende zu machen.

Dies war einleuchtend; auch ward daher Nguyen-Chung einmüthig als König von Tunkin anerkannt. Der Kaiser von China gab ihm die feierliche

Belehnung, und so kam das glückliche Ende so vieler Leiden, und die weisen und großmüthigen Anstrengungen erhielten ihren gerechten Lohn.

17) Dieser Prinz, der im Jahre 1807 ein und funfzig Jahr alt war, hat einen über das Mittelmäßige wenig hinausgehenden Wuchs, eine feste Leibesbeschaffenheit und regelmäßige und ziemlich angenehme Züge. Seine Gesichtsfarbe ist brauner, als bei den meisten Tunkinesen und Cochinchinesen, weil er fast beständig den Strapatzen des Krieges ausgesetzt gewesen, und durch die freie Luft stark gefärbt ist.

Von der Kaiserin hat er nur einen Sohn; aber sowohl von ihr, als von den Gemahlinnen vom zweiten Range, sieben Kinder. Wenn man ihn nur bis auf die Zeit seines ruhigen Besitzes der Krone beurtheilt, so scheint es, daß kein Fürst die beschwerlichen Pflichten, welche das Recht Menschen zu beherrschen auflegt, besser gekannt und mit größerem Eifer erfüllet habe.

Sowohl in seinem öffentlichen, als im Privatleben ist er ein Muster für seine Unterthanen. Er regiert sie nicht weniger durch sein Beispiel, als durch Gesetze, und die Bewunderung, die er eingeflößt hat, ist ein Mittel zu seiner Macht geworden.

Als treuer Beobachter der kindlichen Ehrfurcht, hat er noch auf dem Throne die größte Achtung gegen seine Mutter bewiesen.

Er ist der zärtlichste Freund seiner Gemahlin; und obgleich er nach der Erlaubniß, die ihm die Gesetze und Gewohnheiten seines Landes geben, mit mehreren Kebsweibern lebt, so hat er ihrer dennoch nie mehr als neune gehabt. Dieses scheint eine übertriebene Anzahl in den Augen des Philosophen, und in den Augen eines, an andere Gesetze gewöhnten Europäers; die Anzahl ist aber gering, in Rücksicht auf die Menge der Frauen, welche die Beherrscher und großen Herren in Asien gewöhnlich halten; und nie hat er mit anderen, außer mit den Seinigen in Verbindung gelebt. Ob er gleich seiner Mutter und Gemahlin mit großer Hochachtung und zärtlicher Zuneigung begegnet, so haben sie doch keinen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten; und wenn diese Prinzessinnen, die dem Götzendienst sehr eifrig ergeben sind, sich der Toleranz, die der christlichen Religion bewilligt worden ist, haben widersetzen wollen, ist auf sie nicht gehört worden.

Er ist ein sehr guter Vater; allein gerade diese Liebe zu seinen Kindern nöthigt sie, sich alle dem zu unterwerfen, was sie zu achtungswürdigen Menschen bilden kann.

In seiner Jugend war er dem Trunke ergeben, hat aber diesen Fehler abgelegt, lebt äußerst mäßig, trinkt gar keine geistige Getränke, ißt wenige Gerichte; Fisch mit Reiß vermischt, Hülsenfrüchte, Obst und einiges leichtes Gebackenes machen seine Mahlzeiten aus.

Sein gewöhnliches Leben ist sehr regelmäßig; jede Stunde des Tages hat ihr bestimmtes Geschäft, und fast alle sind seinen Pflichten gewidmet. Um 6 Uhr des Morgens steht er auf, und nimmt sogleich ein kaltes Bad. Um sieben Uhr läßt er sich die seit dem vorigen Tage eingereichten Briefe und Memoriale vorlegen, liest sie selbst und macht Bemerkungen dazu. Darauf geht er zum Zeughause, zur Stückgießerei und zu andern Anstalten, und sieht auf die dortigen Arbeiten. Um halb zwölf Uhr läßt er sich sein Frühstück bringen, welches nur aus gekochtem Reiße und trocknem Fische besteht. Um zwei Uhr kehrt er nach seinem Pallaste zurück, läßt sich eine genaue Rechnung von seinen häuslichen Ausgaben vorlegen, legt sich nieder und schläft bis um fünf Uhr. Alsdann giebt er den Mandarinen und allen Unterthanen Audienz *), antwortet sogleich auf die Fragen und Bitten, die keiner weitern Aufklärung bedürfen, und giebt Befehle über jede Art von Angelegenheiten. Man übergiebt ihm die Ausfertigungen, die sich auf die, von ihm des Morgens gemachten, Bemerkungen beziehen müssen, und er billigt oder verändert sie. Um eilf Uhr geht er wieder in seine inneren Gemächer, trägt alles in sein Tagebuch ein, was er den Tag über bemerkt hat, und was er sich zu thun vornimmt. Darauf läßt er seine Söhne zu sich kommen, und sie erwarten an der Thür seine Befehle. Er fordert von ihnen Rechenschaft von der Anwendung ihrer Zeit, und giebt ihnen Befehle für den folgenden Tag. Um drei Uhr des Morgens,

*) Jetzt ist die Audienz des Morgens um sechs Uhr.

nachdem er eine mäßige Mahlzeit zu sich genommen, legt er sich nieder. Auf diese Weise verwendet er von den 24 Stunden nur 6 Stunden zum Schlafen.

Er hat von seinem Hofe alle Eunuchen verbannt. Die Prinzessinnen werden von Personen ihres Geschlechts bedient. Der einzige, am Hofe noch übrige, Eunuch ist der große General, den wir schon angeführt haben, und der dem Volke und dem Regenten gleich lieb und werth ist.

In seinem Pallaste lebt der Kaiser mit großer Würde. Nach dem Beispiele der Kaiser von China, von welchen er seine Herkunft ableitet, speis't er beständig allein, und zieht kein Frauenzimmer, selbst nicht die Kaiserin zu seiner Tafel. Alle Unterthanen erhält er in großer Ehrerbietung, und läßt das Ceremoniel genau beobachten. An der Spitze seiner Armee ist er ein ganz anderer Mann, nimmt den kriegerischen Ton an, gesteht seine Vorliebe zum Soldatenstande und versichert, daß er den Generalstitel dem Titel eines Regenten vorziehe. Vertraut mit den Soldaten, läßt er sich von allen ihren rühmlichen Thaten belehren, redet mit ihnen davon, lobt und belohnet sie.

18) So hat sich Nguy-en-Chung während der ganzen Zeit, da er gegen das Schicksal kämpfte, gezeigt. Wir haben schon zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß in seinem Charakter, seitdem er ruhiger Beherrscher seiner Staaten geworden, eine merkliche Veränderung vorgegangen sey.

Bald nach der Besitznehmung von Tunkin litt er durch den Tod des Bischofs von Adran einen großen Verlust; denn dieser hatte ihm nicht nur die Mittel zur Wiedereroberung an die Hand gegeben, sondern er hatte ihn auch stets durch weise Rathschläge in der Regierung unterstützt.

Dieser in der Politik, im Kriege und in der Regierung einsichtsvolle Priester, der ihm die Vortheile der Kenntnisse, der Künste und Kriegstalente der Europäer anschaulich gemacht, hatte Frankreich für seine Sache gewonnen und ihm, der in Frankreich verbreiteten Unruhen ungeachtet, einige mittelbare Hülfe verschafft und seiner Partei durch das Gerücht, welches er von der Sendung der Französischen Truppen und Schiffe verbreitete, Muth eingeflößt. Eben dieser Bischof hatte sich mit dem königlichen Prinzen in einer Stadt, die nach Europäischer Art befestigt war, eingeschlossen und sie gegen eine furchtbare Armee so vertheidigt, daß diese genöthigt wurde, die Belagerung aufzuheben. Auch war es kein geringerer Dienst, daß Adran den Einfluß, den er auf den Geist des Königs erlangt hatte, dazu anwandte, um ihn in der Uebung der Tugend und in der Beobachtung seiner Pflichten zu erhalten. Sey es nun, daß der Verlust des Raths dieses klugen Mannes, oder daß der gefährliche Einfluß des Glücks, welches oftmals Männer, die dem Unglück widerstanden haben, verdirbt, auf den König gewirkt hatte, kurz es ist, dem öffentlichen Gerüchte zu Folge, eine Veränderung in dem Charakter des Nguyen-

chung vorgegangen. Er scheint nicht mehr die vorige Liebe zum Ruhm und die vorige Aufmerksamkeit auf alle Theile der Regierung zu haben.

Was seinen, in so vielen Rücksichten glänzenden Ruf am meisten schwächt, ist, daß dieser Fürst, der vormals so viele Beweise seiner Gnade gegeben, der die Verrätherei und Unternehmungen gegen seine Person verziehen hatte, nun die Strenge zu einem Grade getrieben hat, welcher, wenn er auch durch die Gerechtigkeit unterstützt und von der Politik angerathen wird, doch dem Heldenmuthe zuwider ist und den menschlichen Gefühlen zuwider läuft.

Als er nach der Eroberung von Tunkin die beiden Brüder Tay-son, die unrechtmäßigen Besitzer seiner Staaten, in seine Gewalt bekommen hatte, ließ er, ehe das letzte Urtheil über sie vollführt wurde, die Leichname ihrer Aeltern aufgraben und ihnen alle Mißhandlungen, welche Leichnamen *) angethan werden können, widerfahren.

Darauf wurden die beiden Brüder von Elephanten geviertheilt und ihre vier Theile an verschiedenen Oertern ausgesetzt, bis sie in Verwesung übergegangen waren.

*) Die Leichname wurden enthauptet, damit sie, nach dem Aberglauben des Landes, ihren Nachkommen keinen Beistand und Glück gewähren könnten; und nachher haben die Soldaten die Reste der Leichname mit ihrem Unrathe besudelt.

Selbst der Muth, die Tugend und die Kindheit fanden bei ihm keine Gnade. Den berühmten Tunkinesischen General, der in seine Gewalt gefallen war, wollte er zu seinen Diensten nöthigen; bekam aber von diesem großmüthigen Krieger voll edler Entschlossenheit die Antwort, daß er nie gegen eine Sache, die er vertheidigt hätte, streiten würde: wolle ihm aber der Kaiser das Leben lassen, wie er diese Gnade den Cochinchinesen, die er besiegt, und den Einwohnern der Städte, die er erobert, erwiesen hätte, so wolle er ein zurückgezogenes Leben in einer kleinen Wohnung führen und mit eigenen Händen einige kleine Plätze anbauen, die zu seiner eigenen und seiner Familie Erhaltung zureichen würden. Da seine Bitte verworfen war, erklärte er mit fester Entschlossenheit, daß er, weil sein Leben so gefährlich zu seyn schiene, mit Freuden in den für tugendhafte Menschen bestimmten Aufenthalt hinüber gehen werde. Seine großmüthige Gemahlin und seine Tochter, kaum 14 bis 15 Jahr alt, waren mit in seinem Todesurtheile begriffen *). Seine Gemahlin starb, wie sie gelebt hatte. Als sie dem Elephanten, der sie hinrichten sollte, dargestellt wurde, war sie so wenig bestürzt, daß sie vielmehr seine Wuth zu reizen suchte und so vielen Muth zeigte, daß die Soldaten, welche ihrer Hinrichtung beiwohnten, nach einer wilden Aeußerung ihrer Bewunderung, ihre blutigen Glieder

*) Da er für sich keine Gnade erlangen konnte, bat er für seine Mutter, die 80 Jahre alt war und nicht lange mehr leben konnte. In dieser Rücksicht wurde sie begnadigt.

aßen, in der Hoffnung, daß die Unerschrockenheit dieser Heldin dadurch in sie übergehen werde.

19) Als der einzige Sohn, den der Kaiser mit der Kaiserin erzeugt hatte, aus Frankreich zurück gekommen war, erklärte ihn der Kaiser durch eine eigenhändige Urkunde zum Erben aller seiner Staaten. Dieser junge Prinz ist gestorben, ohne sich feierlich verheirathet zu haben, und hat nur zwei noch sehr junge Kinder, von einer Gemahlin von zweitem Range hinterlassen.

Dieser Verlust ist für das Reich nicht groß gewesen, weil der Prinz keine große Hoffnungen von sich gab. Der Bischof von Adran, dem seine Erziehung anvertraut war, hatte einen mäßigen, und tugendhaften Mann aus ihm gemacht. Er hatte ihn zwar gegen Laster verwahrt, ihm aber nicht die großen Eigenschaften einflößen können, die einem künftigen Regenten nothwendig sind. Obgleich der Bischof nie gewagt hat ihn zu taufen, weil dies vom Kaiser, seinem Vater, ausdrücklich verboten war, hatte er ihm dennoch eine sehr große Neigung gegen das Christenthum, wie auch eine große Verachtung und Abneigung gegen die Götzen beigebracht. Dies waren gefährliche Anlagen bei dem Regenten eines Volks, das von jeher dem Götzendienste ergeben ist. *)

*) Als dieser Prinz ein Mal eingeladen war, einem Opfer zu Ehren seiner Vorfahren, also einer Feierlichkeit, die für eine der wesentlichsten Pflichten der Tunkinesen gehalten

Der Kaiser hatte einen andern Sohn, der nicht aus der Ehe mit der Kaiserin entsprossen war. Dieser, der, von dem Bischof von Adran nicht mit unterrichtet, bloß im Lager gelebt hatte, kannte nur Krieg und Waffen. Als er alle Stufen des Kriegsdienstes durchgangen und lange als gemeiner Soldat gedient hatte, ward er Oberst, und nachher General. Im Jahre 1800 hatte er das Kommando über eine Armee von 35,000 Mann erhalten, und an ihrer Spitze eine Schlacht wider die Rebellen gewonnen. Dieser bei der ganzen Armee beliebte Prinz ist nicht lange nach dem Thronerben gestorben. Er ist nicht verheirathet gewesen und hat keinen Nachkommen hinterlassen.

Seit seinem Tode ist die Thronfolge ungewiß. Der Kaiser kann, dem Rechte zu Folge, das ihm das Landesgesetz giebt, einen von seinen Söhnen zum Thronerben bestimmen; er hat einen Sohn von einer seiner

wird, beizuwohnen, weigerte er sich. Vergeblich bat ihn der Kaiser dringend, sich diesem Zeichen der Achtung gegen die Gewohnheiten des Vaterlandes nicht zu entziehen. Vergeblich stellte der Bischof, um seinen Schüler hierzu zu bewegen, vor, daß man nach den Grundsätzen des Christenthums dieser Ceremonie beiwohnen könne, wenn man nur die billige Ehrerbietung gegen die Vorfahren mitbringe, ohne einen religiösen Glauben damit zu verbinden. Die sehr andächtige Kaiserin, voll Unwillen über die Gottlosigkeit ihres Sohns, gab ihm eine Ohrfeige, aber weder die Befehle noch Bitten des Vaters, noch das Ansehen des Bischofs, noch die Ohrfeige konnten seinen Widerstand besiegen.

Nebengemahlinnen dazu wählen wollen. Die Kaiserin hat sich aber widersetzt, und ist darauf bestanden, daß die Krone den Kindern ihres Sohnes zukomme. Sie ist in diesem Verlangen von den meisten Generälen und großen Mandarinen unterstützt worden. Der Kaiser gründet seine Wahl darauf, daß sein Sohn nur Kinder aus einer Ehe vom zweiten Range hinterlassen habe; ihm komme es also zu, unter seinen und seines Sohnes Kindern, welche gleichfalls von geringerem Range wären, zu wählen, und die zarte Jugend der letztern sey ein Bewegungsgrund, einem Erwachsenen den Vorzug zu geben. Die Kaiserin führte dagegen an, daß, weil ihr Sohn schon mit der Erbschaft der Krone belehnt wäre, diese Rechte auf seine Kinder übergegangen wären, und daß sie einen Vorzug vor ihrem Oheim haben müßten. Im Jahre 1807 war diese wichtige Frage noch unentschieden.

20) Ungeachtet mancher Fehler des Kaisers Gia-long, ungeachtet der schwankenden Stimmung, der öffentlichen Meinung, ja selbst ungeachtet der minder oder mehr gegründeten Klagen gegen seine Regierung, muß dennoch Jeder, der das Leben dieses Fürsten und den Erfolg seiner Regierung im Ganzen übersieht, ihm einen Rang unter den höhern Wesen zugestehen, die dem Menschengeschlechte Ehre machen, und sowohl auf die Bewunderung der Nationen, als auf die Dankbarkeit ihres Vaterlandes gerechte Ansprüche haben. Ueber seine Unterthanen eben so erhaben durch sein Genie, als durch seinen Rang, hat er die wesentliche Pflicht eines Beherrschers erfüllt,

nämlich ein Führer und Muster seiner Unterthanen zu seyn; er hat ihren Charakter gehoben und ihre Blicke erweitert. Rasch in seinen Begriffen, ordentlich in ihrer Verbindung kennt er die Grundlehren von allen Künsten, welche die Regierung befördern soll. Er ist der beste Taktiker, der beste Ingenieur, und der beste Schiffsbaumeister in seinen Staaten *). Obgleich das unruhige Leben, das er sonst führen mußte, den Kreis seiner Kenntnisse beschränkte, so hat er sich dennoch wenigstens so viel Kenntniß erworben, um einzusehen, wie viel die Wissenschaften selbst der Regierung werth sind. Selbst außer Stande Chinesische Bücher zu lesen, läßt er sie sich vorlesen, und um seine Unterthanen zu den Wissenschaften aufzumuntern, hat er öffentliche Schulen angelegt, wohin die Väter ihre Kinder vom vierten Jahre ihres Alters an schicken müssen.

Die meisten strengen und lästigen Einrichtungen, die man seiner Regierung vorwirft, werden durch die Nothwendigkeit oder durch die daraus fließenden Vortheile gerechtfertiget. Wenn jede Zögerung in der Ausführung der Befehle strenge geahndet wird, so ist dies ein nothwendiges Verfahren bei einer noch neuen Macht.

*) Um sich die Kenntnisse der Schiffsbaukunst zu erwerben, hat er nicht, wie Czaar Peter I., die Axt ergriffen und ist nicht ein Zimmermann geworden, sondern hat ein Europäisches Schiff gekauft, es auseinander nehmen und wieder zusammen setzen lassen, um selbst den ganzen Bau, die Festigkeit und Verbindung aller Theile kennen zu lernen.

Wenn die Zahl der bewaffneten Mannschaft grösser ist, als vormals, so scheint dieser Zuwachs eben nicht unverhältnißmäßig gegen die ebenfalls jetzt vermehrte Anzahl der Unterthanen; auch mag sie wohl nothwendig gemacht werden durch die Gesinnungen des Chinesischen Reichs gegen Tunkin. Die Vermehrung der Auflagen, die bei der Vermehrung der bewaffneten Macht unvermeidlich wird, kann nach der Verbesserung des Ackerbaues und der Ausdehnung des Kunstfleißes das Schicksal des Volks nicht verschlimmern. Die lästiger gewordenen Frohndienste sind nur ein vorübergehendes Uebel, welches hinreichend ersetzt wird durch mehrere nützliche Einrichtungen, welche nun dem Staate Reichthume und Sicherheit gewähren.

Wie viel große Vortheile hat man von der andern Seite diesem Prinzen zu verdanken! Personen und Eigenthum sind nun in größerer Sicherheit, als zuvor. Der Hof ist von der verhaßten Gegenwart der Verschnittenen, und von ihren Intriguen gereiniget. Was durch Auflagen zusammen gebracht wird, ist nicht mehr die Beute der Höflinge, es wird jetzt zum Besten des Staats verwendet. Die Armee, wie auch die Marine, sind völlig neu und weit besser organisirt worden. Mehrere Arten von Anbau, vorzüglich des Arekabaums, des Pfeffers und Zuckerrohrs, sind aufgemuntert; mehrere Manufakturen sind eingeführt oder verbessert worden. Man hat eine aufgeklärtere, weisere und gerechtere Regierungs-Verfassung, als seit langer Zeit zuvor, ob sie gleich bei weitem noch nicht so vollkommen ist, als sie seyn sollte

Völker, die seit mehrern Jahrhunderten eines gegen das andere bewaffnet, und in den letzten 28 Jahren allen Schrecken bürgerlicher Kriege ausgesetzt waren, werden künftig gegen diese Geißel durch die Anerkennung eines und eben desselben Beherrschers geschützt. Dies zusammen genommen beweiset unwidersprechlich, daß die Wiederherstellung des Gia-long auf seinen erblichen Thron, so wie die Ausdehnung seiner Herrschaft über Tunkin, glückliche Begebenheiten für die ihm unterworfenen Länder sind.

Zweites Kapitel.

Allgemeiner Rückblick.

Wenn man nach dem großen Schauspiele, welches die aufmerksame Beobachtung der Völker und der Eigenschaften, wodurch sie sich von einander unterscheiden, darbietet, sie einer gerechten Würdigung unterwirft, so wird man finden, daß es wenige so ungebildete und ohne Ordnung lebende Völker giebt, die nicht in gewisser Rücksicht Lob verdienen, nnd die nicht sogar Völkern, welche für weit gebildeter gehalten werden, zum Muster dienen könnten. Zu dieser Bemerkung giebt die kurze Beschreibung, die wir so eben von Tunkin und den angränzenden Ländern, wie auch von den darin vorgefallenen Begebenheiten gemacht haben, Anlaß.

Wollen wir bestimmen, welchen Rang die Tunkinesen in der Ordnung der Nationen einnehmen müssen, so ist hierzu eine kurze Uebersicht nothwendig, sowohl von den vorzüglichen Gaben, wodurch die Natur sie begünstigte, als von den Unbequemlichkeiten, die sie ihnen auflegte, ferner von ihrer Sittenlehre und von ihren Einsichten. Um noch desto mehr Bestimmtheit in unsere An-

sichten zu bringen, wird hier eine kurze Uebersicht derjenigen Ursachen, welche auf die Eigenschaften und auf das Schicksal dieses Volks gewirkt haben, hier am rechten Orte seyn.

Kurze Uebersicht der natürlichen Anlagen und Produkte.

1) Tunkin ist von der Natur mit mehrern Vortheilen begabt, die daraus eine der glücklichsten Wohnungen auf der Erdkugel machen. Dieses Land genießt einer sehr glücklichen Lage. Tief in der warmen Zone, sind hier der Tag und die Nacht, in Ansehung der Dauer niemals beträchtlich von einander verschieden. Ein heiterer, sehr warmer Himmel, ein hinreichend feuchter und fruchtbarer Boden befördern die üppigste Vegetation. Die trefflichsten Waldungen, die schmackhaftesten Früchte, die nahrhaftesten Pflanzen bieten sich nebst den nützlichsten Thieren fast überall dem Menschen dar. Indessen läßt sich die Natur in diesem Lande, wie in allen, ihre Wohlthaten bezahlen.

2) Der Winter ist freilich aus diesen glücklichen Gegenden verbannt, und man genießt beinahe das ganze Jahr hindurch einen beständigen Frühling, dagegen erfährt man auch zu Zeiten schreckliche Orkane, die gleichwohl nicht so verderblich sind, als die furchtbaren Erschütterungen der Erde, oder die Auswürfe des zerstörenden Feuers.

Wenn in einem Theile Tunkin's und der angränzenden Länder wohlriechende Blumen durch ihren

sanften und wohlthätigen Duft die Luft gesund und angenehm machen, so steigen dagegen in andern Provinzen dieser Länder giftige Dünste aus einer stinkenden Erde empor. Das dem Menschen so nöthige Wasser ist in keinem dieser Länder ein reiner und gesunder Trank, ja in manchen befördert es Krankheiten und sogar den Tod. Hinreichende Gewässer befruchten nicht nur das Land, sondern erleichtern überhaupt das Daseyn der Menschen und ihre Verbindung. Hier giebt es aber Distrikte, wo das Wasser die Erde zur Wohnung des Menschen untauglich macht, und keine Gemeinschaft selbst zwischen nahe gelegenen Ortschaften zuläßt, man müßte dann im Kothe und Moraste gehen. An den Küsten sieht man eine der schönsten Rheden unserer Erdkugel, und einen Fluß, den die größesten Schiffe weit hinauf befahren können; aber ein Theil des inneren Landes, wo keine Wasserfahrt Statt findet, kann seine inländischen Reichthümer nicht ausführen.

3) Unter einer Menge von Gewächsen, wovon die meisten wohlthätig und köstlich sind, befinden sich einige schädliche und tödtliche. Ein Theil der angenehmen Thäler, die einen reizenden Aufenthalt darbieten, sind zwischen dürren Bergen eingeschlossen, welche einen traurigen Kontrast gegen den herrlichen Anblick ausmachen. Einige von diesen Bergen hemmen die Gemeinschaft zwischen diesen Thälern, andere sind wieder senkrecht abgeschnitten, so daß man sie nur sehr schwer besteigen kann.

4) Man darf annehmen, daß die gegen Abend liegende Küste der Halbinsel jenseits des Ganges reicher ist, als die gegen Morgen, wo Tunkin liegt, weil sich auf letzterer nicht, wie auf jener, edle Steine finden. Indeß ist Tunkin dafür hinreichend entschädigt, weil es fast alle Metalle, Gold, das am meisten geschätzt wird, und Eisen, das wegen seines reellen und ausgebreiteten Nutzens am schätzbarsten ist, in dem größesten Ueberflusse und in der größesten Reinigkeit enthält. Tunkin hätte sich daher in Rücksicht des Mineralreichs gar nicht zu beklagen, fehlte ihm nicht eins der wichtigsten Minerale, die Steinkohlen.

5) Die erste Stelle unter den Produkten des Pflanzenreichs nehmen die nährenden Pflanzen ein, weil sie den dringendsten Bedürfnissen abhelfen. Tunkin hat hieran einen großen Ueberfluß, und zwar von vorzüglicher Güte, zum Beispiele den Reiß, der leicht zu verdauen und dessen Bau nicht den Unbequemlichkeiten und Gefahren, wie in den gemäßigten Zonen, ausgesetzt ist. Der Reiß in Tunkin wird für den besten in Asien gehalten: doch giebt er bei aller seiner Vortrefflichkeit nicht so viel Kraft, als andere Arten von Nahrungsmitteln.

Der Mais wird mit gutem Erfolge gebauet. Seine Frucht ist reichlich und sein Wachsthum so schnell, daß man in einigen Gegenden jährlich zwei Aerndten davon erhält: aber einige Naturkenner behaupten, daß dieses Korn schwer zu verdauen sey.

Dieses Land bringt auch Kartoffeln und Pataten (Convolvulus Batatas *L.*) hervor. Sie liefern eine gesunde, aber wäßrige und wenig stärkende Nahrung; das ist ein Fehler, der durch die Auflösung und Erfahrung bewiesen wird: denn zur Zeit der Noth geht man von dem Genusse anderer Gewächse zu diesem über, worauf man Verminderung der Kräfte verspürt; und wenn man Menschen bei dem Genusse derselben noch stark und fest sieht, so ist zu bemerken, daß sie noch andere Nahrungsmittel, als Milch und Butter darunter mischen, welche in diesen Ländern nicht gebräuchlich sind *).

Keine von diesen Pflanzen kann aber den Waizen, das erste von den nährenden Getraidearten, ersetzen. Freilich vermehrt sich dieses Korn nur 12 bis 15fältig, da hingegen der Reiß 40 und der Mais 25fältige Frucht trägt: übrigens kann es, da es lange Zeit in der Erde bleibt, nicht wie der Reiß und Mais zwei Aerndten in einem Jahre liefern. Auf einer gleichen Erdfläche schafft es nicht so vielen Nahrungsstoff, als der Reiß, Mais und Kartoffeln **), da es aber meh-

*) Auch die Irländer sollen deßhalb schwächer seyn als die Engländer, da die ersteren fast ausschließlich nur Kartoffeln genießen.

D. V.

**) Erfahrne Oekonomen behaupten, daß ein mit Kartoffeln bepflanztes Feld fast vier Mal so viel Früchte trägt, als wenn es mit Getraide besäet wäre, und daß ein mit Reiß besäetes Feld noch mehr bringt.

rere Theile enthält, die etwas von der thierischen Substanz an sich haben, schafft es eine kräftige und stärkende Nahrung; da überdies das Mehl davon, mehr als von einem andern Korne, ein starkes Backen erträgt, erhält es sich länger und kann allein auf langen Reisen ein sicheres Nahrungsmittel abgeben.

6) In Absicht der großen Produkte des Pflanzenreichs braucht Tunkin andere Länder gar nicht zu beneiden. Die schätzbarsten Bäume sind, wie die Pflanzen, diejenigen, welche am meisten zur Nahrung des Menschen beitragen, und die außerdem zu mehrern Bedürfnissen dienen. Diese Brauchbarkeit findet sich in höherem Grade bei der Eiche, dem Kastanienbaume, dem Brodbaume, dem Palmbaume und dem Bambus.

Tunkin ist für den Mangel des Brodfruchtbaums sehr vortheilhaft durch den Besitz des Palmbaums und Bambus entschädigt. Wir sahen, daß der Kokosbaum, der zum Geschlechte der Palmbäume gehört, sowohl die Bedeckung der Häuser und das Hausgeräthe verschafft, wie auch zugleich ein angenehmes Getränk und eine gute, obgleich nicht hinlängliche, Speise gewährt. Der Dattelnbaum, eine andere Art von Palmbaum, giebt eine angenehmere und derbere Frucht, und man versichert, daß sie die einzige Nahrung einiger Horden von Negern an der östlichen Küste von Afrika und einiger Beduinen in der großen Arabischen Wüste sey. Hierzu kommt noch, daß der Dattelnbaum einen sehr schnellen Wachsthum hat, daß er nach Verlauf von

drei Jahren schon Früchte liefert, und in sieben Jahren seine Vollkommenheit erreicht *). Der Bambus gehört stets zu den größten Wohlthaten der Natur; und für Tunkin giebt es keinen andern Baum von höherem Werthe, sowohl in Rücksicht seines schnellen Wachsthums, als auch der nährenden Theile, die er enthält, und seiner Brauchbarkeit wegen zu sehr vielen Arten von Werkzeugen und Geräthschaften. Was das Thierreich anbetrifft, so scheint Tunkin von der Natur weniger begünstiget zu seyn. Die Thiere, die man als die nützlichsten für den Menschen anerkennen muß, sind der Ochs, der Elephant, das Kameel, das Lama und das Rennthier.

Den Ochsen hat Tunkin mit den meisten übrigen Theilen der Erde gemein. Aber der Elephant ist besonders in Cochinchina von der trefflichsten und stärksten Rasse.

Das in so vielen Hinsichten dem Menschen wichtige Kameel fehlt zwar bis jetzt in Tunkin, allein es wäre leicht es hier einzuführen, und würde dem Lande von großem Vortheile seyn **).

*) Der Verf. sagt aber nicht bestimmt, ob der Dattelnbaum in Tunkin einheimisch ist.

D. H.

**) Da das Llama, oder Peruanische Schaf-Kameel in Tunkin ebenfalls fehlt, und das Rennthier wegen des Klima's von Tunkin von Natur fehlen muß, so schien es durchaus überflüssig, die hier zwecklose Beschreibung des Verfassers von diesen drei Thierarten beizufügen.

D. H.

Tunkin leidet sehr durch mehrere Arten von Raubthieren. Hierunter nimmt der Tiger den obersten Platz ein. Man ist vor diesem schrecklichen Thiere oftmals kaum innerhalb der Mauern sicher. Auch findet man in den entfernten wüsten Gegenden nicht nur wilde Hunde, sondern selbst sehr furchtbare wilde Ochsen und Büffel.

8) Wenn man von der Beobachtung dessen, was die Natur für den Tunkinesen gethan hat, zu der Beobachtung dessen, was er selbst für sich gethan hat, übergeht, so zeigt sich Folgendes. Der Getraidebau selbst ist noch sehr unvollkommen, dagegen wird viel Fleiß auf den Anbau anderer nützlicher Pflanzen verwendet. Von eigentlichen Bergbau oder Minen findet sich fast keine Spur. Die Fischerei ist zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, die Kunst der Schifffahrt ist selbst in ihren hauptsächlichsten Theilen mangelhaft. Die Manufakturen zeichnen sich zwar im Nachahmen aus, zeigen aber keine Spur von eignem Erfinden, und beweisen nur große Geschicklichkeit in Handarbeiten. Die Metalle versteht man eben so wenig zu schmelzen und zu verarbeiten, als sie zu Tage zu fördern. Geschmack an den schönen Künsten fehlt gänzlich; glücklicher Weise verliert man hierdurch nur einige Annehmlichkeiten des Lebens. Der auswärtige Handel ist sehr beschränkt, er ist gänzlich in den Händen von Fremden, und zwar nur von zwei Nationen; indeß kann der innere Reichthum die Verbindungen mit dem Auslande entbehrlich machen.

9) Beurtheilt man diese Nation nach ihren Sitten, so flößt sie Hochachtung und Interesse ein. Man sieht bei ihr mehrere gesellige Tugenden, Güte, Sanftmuth, Gefälligkeit, Treue in Verträgen, Abneigung gegen Vergießung des Menschenbluts, Mitleiden und Großmuth beim Unglück. Hat sie sich gleich während der wüthenden Bürgerkriege oftmals der schrecklichsten Gräuel schuldig gemacht, so findet man dennoch bei ihr, vorzüglich in den Provinzen, welche einer guten Policei genießen, große Rechtschaffenheit und Sanftmuth. Diese Sittlichkeit wird noch durch die National-Religion verstärkt, welche bei allen ihren Abgeschmacktheiten die Laster unterdrückt und die Tugend befördert. Sie bewirkt dies weit kräftiger, als die Religion der Gelehrten, welche bei wenigerem Aberglauben und mehr Vernunftmäßigkeit dennoch geringeren Einfluß auf die Handlungen des Menschen hat.

10) Die Würdigung der Einsicht, des Verstandes einer Nation ist weit schwerer, als die Würdigung ihrer Sittlichkeit. Jene ist eine verwickelte Aufgabe, deren Auflösung die Schätzung des Mittelzustandes (medius terminus) der Fähigkeiten einer Menge von Menschen erfordert. Unter allen lebendigen Geschöpfen ist der Mensch dasjenige, wobei sich die Einzelnen in ihrem Baue und ihrer physischen Einrichtung am wenigsten, am meisten aber in der Stärke und Ausdehnung der Geistesfähigkeiten unterscheiden *); und diese Ungleichheit, die

*) Uebrigens ist doch ebenfalls die körperliche Verschiedenheit unter den Menschen nicht geringe. Man vergleiche nur einen

von dem inneren Bau abhängt *), wird noch größer durch die Ausbildung des Verstandes.

In Laos und Tsiampa giebt es solche Wilde, deren Verstandeskraft mehr Aehnlichkeit mit dem Triebe der Thiere, als mit den Fähigkeiten eines gelehrten Tunkinesen hat; wiewohl diese Gelehrten noch weit entfernt von den erhabenen Genies sind, welche die Welt aufgeklärt haben.

Der Gegenstand der Ideen, ihre Abstraction und Allgemeinmachung machen die Eintheilung unter den verschiedenen denkenden Wesen, und dadurch findet sich das Verhältniß des Nationalgeistes. Es giebt Nationen, deren Begriffe nicht weiter, als ihre Sinne hinausreichen. Von dieser Art sind die meisten wilden Horden. Diejenigen Nationen, welche einigen Anstrich von Bildung haben, sehen nicht etwa bloß das Materielle der Gegenstände, sondern auch ihre Verhältnisse, und durch verständige Entwickelung dieser Gegenstände bilden sie Arten, und aus diesen Arten Gattungen, und tragen ihre Gedanken zu dem Unkörperlichen über. Dies war der Fall in Europa, als die nordischen Barbaren die mittäglichen Länder überschwemmt hatten, vom fünf-

Pescheräh mit seinem Nachbar, dem Patagonen, oder auch, Einzelnen zu reden, einen Schwächling mit einem Milo von Krotona.

D. H.

*) Wenigstens zum Theil.

D. H.

ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an bis zum sechszehnten. In die höhere Klasse der Nationen muß man diejenigen rechnen, welche durch ein stärkeres Abstrahiren und eine größere Verdeutlichung der Begriffe in das Wesen der Dinge dringen, und aus einer Menge von wirklichen Wesen ein eingebildetes Wesen schaffen, das den andern zum Muster dienen kann; die sich von Thaten zu den Grundursachen erheben, von dem, was da ist, auf das schließen, was künftig da seyn wird, das Reich des Denkens erweitern und das Mögliche nebst dem Wahrscheinlichen der Beurtheilungskraft, der Berechnung, der Vergleichung und dem Nachsinnen unterwerfen. Dies sind die Nationen, die jetzt unter dem menschlichen Geschlechte obenan stehen.

Unter diesen verschiedenen Klassen von Nationen kann die Tunkinesische nur einen mittleren Rang einnehmen, der durch die Wirksamkeit ihres Verstandes und daher entstandenen Früchte bezeichnet wird. Das Gedächtniß ist bei ihr mehr, als die Beurtheilungskraft beschäfftiget. Man findet ferner dort mehr Witz, als tiefes Nachdenken; größeres Fortschreiten in dem Vortrage der Ideen und in der Literatur, als in der Untersuchung der Wahrheit und der Grundlehren, und wenige Kenntnisse in den beiden höchst nützlichen Wissenschaften, in der Chemie und Mechanik. Man verdankt dem Tunkinesen keine einzige von den Entdeckungen, die den Kreis menschlicher Kenntnisse erweitert haben. Fast alle seine wissenschaftlichen Begriffe sind von Anderen entlehnt. Selten verstand er den möglichsten Nutzen

heraus zu ziehen, und sie zur Bestimmung der Dinge anzuwenden.

11) Indessen sind Tunkins politische und moralische Einrichtungen als Produkte des menschlichen Verstandes gar nicht zu verachten. Die Regierung, die zwar wie fast allenthalben in Asien, despotisch ist, verstattet Einschränkungen, welche wenigstens gesetzmäßig die höchste Gewalt mildern. Obgleich diese Gewalt bei der sehr großen Kriegsmacht und bei dem Rechte Auflagen zu machen, wirklich unumschränkt ist, so wird doch dieser Despotismus nicht nur durch die sanften Sitten, sondern auch durch die bürgerlichen Verfassungen gemildert, wovon einige an Demokratie gränzen, vorzüglich aber durch das Recht des Gerichthaltens, und sogar der Gesetzgebung, welches die Gemeinden über ihre Mitglieder haben. Im Bürgerstande genießt der Mensch persönliche Freiheit, ein durchaus nothwendiger Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung, welcher selbst in manchem höher ausgebildeten Staate verkannt wird. Die meisten Gesetze waren auf weise Grundsätze gestützt und gaben der Billigkeit den Vorzug, wenn die Erhaltung der Gerechtigkeit nicht langwierig und kostbar war; zuweilen wird sie freilich durch Partheilichkeit oder feile Bestechung verändert.

12) Wenn man die Tunkinesische Nation gehörig würdiget, so steht sie offenbar den Europäischen Nationen nach; wenn man nicht vielleicht die Türken ausnehmen wollte, welche in Absicht der Religion, Regierungs-

-form, Gesetze, Gebräuche und Sitten ihren Asiatisch Ursprung verrathen. Auch sind die Tunkinesen we über die Nationen des nördlichen Asiens und no mehr über alle Afrikanischen erhaben; sie sind es auch üb die Amerikanischen, nämlich so wie diese waren, ehe s durch die Verbindungen mit den Europäern ein ander Gepräge annahmen.

13) Bei dem Tunkinesen glaubt man den Europäer des 12ten und einiger folgenden Jahrhunderte, wie auch die damaligen Meinungen, Sitten und Gebräuche wieder zu sehen; einen Staat, der zwischen Despotismus und Anarchie wankte, eine abergläubische Religion, mehr Anhänglichkeit an dem Aeußerlichen derselben, als an ihren Lehren; die Gemeinden stolz auf die Macht ihrer Schutzgeister, wie die Europäischen Gemeinden auf die Heiligkeit ihrer Patronen; den Glauben an Sterndeuterei; Magie an der Stelle der Arzeneikunde; den großen Schrecken, den die Zauberei einflößte; Vorurtheile an der Stelle der Grundsätze; einen Kunstfleiß, der nur die Gewohnheit zur Führerin hatte; fast gar keinen Handel; Seeleute, die es nicht wagten, sich von der Küste zu entfernen; in den Schlachten Bogen, Pfeile und Flinten mit Lunten. Die beherzten Tunkinesen, die vor 40 bis 50 Jahren außer den Gliedern fochten und allein Bataillons angriffen, glichen nicht wenig den sogenannten Eisenfressern oder Bravos.

14) Man hat geglaubt, bei den Tunkinesen und Cochinchinesen eine besondere Aehnlichkeit mit einer be-

rühmten Europäischen Nation in Absicht ihrer Lustigkeit, ihres Geschmacks am Vergnügen, Empfindbarkeit, Neigung zum Umgange, Anlage sich dem Fremden mitzutheilen, Freimüthigkeit im Reden und Betragen und eines hervorstechenden und heftigen Muthes zu finden; und die Engländer, welchen diese Aehnlichkeiten auffielen, haben die Tunkinesen und Cochinchinesen die Franzosen der Halbinsel jenseits des Ganges genannt.

15) Der Tunkinese trägt das Gepräge des Indiers an sich, in Absicht seines Aberglaubens, seiner Meinungen, Gebräuche, Einrichtungen, seiner Hochachtung und Anhänglichkeit an alles was alt ist; indessen zeigt sich bei ihm der Gesellschaftstrieb weniger heftig, als bei den meisten Indiern, dagegen ist er desto mehr dem Vergnügen des Tisches ergeben. Sehr eigen bei den Auszeichnungen, welche in der Gesellschaft den Rang bestimmen, besitzt er doch nicht die unsinnige Eitelkeit des Hindus, der durch seine Kasten und ihre Absonderung unter den Menschen so große Unterschiede festsetzt, daß er aus dem Menschengeschlecht mehrere Arten zu machen scheint.

16) Wenn wir unsere Vergleichungen auf der indischen Halbinsel jenseits des Ganges und den Inseln des Südmeers, die nicht weit davon entfernt sind, kurz zusammenfassen, so erkennen wir leicht den Vorzug des östlichen Theils dieser Halbinsel vor dem westlichen Theile. Die Tunkinesen und Cochinchinesen sind in ihren Kennt-

wissen und ihrer Ausbildung weiter fortgeschritten, als die Einwohner der Reiche Arracan, Ava, Pegu, Siam, Malacca, der Insel Macassar und anderer Inseln. Der Kontrast zwischen der Armuth des Volks und der Pracht des Beherrschers ist weniger auffallend. Wir haben schon gesehen, daß der Erdboden dieses östlichen Theils Producte von größerm Nutzen liefert. Wir können noch hinzufügen, daß der Acker dort besser angebauet ist, und daß man daselbst nicht so viel fruchtbares Land gänzlich öde und unbenutzt findet. Obgleich die Künste in Tunkin und Cochinchina noch nicht weit fortgeschritten sind, werden sie doch besser geübt und verstanden. Wenn der Lauf des Handels in diesen Ländern offen wäre, so würde er einträglicher werden, als in Siam, wovon Frankreich in dem 18ten Jahrhunderte eine sehr vortheilhafte Meinung gefaßt hatte. Man hat aber eingesehen, daß dieses Land wenige Sachen zur Ausfuhr und noch wenigere zu seinem Verbrauche zu verlangen habe.

Der Tunkinese ist nicht auf eine so knechtische und dumme Art abhängig, als die Völker in Java, welche ihren Königen göttliche Ehre erzeigen. Er ist nicht so abergläubig, als die Einwohner von Arracan, welche sich bei feierlichen Prozessionen aus Ehrfurcht gegen ihre Götzen, unter die Wagenräder werfen. Er ist gesitteter als die Bewohner von Pegu, bei welchen sich die Mädchen für Geld preisgeben, ohne daß ihre Schändung sie verhindere, nachher eben so leicht Ehemänner zu finden, als wenn sie tugendhaft geblieben wären. Er hat nicht

die ausschweifenden Begriffe, wie die Siamesen, die nicht nur an eine Seelenwanderung glauben, sondern auch die Geschichte der nach und nach auf einander folgenden Wanderung einer Seele aus den verschiedenen Körpern in andere zu kennen vorgeben. Er ist nicht so roh, wie der Malaye, und verwechselt nicht, wie der Einwohner von Makassar und einigen Inseln des Südmeers den Muth mit der Wuth und setzt seine Ehre nicht darin, keinen Pardon zu geben und anzunehmen, oder auch nur deshalb zu morden, weil er glaubt, alle die von ihm getödteten würden ihm in einer andern Welt dienen.

17) Da der Tunkinese von dem Chinesen herstammt, ist es besonders wichtig zu bemerken, worin er ihm gleiche und worin er sich von ihm unterscheide. Die zu häufig gepriesene chinesische Nation, verdankt vielleicht das übertriebene Lob der Ehre und den Vorzügen, die sie den Wissenschaften eingeräumt hat. Man hat uns von dieser Nation Züge mitgetheilt, welche große Bewunderung erregen und andere Züge, welche sie verächtlich und verhaßt machen können.

Die Chinesen und Tunkinesen kommen mit einander in ihrer Religion, ihren politischen Einrichtungen und in mehreren ihrer Gewohnheiten und Sitten überein.

Warum muß nun aber bei diesen beiden, sonst achtungswürdigen Staaten der Stock ein Werkzeug der Regierung seyn? Und warum vermag man nicht die Vernunft und die Ehre an die Stelle des physischen Schmerzens zu setzen?

Was das chinesische Volk auszeichnet, berühmt macht und in vieler Absicht über die Tunkinesen erhebt, besteht in einer so großen Mäßigung in seinem Benehmen, daß sogar die Schwierigkeiten, die bei gemeinen Leuten vorfallen, ohne Gewaltsamkeit, und mit Feinheit behandelt werden. Ferner zeichnet es sich aus durch Kenntnisse, welche selbst früher als in Europa vorhanden waren; die aber seit vielen Jahren nur auf demselben Punkte stehen geblieben sind; in Betreibung des Kunstfleißes und einer Geschicklichkeit der Hände, worin ihm fast kein anderes Volk gleich gekommen ist *); in dem Bau einer großen Menge bewundernswürdiger und nützlicher Denkmähler; z. B. einer Mauer von der größten Ausdehnung, zu einer Zeit errichtet, wo man noch keine andere Art kannte, die Gränzen des Staates zu befestigen; ferner dadurch, daß eine Menge von Flüssen, in ihrem Flußbette erhalten und genöthigt werden, einen dem Handel günstigen Lauf zu nehmen; und durch Kanäle, die von einem Ende des Reichs bis zum andern die Gemeinschaft im Lande befördern. Aber ein weit über jeden andern erhabener Ruhm der Chinesen ist der, daß diese Nation, nachdem sie von den Tataren unterjocht worden, über letztere den ruhmvollen Triumph errungen hat, diese Sieger, ihren eigenen Gesetzen und Sitten unterworfen zu sehen.

Was soll man aber auf der andern Seite von einem Volke denken, das in mehreren Hinsichten die Menschlich-

*) Die Chinesen werden dennoch hierin weit von den Hindus übertroffen. D. H.

keit, theilnehmendes Gefühl, Gerechtigkeit, öffentliche Ordnung, Sittlichkeit und jede Art von Edelsinn aus den Augen setzt?

Alle Reisenden und Schriftsteller, die den Chinesen am besten kennen gelernt und beschrieben haben, bezeugen, daß er großprahlend, niederträchtig, eigennützig, demüthig, kriechend und fähig sey, jede Art von Erniedrigung zu ertragen, sobald er einigen Vortheil davon ziehen kann. Die widernatürliche Liebe hat in diesem Lande viele Anhänger und wird weder durch Gesetze gestraft, noch durch die öffentliche Meinung gehemmt.

Die Anzahl der Verschnittenen ist sehr groß und die Zahl der religiösen Ehelosen beläuft sich, wie man behauptet, auf eine Million.

Die Frauenzimmer, in andern Ländern die Zierde und das Leben der Gesellschaft, sind in das Innerste ihrer Häuser verwiesen; höchstens geben ihnen dringende Geschäfte des Haushalts die Erlaubniß, sich zuweilen zu zeigen. Diejenigen, welche wegen ihres Vermögens nicht verbunden sind, für ihren Unterhalt zu sorgen, werden durch Einklemmung, oder körperliche wahre Verkrüppelung der Füße noch entschiedener eingekerkert.

Die Gewalt des Ehemannes ist unbeschränkt; er darf im Zorne seine Frau ungestraft tödten. Das Gefühl der Aeltern gegen die Kinder, ein Gefühl, welches sogar dem Thiere eigen ist, wird auf die grausamste Weise verletzt. Sehr viele eben geborne Kinder werden sich selbst überlassen und oftmals findet man sie des Morgens mitten in den Straßen ausgesetzt, wo sie von den Fuhrwerken

zerquetscht, oder von Hunden und Schweinen gefressen werden.

An den Heerstraßen und Ufern der Kanäle sieht man Kranke, oft selbst mit dem Tode Ringende liegen, ohne daß ihre Lage bei den Vorübergehenden Mitleiden erregt.

Bei dieser so gepriesenen Regierung ist das wesentlichste Recht des Menschen, die Freiheit, gar nicht gesichert und die Sclaverei durch Gesetze geheiligt.

Dieses Volk sieht sich oftmals bei dem Besitze eines fruchtbaren Bodens der Hungersnoth ausgesetzt, die dann fast jederzeit von Empörungen begleitet wird. Ungeachtet der großen Gewalt des Kaisers ist seine Regierung so schwach und die Policei so wenig wachsam, daß der größte Theil des Reichs von Räubern geplagt wird, die in einigen Gegenden furchtbare Rotten bilden, das Land ausplündern und sogar feste Städte belagern und einnehmen; und ob man sie gleich seit einigen Jahren kraftvoller zurück hält, so sind sie dennoch so zahlreich, daß jährlich 30 bis 40,000 derselben gehangen werden!

Eben so wenig sind die Küsten sicher. Das Meer ist mit Seeräubern bedeckt; einige ihrer Fahrzeuge führen bis auf 20 Kanonen, und vereinigt haben sie mehrmals der kaiserlichen Seemacht die Spitze geboten. Diese Seeräuber beunruhigten auch die Küsten von Tunkin und Cochinchina; seitdem aber die bürgerlichen Kriege aufgehört haben, wagen sie es nicht mehr, sich in diesen Gegenden zu zeigen.

Die Mandarinen, die Statthalter der Provinzen,

mißbrauchen ihre Gewalt bis zu einer in Europa kaum glaublichen Unverschämtheit. Dagegen sieht es bei den Tunkinesen, wenn gleich dem Ursprunge und dem Aeussern nach den Chinesen ähnlich, weit anders aus. Bei ersteren findet man mehr Redlichkeit in den Gesinnungen, mehr Freimüthigkeit im Reden, mehr Treue in den Verträgen und mehr Muth im Treffen. Tunkin ist nicht so oft und schrecklich der Hungersnoth ausgesetzt, und leidet nicht so von herumziehenden Räubern. Die Mandarinen können hier nicht unbestraft die schreiendsten Ungerechtigkeiten begehen. Die widernatürliche Wollust ist unbekannt; das weibliche Geschlecht wird nicht unterdrückt, noch das väterliche Gefühl erstickt. Das Unglück findet daselbst theilnehmende Herzen. Wenn der Chinese einen Vorzug an Einsicht und Kunstfleiße hat, so übertrifft ihn dagegen der Tunkinese in Hinsicht der Sitten.

19) Aus der Uebersicht der Eigenschaften, Fehler, Tugenden, Laster, Einrichtungen, Kenntnisse und Künste der Tunkinesen, aus der Vergleichung des Guten, das ihm sein Boden und sein Himmel darbietet, mit den Uebeln, denen er ausgesetzt ist, aus der Zusammenstellung seiner Fähigkeiten und seines Schicksals mit den Fähigkeiten und Schicksalen anderer Völker erhellet, daß Tunkin ein von der Natur sehr reichlich begabtes Land ist, dessen Einwohner jedoch nicht ohne Beschwerden und Gefahr leben; daß das Tunkinesische Volk unter einer despotischen Herrschaft stehe, die aber gewöhnlich nicht tyrannisch ist; daß dieses

Volk frei von Schwärmerei, wiewohl nicht vom Aberglauben und von falschen daraus herfließenden Begriffen sey; daß es zwar in vieler Hinsicht wichtig und schätzbar sey, aber nur geringe Fortschritte im Denken und Kunstfleiße gemacht habe und noch ein Neuling in den vorzüglichen Grundsätzen der Policei und der Regierungskunst sey; daß es endlich wegen dieser Vortheile und ungeachtet seiner Mängel einen ausgezeichneten Rang unter den Asiatischen Völkern behaupte und also eins von denen sey, womit die Europäer in Verbindung zu kommen suchen müssen.

Rückblick auf die Ursachen des jetzigen Zustandes von Tunkin.

1) In Tunkin ist, so wie in andern Ländern das Klima der vorzügliche Bildner und Regierer des menschlichen Geschlechts *).

2) Während daß in den sehr kalten Gegenden die Eßlust bis zur Gefräßigkeit getrieben und das Trinken starker Getränke für den angenehmsten Genuß gehalten wird; während daß in heißen Ländern der Trieb zur Vereinigung der Geschlechter bis zur Wuth übergeht, und das stärkere Geschlecht die Treue des schwächern nur

*) Der Verfasser wiederholt nun in einer sehr langen Note die bereits so oft gesagten und daher sehr bekannten Gründe für die Einwirkung des Klima's auf die Thiere und den Menschen, ohne indeß die dagegen zu machenden Einwürfe beizubringen, daher dürfen wir dem Leser diese Note ersparen. D. H.

allein durch Einsperrung gesichert glaubt, so sind in Tunkin, dessen Klima zwischen zu großer Hitze und zu großer Kälte das Mittel hält, die Weiber frei, ohne daß ihre Sitten gänzlich ungebunden bleiben. Statt des Uebermaßes in Essen und Trinken wird hier der Genuß der Tafel durch Aufwand verfeinert.

3) Die feuchte, sanfte und warme Witterung, welche die Nerven und den Körper überhaupt erschlafft, dehnt auch ihren Einfluß auf die Fähigkeiten des Leibes und der Seele aus; die Ruhe hat hier viel Anziehendes. Man überläßt sich nur höchstens der durchaus nothwendigen Bewegung. Das Nachdenken ermüdet, und gewöhnlich sind die Neigungen sanft. Ein solches Volk ist frei von der aufbrausenden Hitze, welche so viele andere Völker in der Thätigkeit erhält, woraus öftmals bald große Thaten, bald große Verbrechen entspringen.

4) Der Hang zur Unthätigkeit, den das Klima hervorbringt, wird noch durch den Gebrauch der warmen Getränke befördert.

5) Indessen sind die Einwohner dieses Landes durch Aufbürdung der mühsamen Frohndienste und durch die Nothwendigkeit, schwere Steuern abzutragen, zur Thätigkeit aufgefordert, und die innerlichen langen Kriege zwischen Tunkin und Cochinchina haben jeden waffenfähigen Menschen genöthigt, sich an die Thätigkeit des Soldatenlebens zu gewöhnen. Wenn die Bedürfnisse und die Befehle der Regierung nicht zur Thätigkeit antreiben, so thun dies die Leidenschaften. Freilich sind diese bei den

Tunkinesen nicht sehr lebhaft, indeß ist bei ihnen dennoch die Eitelkeit sehr groß; und sonderbar genug äußert sich diese bei ihnen vorzüglich in dem Verlangen nach einem prächtigen Leichenbegängniß!

6) Ein anderes Hinderniß bei dem Fortschreiten der Nation in den Wissenschaften, ist die viel zu lange Zeit, welche hier aufgewendet wird, um Lesen und Schreiben zu lernen *).

7) Noch größere Hindernisse legen aber der schnelleren Entwickelung und Cultur der Tunkinesen in den Weg, die Abgötterei und der Despotismus.

8) Endlich erschweren viele, der zuvor umständlich angezeigten Gewohnheiten und Sitten die schnelleren Fortschritte in Künsten und Wissenschaften. Hierzu trugen aber die häufigen inneren Kriege der beiden, gegenwärtig vereinigten Länder Tunkin und Cochinchina gegen einander, sehr viel bei. Denn dadurch wurden nicht bloß die Länder verödet, und der Ackerbau, die Manufacturen und Künste stockten, sondern der Haß der einen Nation gegen die andere, ja der einzelnen Provinzen, welche ohnehin durch das Klima von einander abwichen, nahm dadurch zu, und auf diese Weise ward alles Gute, wo nicht erstickt, doch in seinem Wachsthum außerordentlich zurückgehalten.

*) Offenbar liegt, wie in China, hier der Fehler an der Sprache selbst. D. H.

Drittes Kapitel.

Aussicht in die Zukunft.

1) Die Veränderungen der Oberfläche unserer Erde haben, ohne Widerrede, einen bedeutenden Einfluß auf das Schicksal der Völker, auf ihre weitere Vervollkommnung und auf das Erweitern oder auch Vermindern ihrer Gewerbe und ganzen Cultur.

Gallien, und vorzüglich Teutschland haben, seit der Abnahme der dortigen Sümpfe und dichten Waldungen, wodurch das Klima dieser Länder sehr gemildert ward, außerordentlich an Volksmenge zugenommen, dahingegen mehrere Ortschaften, welche in den ältesten Zeiten an großen Flüssen gelegen waren, theils durch die veränderte Richtung der Flüsse, theils auch durch die Verschlämmung der Mündung, bald einen Zuwachs, bald aber eine beträchtliche Abnahme ihres Handels und ihrer Industrie erlitten.

Diese auf lange Erfahrung gegründeten Sätze lassen sich ebenfalls auf Tunkin anwenden. Am auffallendsten bewähren sie sich bei mehreren, am Meere gelegenen Provinzen dieses Reichs.

2) Es ist nämlich jetzt ziemlich allgemein zugestanden, daß das Meer sich an einigen Küsten weiter zurückzieht, während es dagegen an andern weiter vorwärts, also landeinwärts tritt. Dort vermindert sich mithin das Land, hier hingegen nimmt es an Fläche zu.

3) Ob nun diese Ab- und Zunahme genau einander die Waage halte, scheint bis jetzt deshalb unbestimmbar zu seyn, weil wir die Küstenländer aller Welttheile in dieser Hinsicht bei weitem noch nicht hinreichend kennen.

4) In Ansehung der Anwendung obiger Sätze auf Tunkin, so ist es bekannt, daß das Meer an den Küsten von Tunkin viel verliert, und dies ist eine Folge eben der Ursache, welche gleichfalls große Theile an der Chinesischen Küste nach gleicher Richtung vom Wasser befreiet hat. Wenn das Meer in einige Theile von Tunkin etwas tiefer eingedrungen ist, so ist dagegen das Zurücktreten desselben in andern Gegenden weit beträchtlicher; und ohne Einfluß von dem Rückzuge des Meers bringen die zahlreichen Flüsse, welche Tunkin durchströmen, zu ihrer Mündung eine Menge Schlamm, der von Jahr zu Jahr mehr Festigkeit annimmt, und endlich ein dichtes Erdreich bildet. Hieraus folgt, daß sich Tunkin vergrößern muß und daß die Gegenden, welche jetzt die Küsten bilden, sich vom Meere entfernen.

5) Gehen wir von der Beobachtung des Natürlichen zu der des Sittlichen über, so bietet sich eine große und wichtige Aufgabe zur Auflösung dar. Darf man erwarten, daß der Mensch in Tunkin besser werden wird, als er

sonst gewesen ist? Hier scheint es nicht unbillig, von dem Allgemeinen auf eine einzelne Nation zu schließen. Tugenden und Laster sind auf der ganzen Erde in stetem Wechsel; und die meisten Nationen waren zu verschiedenen Zeiten ehrwürdig durch große Eigenschaften und verhaßt durch große Verbrechen. Indessen muß man doch zugeben, daß im Ganzen bei dem menschlichen Geschlechte, die einzelnen und fast gleichzeitigen Revolutionen abgerechnet, ein allgemeines Streben nach einer besser eingerichteten politischen Verfassung, nach sansteren Sitten und ein stets wachsendes Gefühl von den Rechten des Menschen bemerkbar ist. Die schändliche Leibeigenschaft, worin sich vor Alters die meisten Einwohner von Europa befanden, ist fast gänzlich abgeschafft. In Afrika sind die Regierungen nicht mehr so blutdürstig *). Der Tyrann von Marokko, der grausamste von allen Despoten, hat eingesehen, daß er, wenn er Menschen tödtet, an Unterthanen und Tribut verliert. In Indien hat sich, ungeachtet der Unveränderlichkeit der Meinungen und Gebräuche, ein Theil der Menschen von der niederen Stufe, wohin sie gerathen war, ein wenig erhoben. In Koromandel erregen die Parias und in Malabar die Pulichis nicht mehr so vielen Abscheu, seitdem die Europäer sie zu ihren Arbeiten gebraucht und seitdem die Christen diejenigen von ihnen, die das Christenthum angenommen, in ihre Kirchen

*) Dies ist nur äußerst beschränkt wahr; die kleinen Afrikanischen Fürsten mißhandeln, in unsern Zeiten, ihre Unterthanen und noch mehr ihre Feinde, mit eben so vieler Grausamkeit und Blutdurst als vormals.

D. H.

gelassen haben *). Allenthalben, wo die Bildung zunimmt, wenn es da auch nicht weniger Fehler giebt, trifft man dann oft wegen der Hindernisse, die eine wachsame Policei entgegengestellt hat, weniger Verbrechen an. Die Beschreibungen, welche wir von den Sitten und der Verfassung Tunkin's haben, zeigen, daß unter den Asiatischen Staaten Tunkin nicht am langsamsten in der Verbesserung fortschreite.

6) Die Wahrheit macht, ihrer Natur nach als die wichtigste und nothwendigste Triebfeder zur Bildung der Sitten, beständig Eroberungen, und die alten Mißbräuche dieser Wahrheit werden unterdrückt. Die Abgötterei verliert jährlich von ihrem Gebiete, unterdessen daß das Christenthum, welches den Geist zu abgesonderten und erhabenen Ideen erhebt, sich täglich verbreitet, tugendhafter und helldenkender macht. Die Türkische Religion, die den Geist zwar nicht so erhebt, doch ein dem Menschen würdigerer Glaube ist, als der Götzendienst, entzieht diesem auch Anhänger **). Der Aberglaube gilt nicht mehr so

*) Auch hierin geht der Verf. zu weit. Die höheren Kasten der Hindus verachten die hier aufgeführten niedrigsten Volksklassen nicht minder, als vor 1000 Jahren; nur haben die letzteren durch die nähere Verbindung mit den Europäern in sich selbst gewonnen. Auch nehmen fast ausschließlich nur diese verachteten Menschen unsere Religion an.

D. H.

**) Aber gerade der Mahometismus ist in den heißen Ländern dem Christenthume deßhalb gefährlicher, weil in diesem Theile von Asien fast durchgängig die Polygamie herrscht.

D. H.

viel, wie sonst. Die Inquisition läßt nur Bücher, und nicht mehr Menschen durch die Hand des Henkers verbrennen. Die Wallfahrten nach Mekka sind, wiewohl sie der Koran vorschreibt, fast gar nicht mehr gebräuchlich. Der Hindus ist nicht mehr so überzeugt, daß er durch das Untertauchen in das Wasser des Ganges allem Unglück zuvorkomme, oder seine Verbrechen aussöhne *). Der Groß-Lama hat keinen Einfluß mehr in die weltlichen Angelegenheiten Indien's, und wir haben gesehen, daß in Tunkin durch eine ähnliche Reinigung der religiösen Meinung, die vorgebliche Bewegung der Barken durch Schutzgeister, denen sie gewidmet sind, keine großen und wichtigen Folgen habe. In Krankheiten wendet man sich öfter an die Aerzte, als an die Priester. Die Zauberer sind nicht mehr so furchtbar und der Teufel verliert täglich an Ansehen **).

7) So wie die Religionsbegriffe, zugleich mit denen, welche die Industrie betreffen, aufgeklärter werden, verrathen die Klassen von Menschen, die am wenigsten unterrichtet zu seyn scheinen, neue Einsichten. Der Lappe fängt an,

*) Woher hat der Verf. diese merkwürdige Neuigkeit? Die jüngsten Englischen Nachrichten sagen hiervon nichts.

D. H.

**) Wenn gleich der Aberglaube im Ganzen bei einigen Völkern Asien's im Abnehmen seyn mag, so scheint dennoch der Verf. ihm bei den Asiatischen Nationen, welche ihren Sitten so sehr anhangen, eine zu schnelle Abnahme zuzuschreiben.

D. H.

mit dem Landbau bekannt zu werden; der Sibirier wendet mehr Kunst auf seine Jagd; die in America herumziehenden Horden können schon über 20 zählen; der Hottentotte verkauft des Morgens nicht mehr das Bette, das er auf den Abend nöthig hat; und die Völker, welche sich bereits zum Nachdenken gewöhnten, haben darin grosse Fortschritte gemacht. Fast das ganze wissenschaftliche System ist verändert worden. Das Weltgebäude hat in unsern Tagen eine grosse Ausdehnung erhalten; neue Sterne, neue Planeten und neue Trabanten schon bekannter Planeten sind entdeckt worden. Die vier Elemente sind verschwunden und man weiß noch nicht, welche Substanz diesen Namen verdiene. Die Reiche der Natur haben fast keine Gränzen mehr. Man hat die Materie überall für gleichartig, doch unter einer Reihe von Modificationen, anerkannt. Die fünf Sinne schränken sich auf den Sinn des Gefühls ein, der auf verschiedene Organe wirkt. Die Künste haben für die Wissenschaften Werkzeuge geschaffen und ihre Entdeckungen benutzt. Erde, Wasser, Luft und Feuer sind dem Dienste des Menschen unterworfen, und durch ihre Hülfe hat man wunderbar wirkende Kräfte erhalten. Maschinen, statt der Hände gebraucht, haben regelmäßiger, schneller und mit solcher Genauigkeit und Geschicklichkeit gewirkt, daß das Leblose mit Ueberlegung zu handeln schien. Man kann den Einsichten, dem Kunstfleiße des Menschen und der daraus entstehenden Kraft keine Gränze bestimmen.

Ist nun auch der Tunkinese von diesen Wunderdingen noch fern, so ist er doch auf dem Wege, der

dahin führt: das Fortschreiten in diesen Künsten geht bei dem Tunkinesen langsam; indessen legt man sich dennoch stärker darauf, als vormals. Er fischt mit mehr Kunst, und fabricirt geschwinder, mit geringerm Aufwand und regelmäßiger. Man versteht sich besser auf die Form, auf das Segel- und Tauwerk, so wie auf die Regierung der Schiffe, und da seine Industrie jährlich zunimmt, so darf man ihr bald beträchtliche Fortschritte zutrauen.

8) Tunkins Lage und manche andere Umstände sind der Vervollkommnung dieses Staates günstig. Durch die Lage an der See, hat er zur Erleichterung des Verkehrs mit den Ausländern, Mittel zur Belehrung, die den, weiter vom Meere gelegenen, Ländern fehlen. Da sich der Umfang der Ideen erweitert hat, so sind durch das fremde Militär (französisches) besonders viele neue Begriffe über das Kriegswesen in Umlauf gekommen, und in Ausübung gebracht.

9) Sechs Staaten, vormals unter verschiedenen Regenten, stehen jetzt unter einem einzigen. Durch diese Verbindung genießen sie die Vortheile großer bedeutender Staaten. Dahin gehören die Vereinigung ihrer Kräfte zu ihrer Vertheidigung, die Gemeinschaft ihrer Producte, der gegenseitige Beistand in Widerwärtigkeiten, vorzüglich das Aufhören der bürgerlichen Kriege, die so viel Tunkinesisches und Cochinchinesisches Blut gekostet haben.

10) Die abgeschmackte Abneigung zwischen beiden

Nationen, die gleichen Ursprung haben, muß jetzt aufhören, da sich ihre vornehmsten Personen an dem Hofe eines gemeinschaftlichen Oberherrn vereint finden, da die Bewohner beider Länder in beiden Staaten gemeinschaftlich dienen, und da die Verschiedenheit der Vortheile, wodurch der Haß genährt wurde, vertilgt ist. Indeß wäre es möglich, daß die Uneinigkeiten durch den Entschluß, den der Kaiser gefaßt hat, lieber in Cochinchina, als Tunkin zu wohnen, durch einige Vorliebe zu den Cochinchinesen, seinen alten Unterthanen, durch die Vermehrung der Auflagen und durch den Plan, einen von seinen Söhnen zum Nachtheil der Kinder seines Sohns, den er schon zum Erben erklärt hatte, auf den Thron zu setzen, wieder belebt werden. Von diesen Anlagen haben wir auf die möglichen Folgen hingewiesen. Jedoch sind dies vielleicht nur Wolken, welche der große Ruf eines, durch seine Siege berühmten Kaisers, die Weisheit eines in der Regierungskunst erfahrnen Fürsten und die Vortrefflichkeit einer zahlreichen, disciplinirten und folgsamen Armee bald zerstreuen kann.

11) Tunkin darf sich auch mit der Hoffnung schmeicheln, noch lange gegen auswärtige Kriege gesichert zu seyn. Es hat nichts von den übrigen Regenten der Halbinsel, worauf es gelegen ist, zu fürchten, denn es übertrifft sie alle an Kräften. China, die einzige ihm furchtbare Macht, kann es nicht angreifen, ohne durch Wüsteneien zu gehen, welche den Angriff schwer und die Vertheidigung leicht machen. Tunkin hat Plätze, die nach europäischer Art befestigt sind, und die man in

diesen Ländern nicht zu belagern versteht. Seine Tactik und militärische Einrichtung übertreffen die chinesische bei weitem. Der größte Theil der Küsten ist von der Natur durch Untiefen geschützt, die das Annähern großer Fahrzeuge nicht verstatten. Die Mündungen der Flüsse, welche für große Schiffe fahrbar sind, können leicht durch Land-Batterien gesperrt werden; und seit vielen Jahren ist die Seemacht der Chinesen so schwach gewesen, daß sie kaum den Seeräubern widerstehen kann. Der Friede würde noch sicherer erhalten werden können, wenn nicht der Regent von Tunkin öffentlich den Titel eines Kaisers angenommen, und dadurch bewiesen hätte, daß er sich der chinesischen Oberherrschaft entziehen wolle. Sollte ein Krieg ausbrechen, so ist es bei den großen und starken Mitteln, die Tunkin jetzt besitzt, nicht wahrscheinlich, daß sich dieser Krieg zu seinem Nachtheil endigen werde.

12) Gegen angreifende Kriege gesichert, hat Tunkin keinen Vortheil davon, wenn es von selbst Krieg anfängt. Jetzt haben die kaiserlichen Staaten ihre gehörige Festigkeit und sind von allen Seiten durch natürliche Gränzen bezeichnet. Ketten von Bergen trennen sie von Siam und Pegu. Wüsteneien scheiden sie von China; und die Städte werden durch Gräben und Mauern dagegen geschützt. Wollte man die Besitzungen bis über diese Gränzen erweitern, so würde die Vertheidigung kostbar und mühsam, und die Erhaltung schwer seyn.

13) Wenn Tunkin seinen Vortheil kennt, und weise

genug ist, sich im Friedensstande zu erhalten, so wird sein Fortschreiten zu einer größern Vervollkommnerung nicht lange ausbleiben. Da übrigens der Verkehr zwischen den, jetzt unter einem Regenten stehenden, Unterthanen unbeschränkt ist, so müssen sich die, welche von ihnen noch in einem wilden Zustande leben, den Sitten gebildeter Völker nähern, von ihren Künsten lernen und Geschmack an den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens gewinnen.

14) Wie viele glückliche Wirkungen müssen aus dem Schutze, den man den Studien angedeihen läßt, aus der Anlegung öffentlicher Schulen, aus der Anwendung der höchsten Macht, um die Jugend zum Unterricht zu nöthigen und aus den hervorstechenden Vorzügen, die man der Kenntniß beilegt, entstehen?

15) Da der Handel der vorzüglichste und fast einzige Gesichtspunkt ist, unter welchem die Europäer die indianischen Staaten betrachten, so müssen wir alle Verhältnisse, worein man sich mit Tunkin einlassen kann, mit besonderer Aufmerksamkeit prüfen und wir werden finden, daß dieser Handel, wenn er seine möglichste Ausdehnung erhielte, vielleicht allen übrigen, den die Europäer jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung führen, an Gewinn übertreffen würde. Der Beweis ligt in seiner Aehnlichkeit mit dem chinesischen Handel, den man doch für den, der ostindischen Compagnie in England vortheilhaftesten hält. Man nimmt an, daß England 3000 Seeleute und 20,000 Tonnen dazu gebrauche, und daß der brittische Schatz baar 72 Millionen daran gewinne.

Dieser Handel mit Tunkin gewährt mehr Vortheile, als der Handel mit China und es giebt einige, die ihm besonders eigen sind. Wenn die Kunst, den Thee zu den Versendungen nach Europa zuzubereiten, und die Vorsicht, wohlriechende Blätter, die dieser Pflanze ihren Geschmack, Geruch und Würze mittheilen, auf den Boden der Kisten zu legen, in Tunkin gehörig angewandt würden, so würde wahrscheinlich sein Thee gleichen Werth und Abgang als der chinesische bekommen.

Tunkin hat ferner, so wie China, den besten Thon zum Porzellan; es fehlt ihm nur an Arbeitern. Viele andere Nahrungsmittel oder Waaren können von gleicher oder noch vorzüglicherer Beschaffenheit, und um weit geringern Preis, geliefert werden. Gewöhnlich kauft man in Tunkin das Pfund Zucker für zwei Sols und einige Deniers; den Reiß zur gewöhnlichen Zeit für sechs Deniers, und da der Reiß die allgemeine Nahrung des Volks ist, so hat der geringe Preis desselben auch auf den geringen Preis aller Handarbeit und der Werke des Kunstfleißes Einfluß. Es giebt auch manche Arbeiten, z. B. die einfachen Zeuge von Baumwolle und Seide, die vor den chinesischen einen Vorzug haben. Da Tunkin von Europa nicht völlig so weit entfernt liegt, so ist auch die Schifffahrt nicht so lang und kostbar, und bietet den Chinafahrern einen Ruheplatz an. Sollte China wie es schon öfters gedroht hat, seine Verbindungen mit Europa aufgeben, so würde Tunkin eine sehr vortheilhafte Entschädigung verschaffen.

16) Wenn Tunkin sich auf den auswärtigen Handel einließe, so würde die Ausfuhr vielen dort überflüssigen Landesproducten einen großen Werth geben, da sie in andern Ländern theuer bezahlt werden. Der für unsere Fabriken so nothwendige Indigo findet in Tunkin keine Abnehmer. Wie viel andere Producte, die man jetzt nicht anbauet, würden vermehrt werden, wodurch dann Europa eine große Menge neuer nützlicher und angenehmer Waarenzufuhren erhalten könnte. Was für eine Quantität Goldes könnte man aus diesem Lande ziehen, wenn die Regierung zur Förderung der Minen zu bewegen wäre. Noch nützlicher würde die Ausfuhr des vortrefflichen Bauholzes seyn. Solche Waaren hingegen, welche in Europa keine Abnehmer fänden, ließen sich sehr vortheilhaft in anderen Theilen Indiens absetzen.

Endlich gewährten diese Handelsverbindungen wohl auch dadurch keinen geringen Vortheil, daß man aus diesem Lande selbst Menschen zu erhalten suchte, um, wie die Spanier, Engländer und Holländer mit Chinesen, die europäischen Niederlassungen in Indien zu bevölkern. Ist diese Ausführung der Einwohner ein Betrug, so ist er einer von denen, die sich am ersten entschuldigen lassen, weil sie auf die Verbesserung des Schicksals der Menschen und auf die Hemmung der Tyrannei der Regierung, durch die veranlaßte Befürchtung einer solchen Auswanderung abzielt.

17) Die Aussicht für die Einfuhr in Tunkin ist weniger glänzend; indessen darf man doch einen vor-

theilhaften Absatz von vielen Waaren, z. B. von Schwefel, Blei, Blech, Spielzeuge, Glas und Spiegelwaare erwarten. Dies würde auch der Fall mit unsern Uhren seyn, wenn sich nämlich Künstler daselbst ansiedelten, um die Arbeiten, die wegen der dortigen Witterung leicht Schaden leiden, wieder auszubessern.

Obgleich dieses Land eine ziemlich große Menge Apothekerwaaren besitzt, so fehlen ihm doch einige. So z. B. der Theriak, eine Arznei, die zur Heilung gewöhnlicher Krankheiten in diesem Lande, erforderlich ist. In Absicht der Zeuge darf man sich nicht schmeicheln, viele Tücher einzuführen, weil die gewöhnliche Hitze der Seide und Baumwolle den Vorzug giebt, und diese um einen geringen Preis zu haben sind; doch würde man einige Stücke von scharlachrothem Tuche zu Sandalen absetzen. Strickwerk von Wolle zur Kleidung würde wahrscheinlich ebenfalls Abnahme finden, weil sie nicht nur einen minder heißen Anzug liefern, sondern auch als dort unbekannt, den Reiz der Neuheit hätten. Seidene Zeuge mit Blumen von verschiedenen Farben, welche Europa verfertigt und mit einem höhern Geschmack und größerer Feinheit schattirt, würden die bisherigen verdrängen. Die gemalten Zeuge, welche Europa den indischen und persischen nachmacht, könnten ebenfalls in den Handel kommen. Auch könnte man sehr einfache musikalische Instrumente einführen. Magnete und Compasse würden großen Absatz erhalten, da man bei der dort steigenden Schifffahrt sie bald wird nöthig haben; ja selbst als mechanische Spielereien würden sie Abnehmer finden. Bei der

steigenden Cultur Tunkins führte man höchstwahrscheinlich noch andere europäische Arbeiten dort vortheilhaft ein.

18) Diese Darstellung der Vortheile, welche Europa von einer Handelsverbindung mit Tunkin haben kann, bietet zwar triftige Gründe dar, weshalb Europa diese Verbindungen suchen muß, aber keine, warum Tunkin solche Verbindungen annehmen sollte. Der innere Handel greift in das Wesen des Staats. So verhält es sich aber nicht mit dem auswärtigen Handel. Dieser ist für jede Nation, die in ihrem eigenen Lande nicht hinlängliche Mittel zu ihrer Erhaltung hat, durchaus nothwendig. Er ist vortheilhaft für die, welche manche nützliche Dinge nicht besitzen, die sie durch den Eintausch gegen überflüssige Dinge erhalten können. So ist er auch nützlich für Staaten, welche ihre Bürger nicht genug beschäftigen können und ihnen dadurch eine Beschäftigung verschaffen, daß sie sie als Helfer bei dem Handel zu Schiffe gebrauchen. Nationen hingegen, welche mit allem dem, was ihnen nöthig und wirklich nützlich ist, versehen sind, können von dem Ausländer nur überflüssige Dinge erwarten, und die Einführung neuer, nicht durchaus nothwendiger Waaren, könnte neue Arten des Aufwandes und des Luxus fürchten lassen. In dieser Lage befinden sich viele asiatische Staaten und so besonders Tunkin.

19) Zuförderst ist es nicht zu vermuthen, daß der Kaiser seinen Unterthanen erlaube, für sich selbst den auswärtigen Handel zu treiben, sich auf eine weite

Schifffahrt einzulassen und auswärtige Häfen zu besuchen. In Tunkin, wie bei mehreren Regierungen Asiens, ist es ein strenge befolgter Grundsatz, den Einwohnern das Weggehen aus dem Staate zu verbieten, und dieses Verbot ist nicht bloß der Druck eines Tyrannen, der seine Unterthanen für ein Eigenthum des Throns ansieht und sich aller Mittel sie zu behalten, versichert; sondern es ist auch die Folge eines strengen Despotismus, der nicht zugeben darf, daß man andere Staaten, und hierdurch zugleich die eigentlichen Gränzen der Macht der Regierung kennen lerne, und ein Gefühl von Kraft bekomme, das sich mit einer tiefen Unterthänigkeit nicht verträgt.

20) Ferner sucht eine jede weise Regierung ihre Unterthanen, so weit es nur der Boden zuläßt, zu dem Ackerbaue zu bestimmen, um den Staat so viel möglich vom Auslande unabhängig zu machen; auf den Landbau folgen dann die mechanischen Künste und Manufacturen, und nur erst nach diesen kommt der Handel. Tunkin hat aber noch Wüsten genug urbar zu machen und zu bevölkern, so wie wilde Thiere auszurotten; auch fehlen ihm noch viele unentbehrliche Künste, und die, welche es treibt, sind unvollkommen.

21) Aber selbst wenn die Cultur und Künste bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gediehen sind, so bleibt es dennoch, wenigstens für einige Völker die Frage: ob sie sich auf Schifffahrt einlassen sollen? Der Seemann hält sich weniger zu seinem Vaterlande

und zu seiner Familie, als jede andere Klasse von Bürgern. Das Meer ist ein Element, dessen öfteres Befahren eine große Menge Menschen kostet. Da dieses Element nicht, wie das Land, einer genauen Bezeichnung des Eigenthums fähig ist, so verlangt der Seehandel den Beistand und Schutz einer bewaffneten Seemacht, deren Unterhaltung kostbar ist. Die Concurrenz mit den andern Nationen im Seehandel veranlaßt Mißhelligkeiten und Kriege, wozu der Aufwand fast immer den Handels-Profit verzehrt. Wenn der weise Washington bei der Niederlegung seiner öffentlichen Geschäfte seinen Landsleuten den Rath gab, sich nicht mit der Schiffahrt abzugeben, so scheint er dieses nicht bloß seinem Vaterlande, sondern jedem Volke, das sich seine Bedürfnisse selbst verschaffen kann, gesagt zu haben *).

22) Da die Ausfuhr aus Tunkin hauptsächlich in Landes-Producten, die Einfuhr dagegen in fabrizirten

*) Es hieße die Geduld der Leser mißbrauchen, wenn wir hier die weitläuftige und nicht sehr belehrende Auseinandersetzung des Verf. folgen ließen, wodurch er darzuthun sucht, daß der jetzige Kaiser schwerlich den Handel der Europäer in Tunkin begünstigen werde, besonders da er durch die, in Hindostan so sehr überhand genommene, Uebermacht der Britten gewarnt sey. Indeß nimmt der Verf. dabei dennoch an, daß in der Folge der Zeit, selbst der Armuth der dortigen Kaufleute ungeachtet, wohl ein Handel zwischen Europa und Tunkin auf einen solchen Fuß zu Stande kommen könne, als der europäische Handel in China. D. H.

Sachen bestehet, so muß an den Handels-Verbindungen mit diesem Lande besonders denjenigen europäischen Nationen liegen, welche großen Werth auf diese Producte setzen, so wie auch solchen, die Manufacturen treiben; und je nachdem sich Tunkin mehr dem Luxus ergeben, oder sich nur auf nothwendigere Bedürfnisse beschränken wird, müssen diese oder jene Nationen, je nach der Natur ihrer verschiedenen Manufacturen bei Tunkins Handel den Vorzug erhalten.

23) Wie sehr übrigens auch Handels-Gesellschaften bei Einigen in Mißcredit stehen mögen, und was für Einwürfe man auch gegen ihren Werth gemacht hat, so scheint es dennoch, daß die Nationen, welche mit Tunkin Handel treiben wollen, sich dieser Form unterwerfen müssen; erstlich, weil die große Entfernung die genaue Kenntniß von der Lage und den Bedürfnissen des Landes hindert, und daher die Uebersendungen, die nicht sorgfältig verabredet sind, durch die zu große Menge der nämlichen Waaren nachtheilig werden können; ferner, weil es beim Handel mit einer Nation, die nicht an den Handel gewöhnt ist, Vortheil gewährt, daß man ihr nur einen einzigen Verkäufer darbietet. Hierdurch wird der Preis erhöhet, und der Rabatt vermindert, der aus der Concurrenz erwächst. Ueberdies sind die dortigen Kaufleute arm, und die Prozesse müssen daher nothwendig durch Ansehen und Macht unterstützt werden; eine Corporation kann sich also weit mehr den Bedrückungen entziehen und ihre Rechte geltend machen; endlich, da nach der politischen Staats-

Verwaltung Indien's, die Kaufleute einer Nation für das schlechte Betragen eines ihrer Glieder verantwortlich sind, so ist es ebenfalls gerecht und weise, daß eine National-Conföderation Agenten wähle, für die sie einstehen muß.

24) Unter dieser Ansicht bietet sich der künftige Handel von Tunkin dar, wenn man ihn nach den angenommenen Meinungen beurtheilt.

25) Zieht man das Schicksal Tunkin's in Betracht, nicht nur in Hinsicht auf den Handel, sondern auch in allgemeinen Rücksichten, und urtheilt nach dem, was den meisten Einfluß darauf haben muß, so darf man eine sehr günstige Idee davon fassen. Wahrscheinlich wird dies Land unter der Regierung eines Fürsten aufblühen, der Alles seinem Muthe, seiner Festigkeit in den verzweiflungsvollsten Lagen, seiner Ueberlegenheit in der Kriegskunst, seiner Politik, und der großen Kunst der Fürsten, Menschen zu regieren, verdankt.

E n d e.

AUG -7 1928